

eine selbsternannte postkoloniale Anthropophag_in, die für die Besetzung der dominanten Sprache plädiert, um die Realität zu verändern im Dissens zu Normen der Sprache selbst, im Dissens zu Normalisierungsdiskursen im Allgemeinen, im Dissens zu Assimilationsanforderungen und zu Assimilationswünschen und zu Integrationsbemühungen. Und dadurch das eigene Sprechen in bestimmte Diskurse einschreibt. Gleichzeitig das Wissen über andere Positionen. Die Spannung zwischen dem Bestreben, ungleiche Machtverhältnisse zu kritisieren und verändernd auf sie einzuwirken, und dem Bedürfnis, dem Bedarf oder der Notwendigkeit Anderer nach schnellstmöglicher Assimilation in dominante Verhältnisse. Widersprüche auszuhalten und als produktive Momente zu betrachten.

Rubia Salgado / maiz Aus der Praxis im Dissens

Aus der Praxis im Dissens

Rubia Salgado / maiz

**Aus der Praxis
im Dissens**

Rubia Salgado / maiz

**Aus der Praxis
im Dissens**

Herausgegeben von
Andrea Hummer

**transversal texts
transversal.at**

ISBN der Printversion: 978-3-903046-02-3
transversal texts

transversal texts ist Textmaschine und abstrakte Maschine zugleich,
Territorium und Strom der Veröffentlichung, Produktionsort und Platt-
form - die Mitte eines Werdens, das niemals zum Verlag werden will.

transversal texts unterstützt ausdrücklich Copyleft-Praxen. Alle Inhalte,
sowohl Originaltexte als auch Übersetzungen, unterliegen dem Copy-
right ihrer AutorInnen und ÜbersetzerInnen, ihre Vervielfältigung und
Reproduktion mit allen Mitteln steht aber jeder Art von nicht-kommer-
zieller und nicht-institutioneller Verwendung und Verbreitung, ob privat
oder öffentlich, offen.

Dieses Buch ist gedruckt, als EPUB und als PDF erhältlich.
Download: transversal.at
Umschlaggestaltung und Basisdesign: Pascale Osterwalder

transversal texts, 2015
eipcp Wien, Linz, Berlin, London, Zürich
ZVR: 985567206
A-1060 Wien, Gumpendorferstraße 63b
A-4040 Linz, Harruckerstraße 7
contact@eipcp.net
eipcp.net | transversal.at

Das eipcp wird von der Kulturabteilung der Stadt Wien gefördert.
Dieses Buch wird zusätzlich von der Kulturabteilung des Landes
Oberösterreich gefördert.



Inhalt

Die Einleitung	11
„Ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch“	15
<i>Die Rede der Äffin</i>	
Notizen über das Menschenwerden, Affen, Migrant_innen und Kulturarbeit	
Im Bordell	
<i>Ich</i>	
Kulturpolitik und die Leber: weil ich nicht gelblachend dahinleben möchte	25
<i>Meine Liebste – Teil 1</i>	
<i>Meine Liebste – Teil 2</i>	
<i>Meine Liebste – Teil 3</i>	
Beabsichtigt ist eine tiefe Veränderung im kollektiven Denken	
<i>Vergift mein nicht</i>	
Zusammenarbeit: Wenn Migrant_innen Voraussetzungen nennen	
Repräsentation und Praxis	
Transnarrative auf der Suche nach.	
<i>Unaufhörlich</i>	
Beißend erklingt die Frage. Anthropophagie und Kulturpolitik	57
<i>Anthropophagie und Akkulturation: eine Begegnung beim Ficken</i>	
Die Anthropophagie aus der Perspektive von Migrant_innen im europäischen Territorium	
<i>Beißender Optimismus</i>	
Chewing the Borders oder kauen, um wach zu bleiben, oder Widerstand im Widerspruch	
<i>Die Abgeschmackigkeit des Ewigen</i>	
Unbehaglich durchgehend	
Vor allem sind die Widersprüche meine Hoffnung	
<i>Spuren</i>	

„Bildet euch, denn wir brauchen all eure Klugheit.“	
Bildungs- und sprachpolitische Eingriffe	109
<i>Der Fall</i>	
Deutschkurse für Migrant_innen als politische Bildungsarbeit und die Grenzen der interkulturellen Pädagogik	
Was ist ein Museum? Das Lehren und Lernen der hegemonialen Sprache Deutsch	
Aufrisse zur Reflexivität. Das Erlernen der hegemonialen Sprache in Museen	
Mehrsprachig aber monolingual? Ansprüche und Widersprüche der pädagogischen Praxis im Fach Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung	
Jede Einstimmigkeit ist dumm	
<i>Eine homoerotischdepressive Kurzerzählung</i>	
Chroniken	181
Wie Anteilslose zu „Begünstigten“ (nicht) werden. Radikaldemokratische Hoffnung versus Frontex und dergleichen	
Against die Herrschaft des Dokuments	
<i>Amadeus</i>	
Nein, wir sind beim interkulturellen Rausch nicht dabei!	
Kurze Notizen zum Integrationsleitbild	
Partizipation und dokumentarischer Stil. Zur Kooperation von Künstler_innen und Migrant_innen in partizipatorischen Kunstprojekten	
<i>Janelas / Fenster</i>	
Die Praxis, noch einmal	213
<i>Sie ging und trug in sich den Himmel</i>	
Kartografische Eingriffe	
„Wir gehen nicht!“	
Wer fragt? Wer wird gefragt?	
Warum glaubst du, dass ich tanzen gehe?	
<i>Aquariumsgeschichten</i>	
Leck mich – ich komme! Provokationen des Rassismus und die antirassistische Handlung von Migrant_innen	
<i>Das Schlimmste</i>	
Zu Autor_in und Herausgeberin	266
Erscheinungsgeschichte der Beiträge	267

No pasarán!
Eu passarinho.
Mario Quintana revised

DIE EINLEITUNG

Ich blute intensiv Eu menstruo intensamente. Nicht notwendigerweise oder exklusiv im Sinn von Quantität Não necessariamente ou exclusivamente no sentido de quantidade. Und gestatte das Adverb mir, dass ich ihm eventuell eine weitere Bedeutung zufüge: ich blute intensiv, weil seit einem Jahr E me permita o advérbio que o propicie de eventualmente mais um sentido: menstruo intensamente porque há um ano. Fortlaufend Ininterruptamente.

Die Relevanz der Erzählung über meinen Körper im Wechsel liegt auf der Hand: die Zeit A relevância do narrar sobre meu corpo em menopausa aqui à vista: o tempo. Aus der Zeit, die bereits vergangen ist, über 20 Jahre politische Arbeit in Österreich, einige Dokumente in dieser Sammlung Do tempo que passou, mais de 20 anos de trabalho político na Áustria, alguns registros neste compêndio. Aus der Zeit, die gerade vergeht: weiterhin Verblüffung Do tempo que passa: um atordoamento que persiste. Politische und ethische Verblüffung Atordoamento político e ético. Eine Empörung ohne Ende und Boden Uma indignação sem fim e fundo.

Die Texte, die in diesem Buch versammelt vorliegen, sind unterschiedlichen Gattungen zuordenbar. Sie lassen sich jedoch in zwei Typen unterteilen: bereits publiziert und noch nie publiziert. Zum ersten Typ gehören die meisten. Es sind Textbeiträge, die in ihrer Mehrheit von mir als maiz-Frau* verfasst wurden. In manchen dieser Texte vermischen sich Register, wie auch hier. Interventionen in die deutsche Sprache überlebten die Korrekturversuche und stechen ab und zu heraus und hinein. Diese Texte existieren nicht ohne maiz und wären ohne dieses Kollektiv nie entstanden.

Daher die geteilte Autor_innenschaft. Daher immer wieder ein Glücksausbruch, denn manchmal doch einsam, aber nie allein. Daher eine Dankaussage an alle maiz Frauen*. Und bei diesem Buchprojekt vor allem die Dankaussage an Gergana Mineva und an Luzenir Caixeta für die Feedbacks und für das Zusammendenken.

Die Texte sind in den letzten 20 Jahren in verschiedenen Medien erschienen. Ein Textverzeichnis am Schluss dokumentiert die Erscheinungsgeschichten der einzelnen Beiträge. Für diese Ausgabe wurden sie neu lektoriert und redigiert. Um Wiederholungen zu vermeiden, wurden einige Texte stark oder leicht gekürzt. Eine Vereinheitlichung bestimmter Schreibformen wurde angestrebt und bewirkt Veränderungen im Vergleich zu früheren Auflagen vieler Texte. Ein philologisches Fixieren der *echten* Quellen wäre eine unmögliche Aufgabe. Abgesehen davon, dass diese Texte mit höchster Wahrscheinlichkeit nie Gegenstand philologischer Arbeiten bilden werden.

Zum zweiten Typ gehören Schriften, die ich gerne als begleitendes Schreiben bezeichnen würde. Zuordnungen zu Gattungen sind auch hier nicht immer möglich. Sie streben weder ein autobiografisches Dokumentieren noch ein fiktionales Vorhaben an. Obwohl sie beides sind.

Der Grund, dieses Buch zu veröffentlichen ist politischer Natur. Es ist eine Handlung, die *eine* Dokumentation der widerständigen Arbeit von Migrant_innen in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern beabsichtigt. Kulturpolitik, Migrationspolitik, Bildungspolitik, Sprachpolitik. Der Grund dieser Texte bestehend aus Widerstand und Verletzlichkeit. No pasarán! Eu passarinho.¹

¹„No pasarán“ bedeutet auf Deutsch „Sie werden nicht durchkommen!“ und ist ein antifaschistischer Spruch aus dem spanischen Bürgerkrieg. „Passarinho“ ist die Verkleinerungsform

Zu einigen damaligen Formulierungen und Aussagen stehe ich nicht mehr ganz entschieden, sogar manchmal gar nicht mehr. Einige davon habe ich aus dem Bildschirm und somit aus der vorliegenden Version gelöscht. Gespeichert existieren sie aber noch. Viele blieben. Dokumentarisch.

Die Äffin, die Anthropophagie - zwei Motive

Die Firma Hagenbeck existierte, stellte ich fest. Hagenbeck ist der Name der Firma, die in Kafkas „Ein Bericht für eine Akademie“ genannt wird. Die Firma, die den zum Menschen gewordenen Affen nach Europa transportierte. Ich erfuhr über seine vergangene Existenz in einem Buch, das auf einem Nachttisch bei einer der Übernachtungen anderswo lag, eine Tagung irgendwo, ein Plenum. In der Schweiz. Das Buch erzählte über die Verstrickungen der Schweiz in koloniale Praxen.²

Kafkas Bericht las ich viel früher, doch erst auf europäischem Territorium, maiz war bereits gegründet. Unser Kampf um Existenz als Selbstorganisation damals bereits gestartet. Das Plot als übertragbar auf unsere Situation(en) als Migrant_innen in der *Alten Welt* gelesen. Der Affe als Metapher für die von den Europäer_innen als Barbaren betrachteten Menschen. Der Affe, der die Sprache erlernt, der *wie ein Mensch* wird, redet vor der Akademie. Die Analogie zu meiner Position als intellektuelle Migrant_in in Europa. Der Affe von Kafka jedoch fügt sich ein. Re-affirmiert den kolonialen Imperativ zur

von „pássaro“ und bezeichnet auf Portugiesisch einen kleinen Vogel, meistens einen Singvogel. „Eu passarinho“ wörtlich übersetzt würde „Ich Vogel“ oder „Ich kleiner Vogel“ lauten.

²Das Buch heißt „Wildfremd, hautnah. Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835-1964“ und wurde von Rea Brändle 2013 beim Rotpunktverlag, Zürich, veröffentlicht.

vermeintlichen Zivilisierung. Aber warum wohl diese Aussage? Woher solche Aussagen? Keine Lust zu zitieren. Um etwas Geschriebenes zu belegen. Meine Ausgangsposition, meine Position, niemals gleichzusetzen mit seiner. Anders, wird behauptet, die Anthropophagie: Eine Strategie, um der unausweichlichen Kolonialisierung zu widerstehen. Den Anderen zu assimilieren, um eine Synthese zu produzieren. Aber kein Entkommen: denn what the fuck soll diese Sache mit der Synthese und zweitens: Um anthropophagisch zu agieren und – ermutigt durch einen schreibbaren Text im Sinne von Roland Barthes in deutlicher Nähe zum Konzept der Anthropophagie – einen anderen Text zu schreiben, der die Funktion der Markierung der subversiven Differenz zu europäischen Modellen erfüllen würde, muss ich als Schreibende erstens nicht nur den konkreten Zugang zur Quelle haben, d. h. zu den materiell existierenden Texten, sondern mir einen spezifischen Zugang zu den Texten aneignen; zweitens muss ich über die notwendigen (Zeit)Ressourcen, die die Lektüre voraussetzt, verfügen.

Es tut mir leid, wenn ich sympathisierende Leser_innen gleich – oder spätestens – in diesen einleitenden Zeilen enttäusche. Ich gehöre zu einer gesellschaftlich privilegierten Gruppe. Obwohl nicht majoritär. Wie Privilegien in Waffen im politischen Kampf umzuwandeln bildet eine unter anderen großen Herausforderungen.

Eine nicht konventionelle Dokumentation widerständiger Prozesse in diesen von rassistischen, reaktionären und neoliberalen Politiken eingedrungenen Zeiten macht – so sagt mir mein Verstand – Sinn. Und so sehr ich mich mit der Zeit für die Idee dieses Buchs begeistern konnte, so sehr bleibt die Herausforderung als Widerspruch latent, pulsierend.

**„ICH, FREIER AFFE, FÜGTE MICH
DIESEM JOCH“**

DIE REDE

Die Dichterin ist nicht unschuldig.
Nicht unschuldig ihre Wörter.
Sich Schuld abzusprechen,
nicht ihre Absicht.
Die Dichterin wird gehört,
bekennt Geschichte und Schuld:
Gewinn daraus gezogen
und Lust.

Äffin in der Kolonie geworden
Äffin in der Metropole geblieben.
Auf Bühnen ist sie gestiegen:
Äffin aus der Kolonie,
Unterhaltung in der Metropole.

Vor dem Spiegel weiß,
androgyn und kein Weib,
liegt die Bühne nicht in Bordellen:
Sie redet vor Aktivist_innen,
Künstler_innen, Intellektuellen.

Die Äffin ist immer einsam,
denn das Bild meistens trügerisch.
Einsam unter ihresgleichen,
die nie ihr gleich sind.

DER ÄFFIN

Die Äffin, die hier redet,
redet einsam und entbehrt.

Einsam sammelt sie Reste,
einsam leckt sie Wörter,
einsam schluckt sie Steine,
einsam weint sie Angst.

Im Dunkeln spuckt sie Schuld,
aus dem Inneren ein Schleim.

Das Dichten in Zeit und Raum?
Poesie und Politik.

Entblößungspoesie.

Empörungspoesie.

Der Tod in Westeuropa,
außerhalb seiner Grenzen,
durchdrungen in seinen Zäunen,
innerhalb seiner Zimmer.

Die Dichterin ist eingeschlafen.
Einsam.

NOTIZEN ÜBER DAS MENSCHENWERDEN, AFFEN, MIGRANT_INNEN UND KULTURARBEIT

Um über das gegenwärtige Verhältnis der österreichischen Gesellschaft zum „Fremden“ im Hinblick auf Kulturpolitik zu sprechen, Forderungen zu stellen und Strategien vorzuschlagen, erscheint mir als aufschlussreich, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Da der Rahmen dieses Artikels keinen ausführlichen Bericht über diese Vergangenheit ermöglicht, beschränke ich meine Rückschau auf einige Aspekte mancher europäischen „Begegnungen mit dem Fremden“.

Der eurozentristische Blick und die technische (besonders militärische) Überlegenheit der Europäer_innen bestimmten die Begegnungen zur Zeit der Kolonisierung und die darauffolgende Entwicklung der Verhältnisse zwischen den *selbsternannten* Zivilisierten und den *fremdbenannten* Barbaren. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts fanden zahlreiche Forschungs- und Entdeckungsreisen statt. Parallele Begleitung dieser Reisen waren literarische Darstellungen und Deutungen der außereuropäischen Kulturen, die eine Wahrnehmung und Beschreibung dieser Begegnungen vermittelten, wonach die kulturelle Alterität unter dem Blickwinkel des verlorenen Naiven und Natürlichen (Rousseau, Schiller) zu verstehen war. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden als Folge der Exkursionen in das „Fremde“ zahlreiche „Exemplare“ nach Europa gebracht und hier ausgestellt: Abschriften, Zeichnungen, Tiere, gefangene Einwohner_innen der erforschten Gebiete ...

Noch bevor ich die gegenwärtigen Assoziationen und Kontinuitäten dieser Herangehensweise erwähne, er-

weist sich eine Beschäftigung mit einem Text von Kafka als erleuchtend. Es handelt sich bei diesem Text um eine Parabel über den im eurozentristischen Sinn „menschenerwerbenden Prozess“. Es geht hier um die Rede eines Affen, der in einem afrikanischen Gebiet vom Mitarbeiter der deutschen Firma Hagenbeck gefangen wurde, um nach Europa gebracht zu werden. Der Autor betitelt seine Erzählung „Ein Bericht für eine Akademie“¹ und beginnt folgendermaßen:

„Hobe Herren von der Akademie!

Sie erweisen mir die Ehre, mich aufzufordern, der Akademie einen Bericht über mein öffentliches Vorleben einzureichen. In diesem Sinne kann ich leider der Aufforderung nicht nachkommen. Nabezu fünf Jahre trennen mich vom Affentum, eine Zeit, kurz vielleicht am Kalender ermessen, unendlich lang aber durchzugaloppieren (...) Diese Leistung wäre unmöglich gewesen, wenn ich eigensinnig hätte an meinem Ursprung, an den Erinnerungen der Jugend festhalten wollen. Gerade Verzicht auf jeden Eigensinn war das oberste Gebot, das ich mir aufgelegt hatte; ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch.“

Die Parallele zwischen der sarkastischen Parabel und der Situation von Migrant_innen, die sich der Aufgabe hingeben, sich auf dem europäischen bzw. österreichischen Territorium Anerkennung zu verschaffen, erscheint mir unerlässlich. Hier herrschen zwei Maxime: Anpassung und die Prädestinierung, Stereotypen zu entsprechen. Zwei Maxime, die auf einen ersten Blick als wider-

¹ Franz Kafka (1998): Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

sprüchlich gesehen werden könnten, die jedoch in der Logik der Dominanzkultur eine ergänzende Funktion besitzen und den Zusammenhang zwischen Rassismus und Exotismus beispielhaft darstellen. Die nur scheinbar widersprüchliche Verbindung zwischen Degradation und Faszination wird fortgesetzt.

Anerkennung?

„(...) *ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch*“, sagt der Affe aus Kafkas Erzählung. Das Adjektiv „frei“ verlangt an dieser Stelle eine nähere Auslegung. Warum frei, wenn er doch gefangen worden ist? Wo befindet sich die Grenze zwischen Freiheit und Unterwerfung? Ist der Akt, sich Anerkennung zu verschaffen, ein Akt der Unterwerfung oder der Freiheit?

Noch in einer Kiste eingesperrt und auf dem Weg nach Europa denkt der Affe: *„Ich hatte keinen Ausweg, mußte mir ihn aber verschaffen, denn ohne ihn konnte ich nicht leben. Immer an dieser Kistenwand – ich wäre unweigerlich verreckt. Aber Affen gehören bei Hagenbeck an die Kistenwand – nun, so hörte ich auf, Affe zu sein.“* Einen Ausweg zu finden ist Teil einer Überlebensstrategie und in diesem Zusammenhang wird nicht über Freiheit gesprochen: *„Nein, Freiheit wollte ich nicht. Nur einen Ausweg (...) Ich wiederhole: es verlockte mich nicht, die Menschen nachzuahmen; ich abtete nach, weil ich einen Ausweg suchte (...) Als ich in Hamburg dem ersten Dresseur übergeben wurde, erkannte ich bald die zwei Möglichkeiten, die mir offen standen: Zoologischer Garten oder Varieté.“*

Zwei Möglichkeiten: exotisches Tier oder bewundernswert assimiliertes und angepasstes Tier.

Diese zwei Möglichkeiten, die von Kafka als einander ausschließend dargestellt werden, erleben Migrant_innen oft als zwei Seiten der gleichen Aufforderung, die

ihnen, einen *Ausweg* versprechen. Einerseits widerspiegeln Migrant_innen die Bilder, welche ihnen zugeschrieben werden. Eine Haltung, die oft als ein Akt der Selbstrepräsentation (meistens in der Form von Folklore-darstellungen) vermittelt und sogar erlebt wird. Außerhalb der Rahmen dieser oft vorgetäuschten Selbstrepräsentationsmöglichkeit müssen sie sich anpassen. Eine Haltung, die von Abhängigkeit gekennzeichnet ist. Sowohl die Darstellung des Exotischen als auch das „Aufgeben“ der Differenzen werden in diesem Zusammenhang oft als Währung eingesetzt, mit welcher der Preis für die so gepriesene Integration bezahlt wird.

Aber abseits dieses Auswegs entwickeln sich bereits Prozesse unter den Migrant_innen, bei welchen sich verschiedene Möglichkeiten entfalten. Eine dieser Möglichkeiten besteht darin, aus der passiven Rolle herauszukommen, indem das System nicht mehr fatalistisch, sondern kritisch betrachtet wird, indem Vernetzung und Organisationsformen entwickelt werden, um Strategien und Alternativen zu suchen, die den Migrant_innen ermöglichen, als Protagonist_innen zu agieren und somit eine aktive und widerständige Rolle auch im Kulturbereich zu übernehmen. Es wird sich ebenfalls als notwendig erweisen, einen Diskussionsprozess zu führen, bei welchem Begriffe wie z. B. Herkunftskultur und kulturelle Identität, die eine Auffassung von Kultur als etwas Statisches beinhalten, kritisch untersucht werden.

Es geht weiters darum, im Bewusstsein der Differenzen und der Machtgefälle Rechte zu fordern, Raum zu besetzen und in einer dialogischen Bewegung eine Kulturpolitik zu realisieren, an welcher die Migrant_innen als Akteur_innen teilnehmen können.

Eine Kulturpolitik,

- die nicht nur eine gleichberechtigte Förderung, sondern eine kulturpolitische und förderpolitische Bevorzugung von kultureller Betätigung von Migrant_innen ermöglicht – auch von Beiträgen, die nicht ausschließlich als Folkloredarstellungen konzipiert werden,
- die Raum für kulturelle Betätigungen ermöglicht, die sich nicht ausschließlich an die Angehörigen der jeweiligen “Communities“ richten,
- die die Entfaltung kultureller und künstlerischer Initiativen von Migrant_innen fördert, die Rahmen und Barrieren zu sprengen vermögen ohne Differenzen auszulöschen,
- die Vernetzung von Kulturvereinen von Migrant_innen fördert und unterstützt,
- die die Entwicklung von Kultur- und Kunstvermittlungskonzepten unter der Mitwirkung von Migrant_innen unterstützt, die verschiedenen Gruppen den Zugang zu kulturellen Angeboten ermöglichen,
- die die kulturellen Beiträge von sozial benachteiligten Gruppen als solche anerkennt und sich gegen die Zuweisung dieser Betätigungen zum Sozialbereich positioniert,
- die das Recht von Migrant_innen auf Mitgestaltung und Mitwirkung in Entscheidungsprozessen im Kulturbereich anerkennt.

Erschienen: 2000

IM BORDELL

Ein Bordell, nichts Besonderes, ein Bordell eben. Im Bordell einige Frauen. Einige Männer, Gäste. Und Gäste sind Gäste, weil sie besonders empfangen werden. Nicht wie die Menschen, die mit uns mehr oder weniger intim sind und die uns gut oder zumindest so gut kennen, dass wir in ihnen keine Gäste sehen. Gäste werden meistens bedient. In Bordellen werden Gäste bedient. Aber nicht wie bei uns zu Hause, wo sie höflich das annehmen, was wir ihnen anbieten und sich dafür bedanken, wobei ihr Dank allein die Bezahlung dafür ist, dass sie bedient werden. In Bordellen bezahlen die Gäste Geld für das Erfüllen ihrer Wünsche, manchmal viel davon, manchmal etwas weniger, aber doch meistens bereits so viel, dass wir es als viel bezeichnen können. Und wenn ein Gast sich wünscht, mit einer Äffin Sex zu haben und bereit ist, dafür zu bezahlen, dann kann er, vorausgesetzt, dass eine Äffin „verfügbar“ ist, Sex mit einer haben. Wir müssen, wie die Leser_innen bereits erwarten werden, zugeben, dass solche Wünsche oft als antithetische Formulierungen zum Ausdruck gebracht werden. Und so passierte der Fall, den ich hier mit fester Absicht und ohne weitere Ausschmückungen zu schildern versuche, denn der Fall ist an und für sich so interessant und der Fiktion so nahe, dass jegliche Art von Zusatz unnötig wäre.

Ein Bordell, nichts Besonderes, ein Bordell eben. Im Bordell einige Frauen. Ein Mann, auch nichts Besonderes, ein Mann eben, dessen Eigenschaften nicht beschrieben werden müssen, weil sie uns hier nicht aufschlussreich erscheinen würden. Ein Mann ohne besondere oder extravagante oder erwähnenswerte Ei-

genschaften. Dieser Mann sucht sich unter fünf Frauen eine, mit der er Sex machen will. Alle versuchen, den Kunden zu beeindrucken. Nichts Besonderes: Wettbewerb ist überall. Eine unter ihnen wird von ihm zurückgewiesen: er schlafe nicht mit Äffinnen. Doch nach dem (wahrscheinlich) anstrengenden Umherrennen, geht er mit der von ihm als Äffin bezeichneten Frau ins Séparée. Eine Schwarze Frau.

Die Verkörperung der nur scheinbar widersprüchlichen Verbindung zwischen Degradation und Faszination wird fortgesetzt.

Erschienen: 2001

ICH

Ich nehme mir Zeit. Die Zeit, die ich mir stehle. Ich denke an das Schreiben. Das Schreiben, das mir ein Ich erlaubt. Ein Ich im Privaten. Das Private, das unaufhörlich politisch ist, aber im politischen Diskurs keinen Platz findet. Ein Ich, das beklemmt und fragil sein kann. Ein Ich, das sich dem Leben hingibt, dem Leben in seinen vielfältigen Formen. Ein Ich, das hinschaut, mitfühlt, leidet. Ein Ich, das Spuren in sich selbst kratzt. Ein Ich, das nirgends vorkommen soll. Daher das Schreiben ohne beauftragt zu werden. Ein Widerspruch, der lebenswichtig ist.

**KULTURPOLITIK UND DIE LEBER:
WEIL ICH NICHT GELBLACHEND
DAHINLEBEN MÖCHTE**

MEINE LIEBSTE,

wieder einmal sitze ich da vor dem Computer und kann meinem Wunsch, dir einen Brief zu schreiben, nicht entkommen. Stell dir vor, ich bekam den Auftrag, einen Text unter dem Motto *gelb lachen, Neid und Kulturarbeit* zu verfassen, und es fiel mir nichts Besseres ein, als an Zähne zu denken! Wer schreibt schon über Zähne in diesem Zusammenhang? Ich kann dein Lächeln vermuten und deinen Kommentar erraten: Keine Sorge, würdest du mir zuflüstern, als disconnected würde ich deine Gedankenvorgänge noch nicht bezeichnen. Ich, beruhigt, würde mich im Sessel zurücklehnen und weiterschreiben.

Dank der odontologischen Lehre und in Anlehnung an alltägliche Erfahrungen und Beobachtungen kann behauptet werden, dass wir als erwachsene Gestalten über 32 Zähne verfügen. Verfügen könnten, muss ich hinzufügen. Verfügen könnten, wiederhole ich.

Täusch dich aber nicht. Das Verfügen über 32 Zähne bietet keine Garantie dafür, nicht gelblachend unterwegs zu sein und das Verfügen über 32 Zähne bietet keine Garantie dafür, bissig unterwegs zu sein. Eigentlich frage ich mich, ob 32-Zähne-Inhaber_innen bissig unterwegs sein können. Selbstverständlich wird es darauf ankommen, was unter bissig verstanden wird. Aber darüber können wir ein anderes Mal reden, denn sonst komme ich nicht zum Gelblachen. Ich muss dir aber noch erzählen, auch wenn ich mich kurzhalten muss, dass ich mich heute an das Lied von den Titäs erinnert habe: *Ich traue niemanden mit 32 Zähnen ...*

Und damit deine Erklärung, meine Gedankenvorgänge seien nicht als disconnected zu bezeichnen, nicht

entkräftet wird, bemühe ich mich um eine Verbindung: Meine Eltern konnten mir keine regelmäßige Zahnarztbehandlungen bezahlen. Ich habe später verstanden, die Zahnschmerzen zu politisieren und seitdem habe ich auch verstanden, wie gewisse Nicht-32-Zähne-Inhaber_innen ihr Lachen politisieren können und warum sie es verabscheuen, gelblachend unterwegs zu sein, denn sie erkennen einen Zusammenhang zwischen gelblachend und entschuldigungsverpflichtet, unterwürfig und dank-sagend zu sein.

Um deine Erklärung noch einmal zu bekräftigen, betrete ich den Bereich der Kulturarbeit und stelle den von dir wahrscheinlich schon erwarteten Zusammenhang her. Ohne mich wieder einmal auf die odontologische Lehre zu beziehen, aber in Anlehnung an meine Erfahrungen als politisch organisierte Migrant_in in diesem Land wage ich zu behaupten, dass das Territorium der Kulturarbeit für nicht-gelblachende Migrant_innen äußerst schwer zu betreten ist. Wegen der bewussten Verweigerung, die erwartete Rolle zu spielen (d. h. als exotische Botschafter_in danksagend und gelblachend unterwegs zu sein) und der konsequenten Beanspruchung von Raum (und Mitteln!) im Feld der Kulturproduktion befinde ich mich (und alle andere maiz-Frauen) oft mit einer Vielfalt von Giften konfrontiert. Unter dieser Vielfalt befinden sich auch Gifte neidischer Natur ... Aber wie ich dir bereits in einem früheren Brief erzählt habe, weiß ich meine Leber zu schätzen, denn ohne eine halbwegs funktionierende Leber wäre das Lachen immer gelb, und ein gelbes Lachen taugt nicht. Es hinterlässt einen Gallengeschmack im Mund, der wieder geschluckt wird. Und das taugt nicht. Ich brauche eine widerstandsfähige Leber, welche die Vielfalt der Giftstof-

fe aushält und mir weiterhin ermöglicht, das anthropologische Lachen erklingen zu lassen: Dieses Lachen, das den Machthaber verunsichert. Und an dieser Stelle denke ich wieder an die Nicht-32-Zähne-Inhaber_innen.

Ich würde gern weiter schreiben, bin aber sehr müde ... Es ist Zeit aufzuhören, den Computer auszuschalten und (hoffentlich) gut zu schlafen. Ich melde mich bald wieder bei dir.

Erschienen: 2003

MEINE LIEBSTE,

ich sitze nicht wie gewöhnlich in der Küche, sondern im Wohnzimmer und schreibe dir diesen Brief, während ich billige Paprika-Chips esse, oder ich esse billige Paprika-Chips, während ich dir diesen Brief schreibe. Dieser billige, sehr billiger Ersatz vermag als solcher seine Funktion nicht zur Gänze zu erfüllen, denn ich gebe nicht auf, die Paprika-Chips in den Mund zu stecken. Was jedoch eine ausdauernde und wirksame Ersatzfunktion ausüben könnte, existiert nicht, und ich beiße in die Paprika-Chips in vollem Bewusstsein der Unzulänglichkeit ihrer Funktion als Ersatz. Ich habe dir davon erzählt, du hast gemeint, Sport sollte ich probieren. Aber was, wenn Sport sich als unzulänglicher Ersatz enthüllt? Dann ändert sich nichts, meine Liebste. Ich bleibe bei Chips und Wörtern.

Ich frage mich und nur mich, denn ein anderer Mensch ist nicht bestehend, auch nicht du. In der Nostalgie dieses Feiertages in diesen Quadratmetern, die üblicherweise als Wohnung bezeichnet werden, diese aus dem bevölkerten Wohnraum ausgeschnittenen Quadratmeter, wo ich lebe und in den letzten Tagen versuche, glaubend mich zu bewegen, glaubend, dass alles besser wird. Alles. Und besser. Leere. Leere Wörter wie die Leere. Ich bin leer gewordener Wörtern überdrüssig. Entleerungsprozesse. *Procedere continuo*. Wörter werden entleert. Ich, überdrüssig.

Ich frage mich in flüsternder Einsamkeit nach Wörtern an diesem Nachmittag. Sehnsucht breitet sich am Nachmittag aus. Früher, zur Zeit meiner Kindheit, gleichzeitigten sich die Sehnsucht und das Laub und der Geruch, als sie zu einem Haufen gekehrt und dann am Ausklingen des Tages zu Feuer angezündet wurden.

Die Musik. Die Luft, vollendet durch tönende Texte. Erlauben wir uns Privilegien, ertönt ein Satz. Wörter werden entleert. Ich, überdrüssig, suche nach noch nicht entleerten Wörtern.

Meine Liebste, die in den Innereien überlebenden Wörter sind mir noch ein Boden.

Meine Lippen würden sich deinem Ohr nähern und ein zitterndes Geständnis ausatmen: Ich pflege Wörter in meinen Innereien. Wörterwracks, die sich in mir fortpflanzen. An die Wände meiner Innereien klammern sich Wörterreste aus dem zwanghaften Entkleidungs- Aushöhlungs- Kau- Verdauungsprozess. Hier entfalten sich die Reste in Formen und Inhalte. Weil ich sie pflege, trocknen sie nicht aus. Und solange sie nicht austrocknen, werde ich schreiben.

MEINE LIEBSTE,

früher, aber nicht so weit früher wie damals, als Sehnsucht und Laub sich gleichzeitigten, früher, aber bereits hier, habe ich gelernt, meine Leber zu schätzen. Weil ich nicht gelblachend unterwegs sein wollte. Du weißt, meine Liebste, wie gern ich (gern)lache. Und wir wissen, was es bedeutet gelbzulachen. Warum ich wohl diesen Brief auf Deutsch schreibe, würdest du kontern, wenn in dieser Sprache aus dem Verb gelblachen kein Sinn herauszunehmen ist. Ich, lachend, amüsiert und erregt von deiner Kritik, würde antworten: um diese Sprache zu bereichern. Und würde lachen, und würde an das anthropophagische Lachen denken. Der König, nackt. Mein Lachen und die Feststellung, dass er nackt schöner ist. Ohne eine gut funktionierende Leber wäre ich gelblachend unterwegs und infolgedessen nie und nie imstande, hier bei der Entblößung des Königs mitzulachen. Königsentblößungen sind seltene Ereignisse, könntest du einwenden. Also, ich habe gelernt, meine Leber zu schätzen. Jetzt, meine Liebste, erkenne ich, den allgemeinen Wert der Innereien.

BEABSICHTIGT IST EINE TIEFE VERÄNDERUNG IM KOLLEKTIVEN DENKEN

**Klemens Pils! im Gespräch mit Rubia Salgado (maiz) über
Kulturarbeit, politischen Aktivismus von Migrant_innen,
Gegenhegemonien und den Sinn des Ganzen:
Wo soll denn das hinführen?**

Klemens Pils!: *Was ist Kulturarbeit in unserem gesellschaftlichen Kontext beziehungsweise was könnte und sollte sie sein?*

Rubia Salgado: Wenn wir einen Blick auf die verschiedenen Praxen werfen, haben wir eine enorme Vielfalt. Ich glaube differenziert ist der Ort, wo und woher sich diese Kulturarbeit artikuliert. Ich beziehe mich oft auf die Definition der Kupf für freie Kulturarbeit in den „Zumutungen“. Ich finde es sehr gelungen, wie dort der Begriff definiert wird: Kulturarbeit im Sinne von Grenzüberschreitung. Eine Arbeit, die Grenzen überschreitet, eine Arbeit, die nationalstaatliche wie geschlechtliche Konstruktionen in Frage stellt und dekonstruiert. Eine Arbeit, die heteronormative Modelle in Frage stellt. Das würde ich als autonome Kulturarbeit, als Begriffsdefinition, mittragen. Ich interessiere mich für die Herstellung eines gegenhegemonialen Standortes der Beobachtung.

Zum „gegenhegemonialen Standort“ in der Kultur: Wird politischer Aktivismus als Kulturarbeit getarnt, weil dies im gesellschaftlichen Kontext momentan opportun und eine der letzten Möglichkeiten dafür ist. Oder aber: Sollte freie, autonome Kulturarbeit per se politisch sein?

Also ich bin überzeugt von der zweiten Variante, wobei ich die erste Variante nicht außer Acht lassen will.

Denn die Frage nach dem „Ort“ des politischen Handelns ist absolut aktuell. Wo sind die traditionellen Orte wie Gewerkschaften, politische Parteien? Und andererseits, ausgehend von meiner Situation als Migrant_in, wo oder in welchem Rahmen können wir als Nicht-Bürger_innen uns auch politisch artikulieren? Da bietet sich der Kulturbereich als ein interessanter Ort für Selbstorganisation und politischen Aktivismus an.

Heißt das dann, dass freie Kultur irgendwie ein politischer Rückzugspunkt geworden ist, wo man sich politisch selbst eine Stimme geben kann, wo man selbst politisch agieren kann?

Ich denke maiz ist dafür ein gutes Beispiel: Hier wird seit über 10 Jahren versucht, in verschiedenen Feldern politisch aktiv zu sein – die Strategie dabei liegt in den sich ergänzenden Tätigkeiten. Unsere Kulturarbeit steht in starker Verbindung mit Bildungsarbeit. Und diese ist nicht getrennt zu denken von unseren Tätigkeiten im sozialen Bereich. Und damit ist sie nicht getrennt von politischem Aktionismus zu denken. Es ist eine verschränkte, sich ergänzende Strategie, die sich ihre Räume jedoch sehr stark im kulturellen Feld schafft. Räume der Vermittlung eigentlich. Selbstorganisierte Orte, die es uns ermöglichen, bestimmte Öffentlichkeiten anzusprechen und bestimmte Anliegen bekannt zu machen.

Zur Selbstorganisation: Immer mehr Aufgaben, die früher der Staat übernommen hat, werden mittlerweile selbstorganisatorisch von Aktivist_innen erledigt. Gerade im angesprochenen Sozialbereich ist die Tendenz sehr stark, dass Behörden ihre Tätigkeiten an Vereine auslagern. Wie groß

ist die Gefahr oder auch die Chance bei Selbstorganisation im kultur- und politaktivistischen Bereich, dass man plötzlich originäre Funktionen des institutionalisierten Staates übernimmt?

Das ist eine lange Diskussion, eingeschrieben in bestimmte Traditionen. Du hast vollkommen Recht, die Entstehungsgeschichte der Selbstorganisation im Bereich der Kulturinitiativen Ende der 1970er und 80er lag in einem ganz anderen Kontext: Es galt Hierarchien und Illegitimitäten von Strukturen zu hinterfragen.

Im Entwicklungszusammenhang des Neoliberalismus ist aber eine Umkehrung der Selbstorganisation erfolgt. Heute gibt es ein neoliberales Diktat zur Selbstorganisation, zur Selbstversorgung, zur Autonomie. „Autonomie“ hat eine ganz andere Bedeutung bekommen. Heute redet man von „aktiver Arbeitsmarktpolitik“ – was so nett klingt heißt aber: Du bist für dich selbst verantwortlich. Für deinen Erfolg und auch für deinen Misserfolg. Wenn du keinen Erfolg hast, bist du selber schuld. Wenn wir das auf die kulturelle und politische Selbstorganisation übertragen, bedeutet das natürlich eine enorme Veränderung. Die Gefahr ist absolut vorhanden, dass wir mit unseren selbstorganisatorischen Ansätzen letztendlich systemerhaltend wirken. Die einzige Möglichkeit dem zu entgehen ist eine kontinuierliche Reflexion und Auseinandersetzung mit dieser Gefahr. Immer wieder die Strategien zu reflektieren, zu hinterfragen, neue Schritte zu planen. Und hier ist es der Begriff der „Kollektivität“, der nicht konform geht mit den neoliberalen Ansätzen zur Selbstorganisation. Denn dort geht es um Ich-AGs, um sehr individualisierende Prozesse. Aber wie wir den Kulturbereich erleben und wie wir uns definieren, das ist kollektiv. Das ermöglicht eine Verschiebung und eine Distanz.

Dort wo Selbstorganisation quasi-staatliche Aufgaben übernehmen darf und soll oder wo keine andere Möglichkeit bleibt, gibt es in freien Initiativen eine andere Tendenz: Initiativen mit freien, fast revolutionären Ansprüchen aus den 1970er/1980er Jahren werden im Laufe ihrer Institutionalisierung von selbstorganisierten Gruppen mit politischen und kulturellen Anliegen immer mehr zu kulturellen Dienstleistern. Ähnlich einem Supermarkt, der billige Kultur in eine Region bringt.

Hier kommen wir auch zur ersten Frage zurück. Das Phänomen der Entpolitisierung, in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern, in westlichen Gesellschaften, ist nicht zu leugnen. Auch nicht im freien Kulturbereich; dieses „weg“ von autonomen Ansätzen. Aber es gibt jetzt andere, neue Orte, wo diese Arbeit stattfindet, die ja eine hinterfragende, eine prozessorientierte Arbeit ist. Es sind neue Felder entstanden, neue Artikulationen. In der Kupf sind zum Beispiel Behinderungsgruppen, die Kulturarbeit machen und da Prozesse entwickeln und nicht nur an der Herstellung von Produkten und Dienstleistungen interessiert sind. Und das kann man auch bei Migrant_innen feststellen. Wenn wir uns bestimmte selbstorganisierte Kontexte anschauen, sehen wir, dass auch andere Formen und Kontexte entstehen, die nicht zu vergleichen sind mit den Bewegungen der 80er. Aber das Ziel der Hinterfragung, das Ziel des Prozesses, das Ziel der Partizipation, diese Ziele werden von anderen weiter verfolgt.

Du stimmst also mit der Kupf überein, dass freie Kulturarbeit einen gesellschaftlichen Mehrwert produziert und durch ihre kulturelle Praxis wirklich eine gewisse „Umwegrentabilität“ erzeugt. Die „Nützlichkeit“ und „Umwegren-

tabilität“ von Kultur taucht ja auch aktuell in der Kulturhauptstadtdebatte auf – ich gebe jetzt einmal davon aus, dass Linz im Jahr 2009 Kulturhauptstadt wird, um sich als Standort zu profilieren. Und die KAPU, die Initiative aus der ich komme, ist in der Linzer Bewerbung zur Kulturhauptstadt plötzlich als „wertvolle Kulturinitiative“ aufgeschienen und somit zum Standortfaktor geworden. Ich denke maiz ist auch von diesen Vereinnahmungen betroffen. Wie geht es dir damit, dass man plötzlich zum Standortfaktor wird – ob man will oder nicht.

„Kulturarbeit von Migrant_innen“ wurde im Bewerbungspapier auf jeden Fall genannt. Was besonders drastisch ist, da dadurch impliziert wird, dass Migrant_innen hier in Linz einen Platz als Akteur_innen haben. Was nicht der Realität entspricht.

Und ist es nicht auch gefährlich für freie und autonome Kulturarbeit, gerade in Zeiten verschärfter Standortdebatten, wenn sie immer ihre eigene Nützlichkeit betont oder meint, diese betonen zu müssen?

Es geht hier nicht um eine Rechtfertigung der Kulturarbeit im Sinne von „wir leisten etwas“; im Sinne von Mehrwert an der Gesellschaft, um diese zu verändern. Wir bei maiz denken Kulturarbeit nie getrennt von der Idee des Erreichens einer Hegemonie im Feld des Symbolischen. Ich spreche vom Feld des Immateriellen. Da geht es darum, bestimmte Bilder und Narrative, die als gegenhegemoniell gelten, herzustellen und zu verbreiten. Beabsichtigt ist eine tiefe Veränderung im kollektiven Denken, im kollektiven Imaginären.

Vom Underground heraus den Mainstream beeinflussen?

Na ja, die Frage die sich hier natürlich stellt ist: Was passiert wenn wir tatsächlich hegemonial werden? Ich

plädiere dafür, auf dem Weg zum Hegemonialen zu bleiben. Wir wollen nicht im Hegemonialen ankommen. Es geht darum, auf dem Weg dorthin Spannung zu schaffen; sich in der Spannung zu bewegen. Also wirklich im Sinn von Macht als Spannung. Die Spannung soll erhalten werden!

Erschienen: 2008

VERGIFT MEIN NICHT

Ich habe dich,
wie in diesem einen so oft gehörten Fado,
um keine Rosen gebeten.

ZUSAMMENARBEIT: WENN MIGRANT_INNEN VORAUSSETZUNGEN NENNEN

In diesem Text wird beabsichtigt, ausgehend von unseren Erfahrungen in maiz mit Kooperationsprojekten mit Mehrheitsösterreicher_innen, einige Beobachtungen und Perspektiven zu skizzieren – insbesondere hinsichtlich Formen der Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und mehrheitsösterreichischen Künstler_innen.

maiz ist ein autonomes Zentrum von und für Migrantinnen in Linz/Oberösterreich. Bereits in diesem ersten einführenden Satz gibt es mindestens drei Begriffe, die auf Grund ihrer Komplexität notwendigerweise präzisiert werden müssen. Der erste Begriff bezieht sich auf das selbst zugeteilte Attribut „autonom“. Trotz der Wichtigkeit dieser Behauptung als Zeichen einer Selbstdefinition und als Hinweis auf ein von politischen Parteien sowie kirchlichen und staatlichen Institutionen unabhängiges Handeln, wäre es als naiv zu bezeichnen, diese Autonomie so zu verstehen, als würde sie sich in der dadurch ausgedrückten Macht der Selbstdefinition und der Behauptung der Unabhängigkeit erschöpfen. Denn es ist uns bewusst, dass einerseits die Existenz von maiz in seiner derzeitigen Form von Subventionen und Projektförderungen abhängig ist. Andererseits beschäftigen wir uns kontinuierlich mit der Gefahr, durch die autonome Selbstorganisation die neoliberale Logik der Selbständigkeit und den Rückzug des Staates aus seiner sozialen Verantwortung zu unterstützen.

Der zweite Begriff, der ebenfalls etwas näher angeschaut werden soll, ist die Selbstdefinition als Migrantinnen. Wir verwenden diese Bezeichnung als Gegenentwurf, als die Benennung eines oppositionellen

Standorts, als Bestimmung der eigenen politischen Identität.¹ Es handelt sich also um eine strategisch konstruierte Identität, die im Einklang mit Gayatri Spivaks Definition des „strategischen Essenzialismus“ nicht isoliert von ihrer strategischen Bedeutung angewendet werden soll.

Da hier über Kooperationsformen nachgedacht wird, wäre es auch notwendig, über die anderen Akteur_innen im Rahmen solcher Kooperationen zu reden: die Mehrheitsangehörigen. Diese Bezeichnung lehnt sich ebenfalls an eine von FeMigra angewendete Definition an: „Wir beziehen uns hier auf den Hilfsbegriff, den Gotlinde Magiriba Lwanga (1993) vorgeschlagen hat, um Aufzählungen wie ‚weiß, deutsch, christlich säkularisiert usw.‘ zu vermeiden, die wieder nur ein Nebeneinander suggerieren, und die Betonung mehr auf die soziale Position (der Mehrheit oder der Minderheit angehörig) zu legen.“²

Nach dem Versuch einige – nicht allzu lange, aber doch grenzmarkierende – Präzisierungen herzustellen, kann ich es wagen, in den inhaltlichen Kern unseres Themas einzudringen: Wie geschieht die Zusammenarbeit zwischen Künstler_innen und Migrant_innen? Welche Erfahrungen liegen vor? Welche Maßnahmen der „Kontrolle“ stehen uns (als Migrant_innen) zur Verfügung?

¹ Vgl. FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia / Grimm, Sabine (Hg.) (1994): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik, ID Archiv, Berlin, S. 63.

² FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia / Grimm, Sabine (Hg.) (1994): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik, ID Archiv, Berlin, S. 63.

Erfahrungen mit Kooperationen mit Mehrheitsösterreicher_innen: Vereinnahmung, Verwertung, Raub

Die endgültige Konsolidierung von maiz erfolgte aus einem Konflikt, der im Rahmen einer Kooperation mit der Caritas passiert ist. Es handelte sich um einen Vereinnahmungsversuch, den wir nicht nur als solchen, sondern als Betrug und Raubversuch bezeichnen. Im Jahr 1998 beschäftigten wir uns mit der Ausarbeitung eines EU-Projektes im Rahmen der Daphne-Initiative. Nachdem die EU Subventionen gewährt hatte, verschlechterte sich das Verhältnis von maiz und dem Projektpartner Caritas OÖ zusehends. Auch nach langwierigen Verhandlungen konnte kein neuer Modus der Zusammenarbeit gefunden werden. Der Vorschlag, sowohl die Subvention als auch die Aufgabengebiete aufzuteilen (die Caritas übernehme die Arbeit mit den Osteuropäer_innen und maiz die Arbeit mit den Lateinamerikaner_innen), scheiterte. Besonders schmerzlich war für die maiz-Frauen*, dass die Caritas, die rechtlich als Projektträger auftrat, letztlich die Subventionen von 1.761.000.- öS zur Gänze behalten hat! Nach 9 langwierigen Konfliktmonaten entschieden sich die maiz-Frauen*, sich bei der EU zu melden, um eine Unterstützung im Konflikt mit der Caritas zu bekommen. Eine Kommission aus Brüssel (erste EU-Intervention in Österreich!) überprüfte die Geschehnisse und verpflichtete die Caritas, den Subventionsanteil, der maiz im Rahmen des EU/DAPHNE Projektes zustand zu geben.

Wie einem Text, den wir in der Publikation *Vor der Information* veröffentlicht haben, zu entnehmen ist, war uns bereits damals die Bedeutung dieses Moments bewusst:

„Im April 1998, dank unseres Widerstandes und der solidarischen Unterstützung vieler Organisationen (u. a. durch Protestbriefe) sowie des direkten Eingreifens der EU, kam es schließlich zur Aufteilung der Subvention. Als Resultat haben wir jedoch weit mehr erreicht als die 30% der Subvention: wir konnten unsere Autonomie und Identität bestärken, Anerkennung gewinnen und unser Kontakt- und Kommunikationsnetz weiter ausbauen.“³

Zusammenarbeit in den Bereichen Kunst und Kultur

Hier erscheint mir eine Auseinandersetzung mit der Fragestellung nach Motivation und Zielsetzung seitens der Akteur_innen im Rahmen solcher Kooperationen als unerlässlich: Warum und wozu werden die Projekte realisiert? Warum beteiligt man sich daran? In welcher Relation stehen das Streben nach Symmetrie und die Reflexion über egalitäre Formen der Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und Künstler_innen, die Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sind, zu dem Ziel, durch künstlerische Arbeit gegenhegemoniale Diskurse und Formen der Repräsentation migrantischer Anliegen herzustellen?

Durch die Aktualität der Migrationsthematik entsteht eine große Anzahl an künstlerischen Projekten, die

³Luzenir Caixeta in Zusammenarbeit mit Tania Araujo, Milena Müller, Rubia Salgado und Siegrid Wistrzil / Luzenir Caixeta con la contribución activa de Tania Araujo, Milena Müller, Rubia Salgado y Siegrid Wistrzil (1998): Niemand ist tabula rasa. Eine Antwort auf (un)gleiche Realitäten von Frauen in Österreich. / Nadie es tabula rasa. Una respuesta a la realidad (des)igual de las mujeres en Austria. In: Schmeiser, Jo / Marth, Gabriele / Ferkl, Richard / Bader, Simone (Hg.) (1998): Staatsarchitektur. Eine Kritik an restriktiven (supra) staatlichen Migrationspolitiken. Vor der Information Nr. 7/8/98, Wien, S. 310-317.

sich damit beschäftigen und z. B. das Ziel anführen, gegen Rassismus zu intervenieren. Das Thema ist jedoch sehr komplex und bietet außerdem eine enorme Vielfalt von Annäherungsmöglichkeiten. Leider kann ich durch die Beobachtung der Entwicklung in diesem Bereich in den letzten Jahren feststellen, dass viele der Projekte, die ich hier absichtlich nicht als Kooperationsprojekte bezeichne, im Einklang mit multikulturalistischen Konzepten entwickelt werden und, wie Ljubomir Bratić formuliert „einen vorherrschenden rassistischen Diskurs weiter tradieren“,⁴ indem zum Beispiel die „kulturelle Andersheit“ von „Fremden“ zum Kennen lernen angeboten wird. Hier spielen Migrant_innen die Rolle des Objektes, und Punkt. Die Künstler_innen übernehmen in der Regel die Rolle der Denkenden, sie entwickeln Konzepte, organisieren die Durchführung des Projektes, und das Einbeziehen der Migrant_innen bildet einen Punkt ihrer To-do-Listen. Das Thema der Symmetrie, die Suche nach einer egalitären Form der Zusammenarbeit tauchen nicht auf. Das Schlagwort Partizipation wird hemmungslos aus dem politisch korrekten Vokabular genommen und als Beweis für antirassistisches Verhalten eingesetzt: Migrant_innen waren im Projekt involviert!

Wir versuchen in maiz, soweit es uns möglich ist, diese oben erwähnte Positionierung seitens der Künstler_innen „rechtzeitig“ zu erkennen, konsequent in solche Prozesse nicht einzusteigen. Das heißt u. a., dass wir keine Kooperation mit Künstler_innen eingehen, die mit bereits fertigen Konzepten und der Einladung zur Mitwirkung zu uns kommen. Außerdem werden die Entscheidungen bezüg-

4 Bratić, Ljubomir (2003): Antirassistische Lektionen für KünstlerInnen. „Soho in Ottakring“ als Auslöser einer politischen Alphabetisierungskampagne im Kunstfeld. In: Kulturrisse 03/03, S. 39-41.

lich Kooperationspartnerschaften aufgrund einiger Kriterien getroffen. Zu erwähnen wären z. B. die Bereitschaft zu und das Interesse seitens der Künstler_innen an einem dialogischen Prozess, der sich außerhalb der Logik der Opferrolle und einer eurozentristischen Perspektive entfalten soll. Auch Einklang bezüglich der Zielsetzung muss vorhanden sein. Wir in maiz sind daran interessiert, anhand einer gesellschaftskritischen Arbeit im Kunstfeld, die sich nach dem partizipatorischen Ansatz orientiert, gesellschaftspolitische Felder zu untersuchen und gegenhegemoniale Positionen zu vermitteln. Weiters versuchen wir, die partizipatorische Arbeit im Spannungsfeld zwischen Realität und Fiktion zu situieren. Dieser Versuch basiert einerseits auf einem Verständnis von Fiktion als eine Entfaltung der Realität, als das, was hätte sein können; andererseits sind wir der Überzeugung, dass aus der Arbeit in diesem Spannungsfeld mehr als die Möglichkeiten der Feststellung, der Beschreibung und der Anklage entstehen kann: Im Rahmen von Kooperationen im Kunstfeld hätten die mitwirkenden Migrant_innen die Möglichkeit des Entwerfens von Perspektiven und von veränderten Realitäten.

Die Kooperation mit Künstler_innen bildet für uns als politisch organisierte Migrant_innen Teil eines strategischen Vorgehens. In diesem Zusammenhang sind Überlegungen hinsichtlich egalitärer Formen der Zusammenarbeit konstituierende Teile des Prozesses. Im Bewusstsein, dass alle gesellschaftlichen Beziehungen von Ungleichheiten bestimmt sind, und dass das Streben nach Symmetrie als ein politischer Prozess nicht an Bedeutung verliert (trotz des Wissens um ihre Unmöglichkeit), beschäftigen wir uns u. a. mit Fragen nach den Konfliktlinien, welche die Zusammenarbeit strukturieren (wie z. B. die Achsen minoritär/majoritär; eurozentristisches Wissen/„periphe-

res“ Wissen; Kunstfeld/politisches Feld), nach Strategien, Vereinbarungen und Strukturen, um gegen Rassismus und Sexismus innerhalb der Kooperation vorgehen zu können. Diese Reflexion (das ist zumindest unsere Absicht) soll alle Phasen und Ebenen des Projektes durchdringen. Wir bemühen uns daher um die Beobachtung und um die Analyse der Relation zwischen den (projektinternen) Formen der Zusammenarbeit und dem Ziel, durch künstlerische Arbeit gegenhegemoniale Diskurse und Formen der Repräsentation migrantischer Anliegen herzustellen. Mithilfe von Indikatoren versuchen wir Informationen zu gewinnen, die uns über die Kohärenz des Projektes auf diesen beiden Ebenen „informieren“. Diese Vorgangsweise basiert auf der Annahme, dass egalitäre Formen der Zusammenarbeit und das Projektziel zusammenhängende Elemente eines Prozesses sind, und dass Brüche in diesem „Zusammenhang“ Inkohärenz und möglicherweise Widersprüche bedeuten.

Außerdem erscheint uns von größter Wichtigkeit, dass der Öffentlichkeit Informationen zu den stattgefundenen Reflexionen und durchgeführten Auseinandersetzungen über die Formen der Zusammenarbeit, über das Rollenverständnis, über die jeweiligen gesellschaftlichen Positionen aller am Prozess beteiligten Personen, über die Machtbeziehungen als konstituierende Teile des Prozesses usw. vermittelt werden.

All das versuchen wir. Die Hürden sind enorm, es gelingt uns nicht immer, oder nicht immer wie wir uns es wünschen würden, aber wir versuchen es weiter ...

Erschienen: 2004

REPRÄSENTATION UND PRAXIS

Der thematische Vorschlag für diesen Beitrag war eine Reflexion über meine Position und die von maiz zu diesem Zeitpunkt und über unsere jetzige Präsenz in der Öffentlichkeit.

Selten erlebe ich so viele Schwierigkeiten, einen Text zu schreiben, denn hier geht es um einen Reflexionsprozess, in welchen ich noch sehr stark involviert bin.

In wessen Namen soll ich hier sprechen? Für mich? Gibt es mich in diesem Kontext? Die Spannung zwischen dem Persönlichen und dem Kollektiven. Wer spricht, bitte? An wen wenden sich meine Worte und wann? An wen wenden sich unsere Worte, die Worte dieses Textes, die nicht nur mir gehören, die schwanger von Feedbacks und Diskussionen in maiz sind.

Als Migrant_in zu sprechen und doch nicht für alle, da ein *wir* hier nur als vielfältig eingesetzt werden kann. Als Migrant_in, Lateinamerikaner_in, Brasilianer_in, aus Rio de Janeiro, 35 Jahre alt, ein Kind, weiß, multisexuell, Akademiker_in, Mitbegründer_in einer Migrantinnenorganisation, angestellte Mitarbeiter_in dieser Organisation, über 50 Stunden Arbeit pro Woche, schlaflose Nächte, Stress, Lust, Humor, Wut.

Migrantinnen. Eine Organisation. Viele Einladungen, Anerkennung. Eine Frau*, zuständig für den Öffentlichkeitsbereich der Organisation, die im Namen dieser Organisation in bestimmten Rahmen spricht. Eine Frau*. Die hier aufgrund des thematischen Bereichs in Frage kommt. Eine Frau* unter anderen Frauen, die ebenfalls je nach Rahmen, Themen und Situationen sich in der Öffentlichkeit äußern. Eine Frau*, die weder Schwarz noch Sexarbeiter_in ist und die sich

für die Rechte dieser Frauen einsetzt, Stellvertreter_in? Eine Frau*, die Schule und Uni besucht hat, Stellvertreter_in? Eine Frau*, die hier in Frage kommt, eine Frau* unter verschiedenen anderen.

Der gemeinsame Topos unserer Herkunft würde allein die Repräsentation nicht legitimieren. Unsere Praxis jedoch legitimiert einen Diskurs. Es ist ein Prinzip und eine Praxis, als maiz in die Öffentlichkeit zu treten und zu sprechen, nicht als einzelne Person, die selbstverständlich nicht zu löschen ist. Die Herausforderung der Spannung zwischen dem Persönlichen und dem Kollektivem, die in einem Prozess entfaltet werden kann, in einem kollektiven Prozess, der kontinuierlich und kritisch entwickelt werden soll. Woher die Legitimität meiner, unserer Worte? Die Notwendigkeit, zwischen Repräsentation und Diskurs zu unterscheiden. Anhand einer Praxis entsteht ein Diskurs, der eine bestimmte Analyse der Situation beinhaltet, Visionen entdeckt und Forderungen stellt. Anhand einer kollektiven Praxis, die Differenzen im Widerstand zusammenfließen lässt, entsteht ein Diskurs, der nach außen getragen wird. Der differenziert nach außen getragen wird. Nach außen: außerhalb der geschützten Räume unseres gegenseitigen Vertrauens. Ein Außendiskurs, der vielfältig sein kann, und dem gegenüber ein ebenfalls vielfältiger Innendiskurs, der uns vertraut ist, der uns stärkt und verbindet, dessen Existenz die Legitimation des anderen ist.

Die Legitimität eines Diskurses, der aus einer bestimmten Praxis entsteht. Die Legitimität eines Diskurses, der vielfältig sein kann und ist, je nach Rahmen, Zielen und Protagonistinnen.

Legitimieren die Einladungen und die Öffnung von Räumen für unsere Anliegen meine Worte? In einem

leeren Raum zu sprechen erweist sich als sinnloser Akt. Natürlich wollen wir Zuhörer_innen. Natürlich wollen wir in die Öffentlichkeit. Warum will die Öffentlichkeit uns? Eine Frage, die sich besonders in Zeiten wie diesen nicht vermeiden lässt. Als Migrant_in in einem Raum zu sprechen, der verlagert ist. Die Notwendigkeit, den Raum und seine Wände zu sprengen. Wir sind draußen. Ich nicht, aber wir. Einige werden zugelassen, wir nicht. Ich komme rein und rede für jene, die draußen geblieben sind. Ich komme rein, wie der Affe von Kafka.⁵

Aufgrund meiner, unserer Funktionen und Tätigkeiten, die wiederum von verschiedenen politischen, geschichtlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Faktoren bestimmt wurden, werden einige von uns hineingelassen, wir, die den Diskurs in die institutionalisierten Räume tragen, ein Diskurs der bereits innen entstanden ist. Ein Diskurs der sich dialogisch entwickeln will, der sich aber meistens innerhalb von fremdbestimmten frames artikulieren muss. Machtgefälle. Voraussetzungen für einen Dialog wären das Bewusstsein über Machtgefälle, Transparenz, Diskussion, Bereitschaft für Konflikte und Auseinandersetzung. Ich wiederhole die Frage: Warum will eine bestimmte Öffentlichkeit uns? Warum werden wir so oft zu Podiumsdiskussionen, Round Tables, Interviews und dergleichen eingeladen? Warum werden wir so oft aufgefordert, Artikel zu verfassen? Warum werden wir von Künstler_innen zur Teilnahme an Projekten gefragt? Warum ist maiz interessant?

⁵siehe auch den Text Notizen über das Menschenwerden, Affen, Migrant_innen und Kulturarbeit in diesem Buch.

Die Mitwirkung, die Teilnahme, die Zusammenarbeit bergen in sich eine Reihe von Möglichkeiten, aber auch Risiken und Ambiguitäten.

Das Risiko der Vereinnahmung, der Neutralisierung von Differenzen. Noch dazu die Gefahr des Personenkults, der Reduzierung einer Bewegung auf eine Person, das Verschweigen eines Prozesses durch die Hervorhebung einer Person. Oft auch nach dem Motto „Setzt ihr ein paar Lorbeerblätter auf den Kopf und es ist alles erledigt!“

Die Macht, eingeladen zu werden und die Macht, Hegemonie zu schaffen, wer? Wer? Wer schafft Hegemonie? Wie wird eine hegemoniale Stellung geschaffen? Verfügt maiz momentan über eine solche Stellung? Wenn ja, warum maiz und nicht eine andere Organisation? Wen stört das? Wer profitiert davon? Welche Strategien und Ziele werden damit verfolgt? Von wem? Sind wir anhand unserer westlichen und christlichen Zugehörigkeit weniger fremd? Was verkörpert maiz in der Imagination derjenigen, die sich gegen Rassismus, Sexismus, Ausbeutung und ungerechte Strukturen positionieren? Welche Rezeption erfährt und welche Wirkung hat unsere innovative und oft aggressive Art, Raum in Anspruch zu nehmen und die feste Absicht, für uns selbst zu sprechen?

Wir wollen diese Fragen nicht allein beantworten.

Erschienen: 2000

TRANSNARRATIVE AUF DER SUCHE NACH.

Sie, aus einem Mix bestehend aus
erstens: der für die Lyrik charakteristischen Subjektivität, die doch auch in gewisser Weise auf eine egozentrische Neigung hinweist,

und zweitens: einer politischen Aktivist_in, die sich bemüht, überzeugend unterwegs zu sein;

sie, aus diesem Mix bestehend, saß auf dem Eröffnungspodium einer Konferenz zum Thema Transversalität.

Sie war müde und ermüdet.

Sie versuchte, sich mit der Thematik zu befassen. Begriffe und Definitionen zu verstehen. Sie versuchte, sich mit dem Wort *transversal* zu befassen und befasste sich mit breit ausgebreiteten Beinen von transversal migrierten Frauen. Sie erschreckte sich mit der Anwendung des Wortes transversal in diesem Zusammenhang! Und lachte und erkannte keine Transversalität in den breit ausgebreiteten Beinen. Oder doch?!

Sie warf weitere Blicke in ihr Umfeld. Sie schaltete das Licht ein, schaltete es wieder aus. Wechselte das Szenario, kleidete sich anders, warf Blicke und begegnete einigen wenigen Spuren von transversalen Praxen. Sie fragte sich und fragte sich. Vielleicht stehe ich auf der falschen Seite des Gehsteigs, dachte sie. Sie überquerte die Straße und saß auf dem Podium: Was ihr zu lesen bekommt, sind Erzählungen. Erzählungen aus der Praxis.

Aber vorher entschied sie sich für eine Frage an das Publikum:

Könnt ihr euch vorstellen, warum es für sie so unangenehm ist, hier zu sitzen? Sie fragte.

Sie erwartete Antworten.

.....

Könnt ihr das Unbehagen nachvollziehen? Die Erwartungen und Projektionen, die im Hintergrund ihrer Anwesenheit auf diesem Podium stehen. Könnt ihr das nachvollziehen?

Sie erwartete Antworten.

.....

Die Gefahr, als Alibi für die Legitimation eines Diskurses zu fungieren. Es besteht die Gefahr, eine Metapher zu werden, sagte sie sich und sagte es laut vor dem Publikum.

Das bereits angekündigte *coming out* schritt voran und erreichte das Pathetische: Es gibt sie nicht, die Migrant_innen; es handelt sich um Projektionen, die Diskurse legitimieren und schlechte Gewissen beruhigen.

Zweiter Teil: Fortsetzung

Die Klimax ist erreicht.

Sie redet von Klimax und Pathos, Vokabeln, die sie an Tragödien erinnern, und beschließt, die Richtung beizubehalten. Weitere Vokabeln fließen in das Papier: Erkenntnis und Umschwung. Und so schreibt sie weiter:

Die Klimax ist erreicht. Es gibt sie nicht, die Migrant_innen. Eine Erkenntnis, die einen Umschwung im Kurs des Narrativs über die Mitwirkung von Migrant_innen im Rahmen von transversalen Praxen bewirkt.

Die Katharsis ist vollzogen. Sie als Akteur_in und gleichzeitig als Repräsentierte und als Zuschauer_in sitzt hier, schreibt, schreibt und durchläuft die Katharsis, schleppend sollen auch die Leser_innen mitkommen.

Die formellen Rahmen einer Tragödie sprengen sich in Anbetracht dieser und anderer Tatsachen, denn ein unvermeidbarer weiterer Umschwung im Narrativ wird präsent; und sie behauptet voller Wagnis:

Doch – – – es gibt sie schon, die Migrant_innen.

Nicht ganz so, wie viele es gern hätten, aber es gibt sie schon. Ruhe soll wiederhergestellt werden.

Der Versuch, wieder Ruhe herzustellen. Und die Spannung, die nicht nachlassen will:
denn sie greift nochmals zum Text von Boris Buden aus dem Reader zur Konferenz, und das Bild der Statist_innen in einem dotierten Emanzipationskarneval erfüllt die Szene.

Aber auch diejenigen, die sich weigern, als Statist_innen in einem dotierten Emanzipationskarneval mitzuwirken, aber doch gar nicht anders können. Es gibt sie auch. Es gibt welche, sagt sie sich. Trotz allem, denkt sie sich, darf sie wieder versuchen, Ruhe in das Narrativ einfließen zu lassen. Nach dem Durcheinander von wie-

derholten Umschwüngen, Erkenntnissen, Klimax und Katharsis entkommt das Narrativ aus den Bahnen des Tragischen, und sie – obwohl imprägniert von der relativen Feststellung bezüglich der Folgerichtigkeit der Bezeichnung Migrant_innen – sucht ein sanftes Flussbett, um dort die Erzählungen sozusagen einzubetten.

Zeit für Erzählungen

Sie beginnt nicht beim Anfang. Es würde sehr lang dauern, obwohl es sich immer noch um einen Anfang handelt. Ein Anfang, der den Eindruck vermittelt, in einem dauernden Anfangszustand zu sein. Obwohl wir in maiz seit acht Jahren damit begonnen haben. Sie erzählt von einer Etappe des Anfangs. Von den Entwicklungen in Oberösterreich. Vom Forum Interkulturalität, von der Zusammenarbeit mit der Kupf, die von anderen Migrant_innenvereinen wahrgenommen wird. Von den Versuchen, die gestartet werden in Richtung einer Praxis, die in Grenzüberschreitung und Vernetzung lokaler und transnationaler Natur investiert. Und natürlich über die Schwierigkeiten und über die eingespielten Regeln, die sich zurzeit wieder bemerkbar machen: Ausländer-Integrationsbeiratswahl in Linz: wer mit wem, die Kraft der Parteien – nämlich SPÖ und Grüne, der Einfluss des ÖGB auf die Migrant_innenorganisationen, das Bereitstellen von finanzieller Unterstützung für die Kampagnen. Und die Bereitschaft, unter dem Protektorat dieser Gruppen zu agieren.

Immerhin, es bewegt sich einiges.

Trotz der Annahme, dass es für dieses Publikum redundant wäre, noch einmal auf die Tatsache hinzuweisen, dass es sich um keine homogene Gruppe handelt, entscheidet sie sich für die Redundanz: in der Heterogenität der Gruppe lassen sich einige Tendenzen in Oberösterreich erkennen, die sich in Richtung einer transversalen Praxis entwickeln. Hier sind Vernetzungen zwischen Organisationen und Personen aus den kulturellen, anti-rassistischen und migrantischen Feldern zu beobachten.

Immerhin, es bewegt sich einiges.

Zum Beispiel zwischen Migrant_innenorganisationen und Künstler_innen. Nicht nur in Oberösterreich! Eine wichtige, fruchtbare und wirksame Strategie ... aber auch eine Art von Zusammenarbeit, die nicht immer als solche bezeichnet werden sollte. Denn um als solche bezeichnet werden zu können, sollte die Voraussetzung erfüllt werden, dass Migrant_innen die Möglichkeit hätten, gemeinsam mit den Künstler_innen zu konzipieren, über die Gestaltung und über die Formen der Repräsentation sowie über die Orte und den Rahmen der Präsentationen zu entscheiden.

Leider muss immer wieder beobachtet werden, dass die Absicht, eine Zusammenarbeit auf einer symmetrischen Ebene zu führen, für die meisten Ansprechpartner_innen in Kunst und Kultur keine Selbstverständlichkeit ist. Leider muss immer wieder festgestellt werden, dass das Bewusstsein über Machtgefälle durch heuchlerische Solidaritätserklärungen ersetzt wird. Leider muss immer wieder festgestellt werden, dass Migrant_innen als Stoff für Kultur- und Kunstprojekte fungieren.

Und jetzt fragt sie nach Symmetrie im Rahmen der als transversal bezeichneten Praxen.

Sie fragt nach den Beteiligten unter den Migrant_innen, die im Kontext einer transversalen politischen Praxis als Akteur_innen mitwirken würden. Sie findet Antworten. Sie findet Beispiele. Wenige, aber doch. Sie fragt nach der Form der Beteiligung und der temporären Verbindungen. Sie fragt nach dem Inhalt der Verbindungen. Nach dem Anfang: Wie beteiligt man sich an transversalen Bewegungen? Wer hat Zugang? Welche Kriterien gelten für die Beteiligung an dieser so genannten nicht hierarchischen Praxis? Wer bewegt sich wie?

Einmal beteiligt: Abtasten. Mitgestalten. Wer. Wie. Sich einbringen. Gehört oder nicht gehört werden. Mitschwimmen? Mitgestalten? Sie redet aus ihrer Praxis als Mitarbeiter_in von maiz und als eine der Initiator_innen einer Vernetzungsstruktur unter Migrant_innenvereinen in Oberösterreich, die eine Allianzenbildung mit Organisationen und Personen aus den kulturellen und antirassistischen Feldern anstrebt. Und so sehr sie sich ein sanftes Flussbett für diese Erzählungen wünscht, gelingt es ihr nicht, den Unebenheiten auszuweichen.

Und weiter: Sie fragt nach den Formen der Selbstorganisation unter den Migrant_innen und deren Einfluss auf die Möglichkeiten der Allianzenbildung und der Mitwirkung im Rahmen von Bewegungen, welche *die Grenzen von politischer und kultureller Arbeit zu verwischen/verschieben imstande sind*. Sie fragt nach der Möglichkeit der Entwicklung einer emanzipatorischen Form von politischer Kulturarbeit unter den Migrant_innen.

Sie wirft einen Blick auf das Terrain der Kulturarbeit in Österreich. Sie betritt das Terrain. Anhand ihrer Tätigkeit in maiz stellt sie fest, dass hier Potenziale bestehen: Möglichkeiten der Partizipation, der Intervention, der Sichtbarmachung, der Mitsprache in der Öffentlichkeit, der Entwicklung neuer Methoden, der Mitgestaltung von politischen und kulturellen Landschaften ...

Sie wirft weitere Blicke und stellt fest, dass die Möglichkeiten einer ethisch-politisch-emanzipatorischen Kulturarbeit von Migrant_innen in Österreich ein von wenigen betretenes Territorium ist.

Sie denkt an ihre Leber. Sie ist müde und ermüdet. Sie tröstet sich anhand der Erinnerung, dass die Leber ein autoregeneratives Organ ist. Ohne eine widerstandsfähige Leber wäre es sicher schwer, nicht gelblachend und danksagend unterwegs zu sein. Denn vielfältig sind die Gifte ... Und sie denkt an das Lachen: ein Lachen, das als zentrales Zeichen einer Sammlung marginaler Bewegungen die dominante Kultur angreift. Ein offenes, unverschämtes und barsches Lachen.

Und lachend überlegt sie gemeinsam mit anderen weitere Schritte, die zu einer Verbesserung der Partizipationsmöglichkeiten von Migrant_innen im Kulturbereich führen könnten, um sie u. a. auf die Potenziale, die sich hier verbergen, aufmerksam zu machen. Bildungsangebote im Bereich von Projektmanagement, Öffentlichkeitsarbeit, Vermittlung von Informationen über Förderungsstrukturen und -möglichkeiten usw. sollen als zweckbestimmte Handlungen und auch als Replik auf ein Integrationskonzept, das seine Effektivität in der

Reduzierung der Maßnahmen auf verpflichtenden Spracherwerb und Androhung von Sanktionen sieht, entwickelt, gefordert und durchgeführt werden.

Sie denkt, der Versuch lohnt sich.

Erschienen: 2003

UNAUFHÖRLICH

Im Magen das gleiche süß und sauer verbindende Brennen. Kopf zermürbt durch Wörter. Finger, die abzuhacken wären, gäbe es nicht den Sex und das Schreiben, denn diese Nägel, unaufhörlich wachsend.

Es regnet im Frühling, die Musik macht sinnlich. Sinn spielt rund herum, verborgen anwesend. Zeit sich anzuziehen. Im Regen spazieren.

**BEISSEND ERKLINGT DIE FRAGE.
ANTHROPOPHAGIE UND KULTURPOLITIK**

ANTHROPOPHAGIE UND AKKULTURATION: EINE BEGEGNUNG BEIM FICKEN

Ja, Anthropophagie.

Du wirst mich jetzt schlucken.

„Nur die Anthropophagie verbindet uns.

Soziologisch.

Wirtschaftlich.

Philosophisch.“¹

Wir liegen hier nackt. Unsere Kleidungen auf dem Boden, zerstreut. Ich zerstreut über deinem Körper, weiß. Unsere Farben gegeneinander. Meine Hände streicheln deinen Körper zärtlich hungrig zwicken kratzen verletzen und suchen deinen Mund. Meine Hände zwingen sich durch deine Lippen und Zähne, kratzen deinen gedehnten Hals. Du schauerst fröstelst musst schreien. Du musst mich schlucken. Meine Arme, stark und faul, das Faulenzen meiner Leute, meine muskulösen faulen Arme. Du meinst, wir sind faul, ja, und jetzt schluckst du mein tropisches Faulenzen mitsamt meinen Armen, spitzen Ellbogen. Macunaima. Kennst du nicht? Ich weiß, von mir weißt du nur Samba. Nicht meine stolzen Schultern, nicht die Würde des tropischen Faulenzens. Ja. Und ich wie ein Fluss münde in deinen Mund. Strom, mein Blut Carai-ba. Ich komme aus Pindorama, Land der Palmen. Und jetzt mein Kopf. Indianische Riten, candomblé, macumba, samba de roda, samba de quadra, samba cadenciado, samba sincopado, samba canção, partido alto, pagode, afoxé, maracatu, baião. Du wolltest nur Folklore, nur einen exo-

¹Andrade, Oswald de (2011): Manifesto Antropófago. In: Castro Rocha, João Cezar / Ruffinelli, Jorge (Hg.) (2011): Antropofagia hoje? Oswald de Andrade em cena. Realizações Editora, São Paulo, S. 27-31. (Übersetzung: R.S.)

tischen Rhythmus, eine erregende Zutat zum Ficken. Ich schenke dir Folklore: Residuen, überlebende Äußerungen, die unter dem Zeichen der Unterdrückung der Ausbeutung der Demütigung des Todes und der Freude entstanden sind. Kreislauf, mein Herz, mein Blut, unser Blut. Ich überflute dich. Du bist mein Blut, die Frau in mir, die Erde meines Herzens, der Boden in mir, der Boden meines Landes: mein Bauch. Steine überall. Unverdaulich unaussprechbar, die ich im Bauch trage. Manche stecken im Hals, manche werden ausgespuckt und in der Hand gedrückt, davon habe ich dir schon erzählt, aber du hast nicht verstanden. Kannst du nicht mehr? Musst du schreien? Musst du brechen? Warum hast du aber den Mund aufgemacht? Warum mich küssen und ins Bett nehmen? Ja. Du dachtest, ich würde dich schlucken. Nein. Wir fressen euch schon seit sehr langem. Jetzt bist du dran. Schon unsere Vorfahren haben euch verspeist, nicht viele davon, aber doch einige: die braven kämpferischen bewundernswerten unter euch. Anthropophagie. Ja, das Fressen von Menschen. Der bewundernswerten Eigenschaften wegen. Um sich das Bewunderte anzueignen. Nun fehlen die Beine, aber vorher schlucke noch die Sonne in meiner Vagina, die brennt. Schlucke das Sperma deiner Gleichen. Die Schmerzen und die Lust. Und dann meine unermüdlichen Beine, meine Füße. Und der Boden unter meinen Füßen, alle Böden, die sie schon berührt haben, alle Wege und Stürze, Kurven und Berge. Komm, trinke aus den Flüssen, die sie schon überquert haben und vom salzigen Wasser, das brennt und heilt. Und steh auf. Ich bin schon fertig. Was du machen sollst? Nehme dir was du willst magst brauchst bewunderst. Oder rufe die Fremdenpolizei ...

Erschienen: 1999

DIE ANTHROPOPHAGIE AUS DER PERSPEKTIVE VON MIGRANT_INNEN IM EUROPÄISCHEN TERRITORIUM

Wer spricht, bitte? Eine Antwort

Von welchem Ort spreche ich? Wo liegt der Topos meiner Beobachtung? Ich spreche als Aktivist_in und Mitarbeiter_in von maiz, einer Selbstorganisation von Migrantinnen in Linz/Oberösterreich, und daher im Plural. Unsere Herkunft und die Erfahrung der Kolonisierung bestimmen neben unserer Lebenssituation in dieser Gesellschaft unsere Praxis als Migrantinnen in der Alten Welt. Wir sprechen als Frauen aus Ländern, die unter der Herrschaft europäischer Dominanzkulturen gelebt haben. Wir sprechen als Frauen, die das anthropophagische Lachen entdeckt haben. Frauen, die zwischen der christlich-judaischen Tradition und dem Ethos der Karnevalisierung sich einen Platz geschafft haben. Zwischen Vernunft und einem dionysischen und kämpferischen Stil, dessen wichtiges Merkmal die Kritik an den Machtinhaber_innen durch offenes Lachen ist. Ein anthropophagisches Lachen, das den Machtinhaber_innen vom Thron verjagt.

Aber gibt es *die* Migrant_innen?

Es ist uns bewusst, dass wir keine Definition finden können, die alle unsere Erfahrungen und Standorte umfasst. Nichtsdestoweniger halten wir es für notwendig, eine *politische Identität* als Ausgangsbasis einer politischen Artikulation anzunehmen, um bestimmte gesellschaftliche Widersprüche deutlich zu machen. Wir verwenden die Bezeichnung „Migrant_innen“ in Anlehnung an eine De-

definition von FeMigra² als Gegenentwurf, als Bezeichnung eines oppositionellen Standorts, als Bestimmung der eigenen politischen Identität. Es handelt sich also um eine strategisch konstruierte Identität. Die Forderung nach Selbstvertretung, die politisch organisierte Migrant_innen formulieren, steht nicht im Zusammenhang mit einer Position, die die Vertretung von migrantischen Anliegen durch Mehrheitsangehörige unbedingt ausschließen würde. Vielmehr entsteht diese Forderung aus der Erfahrung, nicht als Subjekt wahrgenommen zu werden. Das heißt, die Konstruktion einer Migrant_innenidentität sehen wir als eine Strategie im Kampf um die Eroberung von gleichberechtigter Partizipation im europäischen Territorium und um die Veränderung/den Abbau von Strukturen des Ausschlusses. Die Zusammenarbeit und die Bildung von Allianzen mit Mehrheitsangehörigen sollen als weitere Strategien im Rahmen dieses politischen Agierens gesehen, reflektiert, analysiert, evaluiert, adaptiert werden. Auch die Kooperationen mit Künstler_innen werden als Teil dieser Strategie gesehen. Und langsam nähern wir uns dem Thema der Anthropophagie an.

Subalternität und Repräsentation

Im Kontext der postkolonialen Kritik wird von Migrant_innen als einer subalternen Gruppe gesprochen. Wie Encarnación Gutiérrez Rodríguez³ betont: Über

2 FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia / Grimm, Sabine (Hg.) (1994): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik. ID Archiv, Berlin.

3 Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito / Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): Spricht die Subalterne deutsch?, Unrast Verlag, Münster.

Subalternität zu reden, bedeutet unausweichlich, auch über Macht und Repräsentation zu sprechen.

Welche Repräsentationsformen bewahren vorherrschende Kräfteverhältnisse? Welche Artikulationsformen werden aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen? Encarnación Gutiérrez Rodríguez erinnert uns auch daran, dass die Verstummung der subalternen Stimmen nicht nur durch Aussonderung und Ausklammerung, sondern auch durch Vereinnahmung erfolgt.

Auch eine scheinbare Partizipation von Subalternen kann beobachtet werden, indem Praktiken und Stimmen von Migrant_innen sich im Einklang mit der Ethnisierung entlang des Diskurses um Multi- und Interkulturalität entfalten. Besonders im Kulturbereich sind Praktiken von Migrant_innen zu beobachten, die unter dem Anschein der Partizipation letztendlich die Verstärkung von exotisierenden Bildern produzieren.⁴

Wenn wir mit Antonio Gramsci denken, würden Migrant_innen, um ihre hegemoniale Position zu etablieren, nicht nur Veränderungen der ökonomischen Kräfteverhältnisse anstreben und erreichen müssen, sondern auch das Regieren im Feld des Symbolischen.⁵ Hier ist einer Konfrontation mit herausfordernden Fragen nicht zu entkommen: „Wie können Mitglieder aus subalternen Gruppen sich in der Öffentlichkeit einmischen, wenn die Möglichkeit des Sprechens und des Zuhörens ungleichmäßig verteilt bzw. eine solche Möglichkeit diesen nicht zugedacht ist? Wie überhaupt sprechen, wenn die Semantik, die Lexik, in der wir uns bewegen

⁴ Siehe auch den Text *Notizen über das Menschenwerden, Affen, Migrant_innen und Kulturarbeit* in diesem Buch.

⁵ Vgl. https://www.el.rub.de/wiki/sozentin/index.php/Kulturelle_Hegemonie

über Regeln und Disziplinierungsmaßnahmen strukturiert ist, die die Aneignung ihrer Logik und Instrumente voraussetzt?“⁶

Unsere Antwort ist die Anthropophagie

„Es ist notwendig, die Sprache der Metropole zu lernen, um sie besser zu bekämpfen.“⁷

Eine Feststellung, die im Kontext der Kulturproduktion in Lateinamerika formuliert wurde. Heute sind wir als Subjekt da: „The empire writes back!“

Wir sehen die Anthropophagie als ein mögliches strategisches Vorgehen gegenüber den Dominanzkulturen – insbesondere im Hinblick auf die Prozesse der kulturellen Produktion im Zusammenhang mit unserer Öffentlichkeitsarbeit. Denn die Anthropophagie bietet uns eine Möglichkeit, unter der Herrschaft einer Dominanzkultur etwas zu produzieren, das keine nach den herrschenden [von den Machthabern vorgeschriebenen] Regeln „erlaubte“ Wiedergabe ist; aber zuerst (und immer wieder) muss der Andere wie eine Beute assimiliert werden.

Wir benutzen absichtlich das Verb assimilieren, um es im Einklang mit der dargestellten Strategie zugleich als Beispiel einzusetzen. Die Assimilation ist eine sehr bekannte Aufforderung der breiten Öffentlichkeit an die Migrant_innen. Wir nehmen dieses Wort und benutzen es in unserem Sinn, aus unserer Perspektive und erinnern euch gleichzeitig an die Perspektive der Angehö-

⁶Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito / Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): Spricht die Subalterne deutsch?, Unrast Verlag, Münster, S. 31.

⁷Santiago, Silviano (2000): Uma Literatura nos Trópicos. Rocco, Rio de Janeiro, S. 20.

rigen der Dominanzkultur. Diesmal haben wir jedoch die Rolle der Protagonist_innen übernommen: Wir assimilieren euch, wir drohen euch, wir fressen euch. Die Machtgefälle werden wieder an die Oberfläche gerückt, aber die frühere Ordnung und die Zuteilungen sind gestört. Das Verhältnis ist verkehrt.

Wir fressen eure Sprache. Wir verzehren Diskurse, die uns untersagt werden, wie den des Austro-Patriotismus: „Austria we love you. Wir werden dich nie verlassen.“⁸

Wir fressen euch: das Notwendige und das Begehrtenwerte. (...)

Als Migrantinnen haben wir uns zuerst auf der Ebene des Sozialen organisiert, weil es um den Kampf, um unsere primären Rechte geht. Folge der Organisation und des Zusammenseins war und ist die Auseinandersetzung mit unserer Rolle in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, besonders im Kulturbereich. Es ist uns bewusst, dass auch dieser ein bereits eingeteiltes Territorium ist. Unser Bewegungsraum wird im Einklang mit Regeln und Bestimmungen, die innerhalb der Dominanzkultur entstehen, markiert: Grenzen. Orte. Formen.

Nur: Regeln und Vorschriften sind dazu da, umgangen zu werden. Ungehorsam. Wir wissen, dass wir als Migrantinnen auch im Kulturbereich Grenzen verschieben können.

⁸Anlass für die Formulierung und „Veröffentlichung“ dieses Satzes war die Verleihung des Interkulturpreises durch die SPÖ Oberösterreich an maiz im Jahr 1999. Zur Preisverleihung gingen wir als Gruppe (über 20 Migrantinnen) trotz Aufregung und Ablehnung seitens der Organisator_innen auf die Bühne. Als „Dankeschön“ wurden ausgeschnittene Herzlein mit dem obigen Satz verteilt: zuerst an die anwesenden Politiker_innen und Beamt_innen, dann auch an das Publikum. Seitdem werden unsere Herzlein zu verschiedenen Anlässen in der Öffentlichkeit verteilt.

Wir haben in den letzten Jahren zahlreiche Projekte durchgeführt, die sich im Grenzraum zwischen dem sozialen Feld und dem Kulturbereich bewegen und entfalten. Projekte, die uns eine Betätigung jenseits der Aufforderung, als Botschafterinnen exotischer Kulturen zu fungieren, ermöglichen. Und wir nehmen immer mehr Platz in Anspruch. Wir bewegen uns und versuchen, Veränderungen in Bewegung zu setzen. Zwischen Vernunft und einer anthropophagischen lachenden Haltung schaffen wir uns Räume der Bewegung und des Widerstandes. Räume, die aus Verschiebungen von Grenzen entstehen, wie die Schaufenstergalerie von maiz im Herzen der Linzer Altstadt. Ein Projekt, das uns Interventionen und Teilnahme an der Gestaltung der kulturellen Landschaft dieses Landes als Protagonistinnen im Sinne einer antirassistischen und antisexistischen Öffentlichkeits- und Kulturarbeit ermöglicht. Wir bewegen uns im Kulturbereich und leisten hier eine Arbeit, die vielfältig in ihren Entstehungs- und Durchführungsprozessen ist. Die Arbeit des Kulturbereichs beginnt im Bildungsbereich von maiz. Hier werden Konzepte entworfen, diskutiert, entwickelt, durchgeführt, evaluiert. Hier befinden sich die Protagonist_innen der Projekte: wir, Migrant_innen, Sexarbeiter_innen, Schwarze Frauen, Putzfrauen, Babysitter_innen, Ehefrauen, Asylbewerber_innen, Mütter, Lesben, Akademiker_innen, Töchter. Wir: Vielfalt. Wir: auch Mehrheitsösterreicher_innen, im Dialog mit uns. Die Ergebnisse, die nicht als Endprodukte, sondern als Teil eines Prozesses gesehen werden, können dann in der Öffentlichkeit präsentiert werden. Hier können auch wir auftreten, nicht als einzelne Personen, sondern als Figuren, als *Personae* einer fiktionalen Darstellung. Hier können wir unse-

re Anliegen thematisieren, und – nicht als Phantasien, sondern als Entfaltung der Wirklichkeit, also als Fiktion – Alternativen und Perspektiven unseres Daseins in diesem Land, auf diesem Kontinent entwerfen und entdecken.

Risiken, Fragen

Uns ist jedoch bewusst, dass eine harmlose Interpretation der Anthropophagie als Metapher dazu verleiten könnte, das alte Europa als antike Quelle von Wissen zu verstehen, das *reumütig* bereit ist, alles durch die Kolonisation Geraubte und Ausgebeutete zurückzuerstatten und sich in einen multikulturellen Kontinent zu verwandeln, der von „Rassenvielfalt geprägt ist, auf einem Mosaik verschiedener Kulturen gründet und bereit ist, die *Wahrheiten* des Ethnischen anzuerkennen und seine abweisende Haltung zu ändern, die es ihm nicht erlaubt, die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten anzunehmen und zu respektieren, die andere „Kulturen“ in Bezug auf das eurozentrische Modell haben.⁹

Wir wollen die von Rodrigo Browne Sartori beschriebene schuldbeladene Ethik der Kolonisatoren oder den Schuldkomplex der Europäer nicht fördern. Was wir wollen, ist Räume besetzen.

Ein wichtiges Anliegen in diesem Zusammenhang bildet die Unterscheidung und Abgrenzung unserer anthropophagischen Haltung von einer multikulturalistischen Position.

Wie gewährleisten wir diese Abgrenzung?

⁹Vgl. Sartori, Rodrigo Browne (o.J.): De Antropófagos devoradores de imágenes a iconofágicas imágenes que nos devoran, online unter: <http://www.razonypalabra.org.mx/anteriores/n27/rbrowne.html>.

Durch die Selbstdefinition als „Migrantin“ als eine strategisch konstruierte Identität und das beabsichtigte Loslösen von herkömmlichen Klischees. Wir versuchen ein anthropophagisches Handeln zu realisieren, das sich ausgehend von einem Paradigmenwechsel entfaltet: Migrantinnen als Protagonistinnen, die sich bewusst eine Identität konstruieren, um innerhalb einer strategischen Handlung bestimmte Ziele zu verfolgen.

Weiters positionieren wir uns gegen die Ziele und/oder Praxen der Toleranz, der Verständigung, der Akzeptanz und der Konfliktvermeidung, die für den Multikulturalismus typisch sind. Wir weigern uns, uns als Fremde und Unbekannte für die Beobachtung und Untersuchung zur Verfügung zu stellen. Wir liefern keine Kulturfragmente an Künstler_innen, Kulturarbeiter_innen, Medienarbeiter_innen, Wissenschaftler_innen. Wir kritisieren und positionieren uns gegen die Vereinheitlichung der „Welten“. Wir gehen keine Kooperation ein, wenn es darum geht, sich mit „verschiedenen Kulturkreisen“ auseinanderzusetzen. Und wir versuchen, den Hintergrund solcher Vorhaben und Positionen sichtbar zu machen (Migrant_innen als Opfer oder Täter_innen). Wir stellen den Denkansatz „Wir und die Anderen“ in Frage, der letztendlich eine Weiterführung des vorherrschenden rassistischen Diskurses bedeutet.

Außerdem handelt es sich bei dieser Aneignung der anthropophagischen Positionierung um eine groteske und allegorische Abbildung des multikulturalistischen Diskurses. Grotesk im Sinne des Bloßlegens des Abscheulichen, der Zuspitzung, der Hyperbolisierung der gepriesenen Verschmelzung. Der Auftritt als Anthropophag_innen verunmöglicht die Wahrnehmung der Migrant_innen als *bon sauvage*, denn dadurch treten wir als

menschenfressende Gestalten auf, die durch das Fressen stärker und mächtiger als die Gefressenen werden wollen. Durch die Anthropophagie werden wir (Migrant_innen und Europäer_innen) aufgefordert, die Kultur der Harmonisierung und letztendlich der Liebe zu vergessen. Es gibt sie nicht, die Liebe zwischen Menschen, die in verschiedenen und gegensätzlichen Gesellschaftspositionen leben. Es gibt keine Liebe zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, keine Liebe zwischen Antagonist_innen oder Gegener_innen. Aber das Begehren und daher die Anthropophagie. Wir haben es hier mit einer allegorischen Konstruktion zu tun, die als solche für die Sache steht (aber die Sache nicht ist). Eine Kreation, die ästhetisch und ideologisch gebildet wird, um eine bestimmte politische Wirkung zu erreichen.

Und zum Abschluss...

„Nichts ist dem Menschen wesentlicher als sich von den anderen zu ernähren. Es ist jedoch notwendig sie zu verdauen. Der Löwe wird aus assimiliertem Schaf gemacht.“¹⁰

Erschienen: 2005

¹⁰ Valéry, Paul, zit. nach Santiago, Silviano (2000): *Uma Literatura nos Trópicos*. Rocco, Rio de Janeiro, S. 19.

BEISSENDER OPTIMISMUS

Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen. Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen. In das Fleisch beißen, beißen und schlucken, hinunterschlucken, und scheißen: wir alle wissen. Beißen in das Fleisch der Zeit. Ein Stück Zeit in Anspruch zu nehmen, Scheiße tief hineinführen, Tränen, Nägel, Speichel und Blut in das Stück Zeit tief hineinführen. Die Zähne tief in das Fleisch der Zeit: sich davon ernähren, leben und gelebt werden, sein in der Zeit. Das Gewebe der Zeit verändern. Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen. Sich wehren und tief in das Fleisch der Demütigung beißen, tief atmen und beißen, das Gewebe der Zeit verändern. Geboren noch nicht gestorben, Wesen menschlicher polysemischer Natur: polysemisch in der Betrachtung der Welt, polysemisch vor dem Spiegel. Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen. In das Fleisch der Bedienungsanleitung zur optimalen Handhabung des Gekauften, des Erworbenen, in das Fleisch des Handbuchs zum erfolgreichen Sich-Einkapseln, in das Fleisch des Handbuchs zum Umgang mit besseren Nachbar_innen, zum Umgang mit Möchtegern-Nachbar_innen, zum Umgang mit ausländischen Nachbar_innen. Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen und in das Fleisch der Regeln zu beißen. Wir alle wissen, die Zähne zu benutzen.

CHEWING THE BORDERS

oder kauen, um wach zu bleiben, oder Widerstand im Widerspruch

dass Kulturpolitik die Freiheit der Künste behauptet: an die Eröffnungsrede¹¹ im Teatro Fondamenta Nuove eine Erinnerung. Weil die Künste frei sind – oder war es Singular? –, entstehen und versammeln sich hier Wörter und Bedeutungen, und trotzdem die Warnung als strategische Einladung: the Scenery zu chewen.

Weil ich auftauchenden Zynismus ohne Umschweife aus meinem Schreiben abbahnen will, schreite ich zur Offensive, indem ich mich bloßstelle. Die Erinnerung an eine Redewendung aus meiner Vergangenheit in einem kolonisierten Land: „Não confie em ninguém com 32 dentes“ (Traue niemandem mit 32 Zähnen). Nächster Gedanke: Wer kann schon was kauen? Peinliches Moment nicht verbergen, sondern es sofort benennen: Publikumsbeschimpfung in moralischer Manier. Weiter: schon hart zu kauen, was da ist, da gehen die Zähne kaputt, da zerbröckeln sie. Und gleich darauf: Es ist wahr, da gehen Zähne kaputt, schmerzhaft Verletzungen. Aber noch mehr und mehr Zähne brechen aus dem Zahnfleisch heraus. Schmerz und Kraft. Verletzlichkeit und Widerstand. Widerspruch und Hoffnung.

Das Beißen: Andocken an Stimmen der schweizerischen Kulturpolitik.

Auf einen politischen Text mit dem poetischen Titel *Das Kanarienvogelmanifest* aufmerksam geworden. Ein Text von Daniel de Roulet, der sich – gemeinsam

¹¹ Venedig, 3.6.2011 – Rede von Bundesrat Didier Burkhalter.

mit den Unterzeichnenden des Manifests – verpflichtet, „(...) weiterhin von der Wirklichkeit des Landes zu singen und [die] Stimme zu erheben gegen eine populistische Ideologie“. (de Rouillet, 2010) Singen wie ein Kanarienvogel, der von Bergarbeitern in die Stollen mitgenommen wurde, um sie rechtzeitig auf das Ausgehen von Sauerstoff in der Luft aufmerksam zu machen.

Ich bin kein Kanarienvogel. Meine Stimme hier im politischen Auftreten kracht im Hals, ertönt hart und laut, eckt im Mund, spitzt die Zunge, feilt die Zähne.

Das Inszenieren einer kämpferischen Haltung als Taktik sowie dessen Benennung und Relativierung: Meine Stimme ist sanft und manchmal bricht sie, zerbricht, bricht ab, verschwindet, findet sich nicht und auch nicht die Wörter, in Vergessenheit verschwommen, alle Wörter weg.

Die eigene Verstricktheit ankauen: Als wären Künstler_innen und Kulturschaffende reine Beobachter_innen und nicht Mitgestaltende; die Metapher der Kanarienvögel.

Das Insistieren auf der Taktik der offenen Konfrontation, trotz Empfehlungen dagegen.

Und so freiheitsversprechende, freiheitsspendende Kulturpolitik anbeißen. Grenzen abbeißen. Grenzen zwischen der Kulturpolitik und der Migrationspolitik in der Schweiz an- und abbeißen. Grenzen zwischen der Kulturpolitik und der Asylpolitik in der Schweiz an- und abbeißen. Grenzen aus Wörtern. Wörter kauen.

Verdichtungen

Denn die Vermutung, solche Grenzen bestehen aus Verdichtungen: diskursiven Verdichtungen. Kein leerer Raum zwischen Begriffen. Dichte Absperrungen. Vermeintliche Absenz von Widersprüchen. Systematische Absetzung von Ambiguitäten. Grenzen als wider-

spruchslose Räume. Keine Gleichzeitigkeit duldend. Eindeutigkeit fordernd.

Ob im Kauen das Freisetzen von Mehrdeutigkeiten und Widersprüchen versprochen wird.

Chewing the Borders, Teil I

Im Mund trage ich das Wort Freiheit und kaue daran.

Ich sitze hier und schreibe und benutze und erschaffe Metaphern und gebrauche die Freiheit, über das Freiheitsversprechen der Kulturpolitik zu reden, gleichzeitig vermute ich darin kein Entkommen, und nichtsdestotrotz beharre ich und beiße tiefer in das Wort:

Die Freiheit geniessen, im Kunstfeld die (national) staatliche Kulturpolitik der Schweiz im Hinblick auf ihre Komplizenschaft mit der im Land und in Übereinstimmung mit der EU umgesetzten rassistischen und abschottenden Migrations- und Asylpolitiken zu kritisieren. Paradoxien des Hegemonialen im Dienst seiner Selbsterhaltung. Die Freiheit im Feld der Repräsentation, im Feld des Symbolischen, vor einem Publikum, umgeben von Mimesis, Fiktion, Dystopie, Dramatisierung, Film, Installationen, Narrationen, Bildern, über die Unfreiheiten in der Schweiz zu sprechen. Über Repression, Gewalt, Ausgrenzung, über Mord an den Grenzen und innerhalb Europas schreiben und reden zu dürfen und zu versuchen, aus der Paradoxie Vorteile für die politischen, antirassistischen Kämpfe zu gewinnen.

The Scenery zu chewen als Widerstand im Widerspruch.

Die Widersprüche als Hoffnung.

Ich setze die Hoffnung in die Scenery als Widerspruch.

Die Utopie als Nicht-Ort.

Die Zukunft nicht realisierbar, daher möglich.

Ich setze die Hoffnung auf eine veränderte Scenery als Widerstand.

„Quatro séculos de carne de vaca! Que horror!“ (Vier Jahrhunderte Rindfleisch! Wie grässlich!), schrieb vor fast einem Jahrhundert Oswaldo Costa, Anthropophage aus dem brasilianischen Modernismus. Die Anthropophagie als Strategie in der Auseinandersetzung mit der Kontinuität der kolonialen Herrschaft, mit der westeuropäischen epistemischen Gewalt, mit der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Vorherrschaft weißer Kolonialherren. Ja, das Fressen von Menschen. Der bewundernswerten Eigenschaften wegen. Um sich das Bewunderte anzueignen.

Eine postkoloniale Anthropophag_in, die im Einklang mit Spivak Dekonstruktion als „the persistent critique of what one cannot not want“ denkt. Sie kaut an dem, was sie nicht nicht wollen kann. Verbeißend erklingt die Frage: Was ist denn das, was ich, selbsternannte post-koloniale Anthropophag_in, nicht nicht wollen kann? Die Frage kontextualisiert. Situiert das Wissen um die Frage.

Was ist denn das, was ich nicht nicht fressen wollen kann.
Was ist denn das, was ich nicht nicht kauen wollen kann.

„Postkolonialismus bedeutet, Spivak folgend, immer auch Selbstkritik (...). Selbstkritik also als eine Praxis, die die Strukturen kritisiert, die zu bewohnen wir uns nicht nicht wünschen können. Sie widerspricht damit der romantischen Vorstellung eines radikalen Außens, das die gewaltvollen Strukturen verlässt, sie von einem Außen heraus angreift und verändert.“ (Castro Varela/Dhawan, 2007)

Chewing der Scenery als risikoreicher Schachzug?

„Auch Kunst ist nicht per se kritischer Raum, weswegen Spivak die so genannte ‚radikale Kunst‘ [radical art] davor warnt, sich nicht genügend mit Globalität und der eigenen, nicht rühmlichen Rolle innerhalb der Globalisierung auseinanderzusetzen. Die Konstruktion von Radikalität ist nicht nur nicht ausreichend, sondern ein risikoreicher Schachzug, der die eigene Komplizenschaft mit kolonialen Denk- und Sichtweisen stabilisiert und insoweit hegemoniale Strukturen nicht irritiert, sondern im Gegenteil in der Provokation produziert.“ (Castro Varela/Dhawan, 2007)

Daher:

Kontextualisierte Analyse der Produktions- und Rezeptionsverhältnisse.

Auseinandersetzung mit den eigenen Verstricktheiten: Verharren im neokolonialen Kontext, kein Entfliehen vor den dominanten Ideologien.

Das Brechen von Regeln.

Dissens.

Sich selbst widersprechen.

Chewing the Borders, Teil II

Im Mund trage ich das Wort *Swissness*. Kaue ich daran, befasse ich mich mit Rassismus an der Grenze zwischen der nationalstaatlichen Kulturpolitik, der Migrationspolitik, der Wirtschaft.

„In Ihrem Buch *Des Schweizers Schweiz* haben Sie geschrieben: ‚Kein anderes Land fühlt sich so bedroht wie die Schweiz. ‘ Warum, wenn wir doch die Besten und Stärksten sind, fühlen wir uns denn so bedroht?‘“

(...) „Das sind eben die Nachwehen der Schweizer Kriegsgeschichte: Morgarten und Sempach und Grandson. Ein tapferes kleines Volk hat sich gewehrt gegen ganz Europa und hat überlebt. So der Geschichtsunterricht. Wir leben immer noch in dieser Kriegsgeschichte. Uns gibt es nur, wenn wir gefährdet sind.“ (Bichler, 2010)

Dieses kleine Land von großartigen Literat_innen, Künstler_innen, Erfinder_innen, Designer_innen, mit den schönsten Bergen und der besten Schokolade, dieses kleine Land, die Schweiz, braucht die Feinde, bringt mir Peter Bichsel bei, um zu existieren.

„Die [weißen] Engländer sind nicht deshalb rassistisch, weil sie die Schwarzen hassen, sondern weil sie ohne die Schwarzen nicht wissen, wer sie sind“, lese ich bei Stuart Hall.

Kaue ich an dem Konzept der Swissness, befasse ich mich mit Rassismus. Mit Wir-Imaginationen.

Swissness ist wirtschaftliche Strategie im Globalisierungszeitalter. Swissness baut auf nationalistischen Diskursen auf und artikuliert sich als nationalistischer Diskurs. Sie beruft sich auf traditionelle Werte und verbreitet reaktionären Konservatismus, konstituiert sich als Diskurs und Praxis im Verhältnis zu Diskursen um Bedrohung und Überfremdungsängste, setzt die Konstruktion eines imaginierten Wir fort, setzt die Konstruktion eines Nicht-Wir fort. Swissness, Ausschaffungsinitiative, Minarettinitiative verbinden rassistische Diskurse und Praxen.

„Migration problematisiert Grenzen“, schreibt Paul Mecheril. Nicht nur territoriale Grenzen, sondern symbolische Grenzen der Zugehörigkeit. Wie Grenzen der nationalstaatlichen Gesellschaften festgelegt werden. Wie innerhalb dieser Grenzen mit Differenz, He-

terogenität und Ungleichheit umgegangen wird. Grenzen der Zugehörigkeit.

Dem Konzept Swissness liegt die Vorstellung von Nation als „imaginierte Gemeinschaft“ (Anderson, 1988) zugrunde. Die Verhandlung und Festlegung der Kriterien, die bestimmen würden, wer zu dieser imaginierten Gemeinschaft gehört, bilden Teil des oben erwähnten Diskurses über Migration. Ein Deutungskampf um Zugehörigkeit und gemeinsame Werte. Konstruktion eines „Gemeinsamen“ und essentialistische Zuschreibungen. Zuordnungen, Kontrolle, Integration, Ausschluss.

Imagination von Schweiz. Swissness: Fairness. Präzision. Zuverlässigkeit. Politische Stabilität. Natürlichkeit. Genauigkeit. Sauberkeit. Qualität. Und für uns hier relevant: Multikulturalität. Der Widerspruch ist nur oberflächlich, verdampft gleich nach dem ersten genauen Blick: Multikulturalität und Rassismus schließen sich nicht aus. „Multikulturalität in der Swissness betrifft diejenigen, die über das kulturelle Kapital verfügen, um die Zeichen zu lesen, und über das ökonomische Kapital, um sie zu konsumieren.“¹²

Die Freiheit, als nicht zugehörig im Rahmen des schweizerischen Programms aufzutreten. Und ein taktischer Versuch: Instrumentalisierung und gegenseitige Instrumentalisierung als temporäre Lösung.

Chewing the Borders, Teil III

Im Mund trage ich das Wort Illegalisierung.

Kaue ich daran, befasse ich mich mit restriktiven Zuwanderungs- und Aufenthaltsbestimmungen, Ausgren-

¹² Carmen Mörsch in einem unserer zahlreichen Gespräche zu diesem Text.

zung, Arbeitsteilung, internationaler Arbeitsteilung, Ausbeutung, prekären Arbeitsverhältnissen, Frauenarbeitsmigration... Kaue ich daran, beschäftige ich mich auch mit antirassistischen Kämpfen, Strategien, Widerstand, Organisation.

Markiert das Wort Freiheit die Grenzen zwischen der (national)staatlichen Kulturpolitik und dem Feld der Migrationspolitik, so befindet sich in umgekehrter Richtung das Wort Illegalisierung trennend dazwischen. Denn wer ist innerhalb kulturpolitischer partizipatorischer Diskurse angesprochen? Überschreiten Programme, Projekte und Massnahmen zur Förderung der Partizipation (oft unter dem Vorzeichen der Kultur- oder Kunstvermittlung) die gesetzlich markierten Grenzen der Legalisierung?

Eine kulturpolitische Handlung, die sich im Dissens zu ausgrenzenden nationalstaatlichen Politiken verhält, fördert die Auseinandersetzung mit Privilegien (wer *darf* partizipieren) und mit der Dimension von Partizipation als Mittel zur Stabilisierung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse. Sie ermöglicht die Beschäftigung mit Konzepten und Praxen der Destabilisierung und der Transformation bestehender ungleicher Verhältnisse und diskriminierender Strukturen.

Im Sinne einer solchen Kulturpolitik genügt es nicht, Subjekten wie mir, dieser Äffin im kaskaschen Sinne, die Freiheit des Sprechens im Kulturbereich und im Kunstfeld zu garantieren.

Stimmen

Stimmen, die Rechte einklagen. Stimmen von Aktivist_innen, Stimmen von Illegalisierten, von Mitstreiter_innen. Stimmen des Widerstands. Stimmen der Verän-

derung. Stimmen der ethischen Empörung. Ein paar wenige Beispiele.

Bleiberecht für alle! „eine politische Bewegung von Menschen mit und ohne legalem Aufenthaltsstatus“ in Bern fordert:

Eine Zukunft für alle

Das Recht auf Bildung

Das Recht auf medizinische Versorgung

Das Recht auf Bewegungsfreiheit

Das Recht auf Heirat und das Recht auf Familienzusammenführung

Das Recht auf Arbeit

Die sofortige Umsetzung des Härtefallartikels

Die Abschaffung des Nothilferegimes und stattdessen die Gewährleistung würdiger Lebensumstände

Den sofortigen Ausschaffungsstopp

Eine kollektive Regularisierung aller Sans-Papiers und Sans-Papiers!

Der Verein Refugees Welcome, Zürich:

„Wir fordern ein Bleiberecht für alle illegalisierten Menschen in der Schweiz!“

Auszüge aus einem Aufruf zu einer Demonstration unter dem Motto *Konjugation statt Repression – Bildung ist kein Verbrechen* auf der Website der Autonomen Schule Zürich:

„Bildung für Alle (BfA) bietet durch die Autonome Schule Zürich (ASZ) beim Güterbahnhof seit 2 Jahren Deutschkurse für Sans-Papiers und Asylsuchende an. Ziel der Schule ist es, ausgegrenzten Menschen Zugang zur Gesellschaft und Bildung zu ermöglichen. JedeR soll selbstbestimmt, nach eigenen Fähigkeiten lernen und lehren.“

„Das Recht auf Bildung ist in der Erklärung der Menschenrechte und im Internationalen Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte festgelegt. 2008 wurde in der Schweiz das Recht der Flüchtlinge auf Deutschkurse abgeschafft und ihnen damit eine weitere Perspektive genommen.“

„Wir tragen den Kampf auf die Strasse: Gegen die bildungsfeindliche, rassistische Stadtpolitik. Zeigen wir Zivilcourage gegen diese Politik! Wir fordern den sofortigen Stopp rassistischer Kontrollen und Verhaftungen und die Durchsetzung aller Menschenrechte. Für Bildung. Gegen Ausgrenzung.“

In einem Artikel in der *Papierlosen Zeitung*, die vom Verein Bleiberechte für Alle (Zürich) und vom Verein Bildung für Alle herausgegeben wird, berichtet ein Aktivist über die Projekte und Aktivitäten der Autonomen Schule Zürich: den Theater-Workshop, die Zeitung selbst, die Deutschkurse und das Atelier:

„Kursteilnehmer beteiligen sich an verschiedenen Projekten und arbeiten gemeinsam mit den Moderierenden neue Ideen aus. Ein Beispiel dafür ist der Bleibeführer, der von der Ateliergruppe erstellt worden ist. Die Idee war, in Form eines Buchs wichtige Informationen über Zürich zu vermitteln, zum Beispiel wo kostenlose Bildung angeboten wird, wo Informationen zum Asylwesen eingeholt werden können, wo es Rechtsberatung gibt.“ (John, 2011)

Weitere Aussagen von Aktivist_innen und Kursteilnehmer_innen aus der Autonomen Schule Zürich in der *Papierlosen Zeitung*:

„Wir haben ein besetztes Haus beim Güterbahnhof. Dort nehmen wir am Montag, Mittwoch und Freitag

von zwei bis fünf Uhr an den Deutschkursen teil. Aber leider kommt der Winter. (...) Manchmal frieren unsere Hände. Dann können wir nicht schreiben. Aber kein Problem, denn wir haben alle ein Ziel, nämlich Deutsch zu lernen.“ (Ebrahim, 2011)

„Es gibt viele Worte, die ich aus mir heraus sagen muss, aber niemand hört zu. Die Geschichte ist, dass ich ein illegaler Mensch geworden bin. Als ich aus einer schwierigen Situation geflüchtet war, kam ich direkt in eine neue schwierige Situation. Statt die Freiheit zu finden, wurde ich in einen Bunker unter der Erde gesperrt. Statt Rechte kennenzulernen, habe ich Migrosgutscheine bekommen.“ (Anonym, 2005)

Das hegemonial strukturierte Hören

Wie können diejenigen, die von der Sphäre der institutionalisierten Repräsentation ausgeschlossen sind, die Forderung nach der „Einrichtung eines Anteils der Anteillosen“ (Rancière, 2002) artikulieren? Oder anders: Wie können diese Forderungen von den Mehrheitsangehörigen gehört werden? Und wiederum: Wie können diese Forderungen von den Mehrheitsangehörigen gehört werden, wenn das Hören hegemonial strukturiert ist? (Spivak, zit. nach Landry / Maclean, 1996)

Die Besetzung der hegemonialen Sprache: zum Beispiel Deutsch

Ecke um Eckchen anbeißen, langwierige, langatmige, lustvolle Arbeit an der Sprache der Anderen. Anthropophagisches Lernen der dominanten Sprache. Das Verzehren der dominanten Sprache als Antwort auf die Aufforderung, diese zu erlernen. Die Sprache nicht als Heimat betrachtet. Sondern heimatlos in der deutschen

Sprache zu leben, oder besser: sich der Idee der Heimat zu entladen und die Sprache zu besetzen und zu gestalten. Nicht *bewohnen* als Verb ausgewählt, sondern *besetzen*. Antagonistisches Handeln. Die Sprache als Mittel zur Mutmaßung einer veränderten Realität. Anthropophagische Utopie. Durch die Sprache die Welt in die Welt setzen. Verändert.

Antagonistisches utopisches Handeln in und mit der Sprache, in und mit der hegemonialen Sprache. Distanz als nützliche Voraussetzung einsetzen und auf einer Metaebene die Sprache in ihrer konstitutiven Funktion im Verhältnis zur Realität erfassen. Ein Sprechen und ein Verhandeln und ein Reflektieren von Sprache, die verändernd auf die Wirklichkeit, in der sie stattfinden, zurückwirken. Performativität. Und Anthropophagie.

Das anthropophagische Lernen der dominanten Sprache und die begleitende Frage: Was ist denn das, was ich nicht nicht fressen wollen kann. Eine Warnung, ein Hinweis auf meine gesellschaftliche Position, auf meine Biografie, auf die Privilegien einer im westlichen Sinn gebildeten Migrant_in, die Souveränität bewusst inszeniert und sich von anderen gleich am Anfang des Textes abgrenzt und behauptet, sie sei kein Kanarienvogel, die ausführt, sie sei sich der Freiheit in Unfreiheit bewusst, eine selbsternannte postkoloniale Anthropophag_in, die für die Besetzung der dominanten Sprache plädiert, um die Realität zu verändern im Dissens zu Normen der Sprache selbst, im Dissens zu Normalisierungsdiskursen im Allgemeinen, im Dissens zu Assimilationsanforderungen und zu Assimilationswünschen und zu Integrationsbemühungen. Und dadurch das eigene Sprechen in bestimmte Diskurse einschreibt. Gleichzeitig das Wissen über andere Positionen. Die Spannung

zwischen dem Bestreben, ungleiche Machtverhältnisse zu kritisieren und verändernd auf sie einzuwirken, und dem Bedürfnis, dem Bedarf oder der Notwendigkeit anderer nach schnellstmöglicher Assimilation in dominante Verhältnisse. Widersprüche auszuhalten und als produktive Momente zu betrachten.

Endloses Chewing

Die Sprache in der Öffentlichkeit zu kauen, dieses Kauen, das sich ausdehnt und nicht zu Ende kommen will und kann. Die Besetzung der Scenery als anthropologische Strategie der Verzehrung und Transformation des Hegemonialen, endlos. Das Wissen um die eigene Verstricktheit. Kein Entfliehen vor den dominanten Ideologien. Kauen, um wach zu bleiben, Kritik und Selbstkritik. Kauen und wiederkauen. Die beabsichtigte Freisetzung von Hoffnung.

Und doch setze ich jetzt einen Punkt,
oder lieber nicht

Kunst gegen die Fremdmacherei

Statement der Ateliergruppe¹³ anlässlich des Internationalen Volksfests zum 1. Mai 2011 in Zürich:

¹³ Im Januar 2010 entstand aus der Zusammenarbeit zwischen dem Museum für Gestaltung Zürich, der Autonomen Schule Zürich und dem Institute for Art Education der ZHdK das Atelier, als zusätzliches Modul zu den Deutschkursen für Flüchtlinge. Nach der Erarbeitung des *Bleibeführer Zürich* in Auseinandersetzung mit der Ausstellung *Global Design* am Museum für Gestaltung hat sich die Ateliergruppe Kartografen zugewandt und sich als selbständige Gruppe konstituiert. Als Flüchtlingsatelier tritt ein Projekt auf, das sich mit Repräsentation auseinandersetzt und die bevormundenden Ansätze im Diskurs über Migration durch emanzipatorische Perspektiven ersetzen will.

„Mit vereintem Willen und gemeinsamer Anstrengung können wir Flüchtlinge die Isolation aufbrechen. Das Atelier ist ein gemeinsamer Raum, um unsere Geschichten und Emotionen – über und gegen das kapitalistische Zeitalter und die politische Situation, die uns zu ‚Fremden‘ macht und spaltet – zu teilen.

Das Atelier wird von Flüchtlingen, die in einer ähnlichen Situation leben, weiterentwickelt. Es ist wie eine Atemübung, um nicht zu vergessen, wie mensch atmet. Wir können nicht in unsere Länder zurückgehen, so wie Vögel, die nicht fliegen können, aber wir können uns im Atelier an unsere Länder, an unsere Geschichten erinnern.

Für Flüchtlinge ist der Zugang zu kulturellen Aktivitäten eingeschränkt. Was wir im Atelier tun, ist nicht nur Kultur konsumieren und dafür zahlen, sondern wir machen uns unsere Kultur. Wir arbeiten an Bildern und Informationen, an Gegenbildern zu Verhältnissen, die fremd machen.

Die erste Arbeit des Ateliers war ein Orientierungsbuch für Zürich, der *Bleibeführer*. Wir kennen die Schwierigkeiten, keine Informationen zu bekommen, und das Buch gibt Meinungen von Flüchtlingen wieder, die anderen Flüchtlingen mit Erfahrungen und Information helfen können. In der reichen Stadt Zürich gibt es viele Reiseführer für reiche Leute. Mit dem *Bleibeführer* haben wir für Leute wie uns – die keine Ressourcen haben und ausgeschlossen sind – Erfahrungen vereint.

Die Weltkarte neu zu malen, als Welt, wie wir sie uns vorstellen, war das zentrale Thema in einer weiteren Arbeit. Eine Welt ohne Grenzen und Schwierigkeiten, ohne Pässe, wäre das Ziel. In einem nächsten Schritt haben wir den Stadtplan von Zürich als Collage bearbeitet. Wir haben Brücken zwischen den Straßen, den Dörfern und Städten,

die wir vermissen, und den Orten, wo wir jetzt leben, geschlagen. Orte in der Stadt lassen Assoziationen zu unseren Ländern auftauchen (ein Kirchturm, ein Fluss, ein Vogel). Mit einem Gedicht, mit Zeichnungen, bearbeiten wir die Stadt. Mit der Kombination unterschiedlicher Techniken haben wir einen neuen Stadtplan entworfen. Wir haben Verbindungen (historische, politische, wirtschaftliche, persönliche) zwischen der Schweiz und Ereignissen an anderen Orten in der Welt hergestellt – Ereignisse, die oft der Grund dafür sind, warum wir flüchten mussten. Das Resultat ist eine farbige Stadtkarte mit ‚anderen‘, ‚farbigen‘ Perspektiven.

Jetzt arbeiten wir an einer neuen Karte: über Fluchtwege. Wir erinnern uns, wenn wir an den Weg denken, den wir bis hierher gegangen sind, daran, wie wir heimatlos geworden sind. Eine_r denkt an Lebensgefahr mitten auf dem Meer, eine_r daran, dass er/sie nicht weiß, wie er/sie es geschafft hat, so lange in dem Lastwagen nicht zu atmen, eine_r an die Gefahr von Landminen. Das sind nur ein paar Beispiele von Tausenden von Fluchtroutenerinnerungen.

Mensch sein beginnt mit dem Sozialen. Diese Idee realisiert sich im Atelier, wenn die Atelier-Organisator_innen, die unterstützenden Organisationen wie die Autonome Schule, das Museum für Gestaltung Zürich und die Zürcher Hochschule der Künste und die teilnehmenden Flüchtlinge zusammenarbeiten.

Im Atelier versuchen wir mit unserer Arbeit die Stimme gegen die grausamen Verhältnisse, die uns aufteilen und isolieren, zu erheben.“

Ein Exkurs: Über die Beteiligung der Ateliergruppe am Vortrag in Venedig aus der Perspektive der, die hier schreibt

Anlässlich des Vortrags dieses Textes in Venedig, im Teatro Fondamenta Nuove, wurde die Ateliergruppe aus Zürich eingeladen, einen Beitrag zu präsentieren. Die Gruppe sandte eine Videoaufnahme (*a.s.y.l.a.n.t.e.n. grussbotschaft*), die zum Abschnitt *Stimmen* im vorgelesenen Text gezeigt wurde. Zudem kontaktierte ich die Gruppe während des Vortrags über Skype. Die ursprüngliche Vereinbarung war, dass sie ihren Beitrag live über Skype präsentiert. Da wir die Befürchtung hatten, es könnten technische Probleme auftreten, produzierte die Gruppe die erwähnte Videoaufnahme im Vorfeld des Termins in Venedig. Wie befürchtet, funktionierte die Verbindung während des Vortrags nicht gut genug, um die Stimmen der Angehörigen der Ateliergruppe verständlich in den Raum zu übertragen. Sie versuchten, bevor die Videobotschaft gezeigt wurde, sich vorzustellen und ins Gespräch zu kommen. Die nicht verständlichen Stimmen ertönten im Raum. Könnte die Situation als Metapher für das hegemonial strukturierte Hören gelesen werden? Das Video wurde gezeigt. Die Tonqualität ermöglichte diesmal eine deutliche Übertragung der Botschaft.

Ich, die hier schreibend, dort vortragend agierte, herausgefordert, im Bewusstsein der mehrfachen Verdoppelung des Verhältnisses, das ich zuvor kritisch beleuchtete. Eine Kette hierarchisch strukturierter Machtverhältnisse, durchkreuzt von Privilegien, Intentionen, Kompromissen, Interessen, Anliegen, ungleichen Machtverhältnissen, Benachteiligung, Versuchen, Allianzen, ungleichen Verhandlungspositionen, Instrumentalisierung, Strategi-

en. Biennale, schweizerisches Bundesamt für Kultur, die Kuratorin, die Vortragende, die Eingeladenen. Das Publikum, die Scenery, das Kauen, das Zittern, die Kanarienvögel, die gespitzte Zunge, die gefeilten Zähne, die harten und lauten Stimmen, das Stolpern, das Sprechen, das Verstehen, das Nicht-Verstehen, das Nicht-verstanden-Werden, das Verstandenwerden, das Verstandenwerden-Wollen. Das Hören, das Nichthören. Was ist denn das, was ich nicht nicht hören wollen kann.

Ein erwünschtes Devenir. Viele Gespräche im Nachhall des Vortrags. Einige Ideen weiter. Einige Fragen weiter und zurück. Kritiken, Anregungen. Von vielen Seiten der Wunsch nach einer Fortsetzung der Gespräche. Gespräche zum Verhältnis Kultur-, Migrations- und Asylpolitik in der Schweiz, zur Reproduktion von ungleichen Machtverhältnissen im Aktivismus und in der Kulturarbeit, zur Verschränkung antirassistischer und queerfeministischer Positionen und Anliegen.

Literatur

- Anderson, Benedict (1998): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Aus dem Englischen von Benedikt Burkard und Christoph Münz. Ullstein, Berlin.
- Anonym (2011) Sie spielen mit uns. In: *Papierlose Zeitung*, 2 (2011), S. 3.
- Castro Varela, María do Mar (2007): *Unzeitgemässe Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung*. transcript, Bielefeld, S. 19.
- Castro Varela María do Mar / Dhawan, Nikita (2007): *Bildung und Postkolonialismus*. Vortrag auf der documenta 12 in Kassel am 12.7.2007 im Rahmen des Vermittlungsprojekts *Deutsch Wissen*.
- Ebrahim (2011): Autonomi Schuel. In: *Papierlose Zeitung*, 2 (2011), S. 5.

- FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia / Grimm, Sabine (Hg.) (1994): *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*, ID Archiv, Berlin.
- Hall, Stuart (1999): Ein Gefüge von Einschränkungen. Gespräch zwischen Stuart Hall und Christian Höller. In: Engelmann, Jan (Hg.) (1999): *Die kleinen Unterschiede* Campus Verlag. Frankfurt am Main, S. 93.
- John (2011): Die Karawane ‚Autonome Schule Zürich‘. In: *Papierlose Zeitung*, 2 (2011), S. 5.
- Kafka, Franz (1970): Ein Bericht für eine Akademie. In: Raabe, Paul (Hg.) (1970): *Franz Kafka. Sämtliche Erzählungen*. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main.
- Landry, Donna / Maclean, Gerald (1996): *The Spivak Reader*. Routledge, New York/London.
- Mecheril, Paul / Castro Varela, María do Mar / Dirim, İnci / Kapalka, Annita / Melter, Claus (2010): *Migrationspädagogik*. Beltz Verlag, Weinheim/Basel, S. 35.
- Peter Bichsel im Interview mit Marie-Josée Kuhn, 18.11.2010. online unter: www.workzeitung.ch/tiki-read_article.php?articleId=1322.
- Rancière, Jacques (2002): *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, S. 24.
- de Roulet, Daniel (2010): *Das Kanarienvogelmanifest*, online unter: <http://www.kunst-und-politik.ch/pagina.php?0,323>.
- Salgado, Rubia (1999): Anthropophagie und Akkulturation: eine Begegnung beim Ficken. In: *KupfZeitung*, 80/1/99.

Links

Verein Bildung für Alle, Zürich: <http://www.bildung-fuer-alle.ch>
 Der *Bleibeführer* kann unter folgender Adresse gratis heruntergeladen werden: <http://www.kultur-vermittlung.ch/zeit-fuer-vermittlung/download/materialpool/MFV0504.pdf>

Erschienen: 2011

DIE ABGESCHMACKIGKEIT DES EWIGEN

Sie kaut den Kaugummi in Vorbereitung auf die Landung.

Ihre Mutter wird auf sie warten. In Begleitung ihrer Brüder und Schwägerinnen. Vielleicht ist auch eine der Tanten dabei, oder wer weiß, eine der Cousinen mit ihren Ausbrüchen, die wieder gewachsen sind, aber noch gehorsam ihrer Mutter folgend, um auf eine Cousine am Flughafen zu warten. Die nach ihrer Auswanderung Geborenen erinnern sich lediglich an die Nächte, in denen sie sie während ihres Urlaubs bei ihnen in verdunkelten Zimmern versammelte, um ihnen Gruselgeschichten zu erzählen. Geschichten über fantastische Fische, die aus wunderprächtigen Raumschiffen aussteigen. Sie war das Entfernte, das hin und wieder auftauchte, ausgerüstet mit etwas mehr Geld als sie hatten.

Ihre Mutter wird warten. In Schmerzen eingesunken. Glück sabotierend wird sie warten. Sabotiertes Glück, das in Lust resultiert. Umarmungen. Die Mutter quellt Tränen, die, als Freude getarnt, nach Schmerzen schmecken. Tränen, die einmal mehr den Verlust weinen, Tränen, die in das Wiedersehen das Zeichen des Vorübergehenden, des unzulänglichen Vorübergehenden, einprägen. Das Zeichen der Schuld und des Verlassens. Die Mutter, die das ewige Ganze benötigt.

Die Ankommende hat immer noch den abgeschmackten Kaugummi im Mund, den sie vergessen hat, nach der Landung wegzuwerfen. Der Kaugummi wurde verschoben und irgendwo im Mund vergessen, damit sie ungestört die Wartenden begrüßen konnte. Küsse, feste Umarmungen, Wiedersehenstränen.

Erst als sie in das Auto ihres Bruders einsteigt, erinnert sie sich wieder an den Kaugummi, und wirft ihn, bevor sie die Tür schließt, durch den noch bestehenden Zwischenraum, weg.

Als sie den Kaugummi wegwirft, erinnert sie sich an einen Text von Clarice, die Lispector.

Ein Mädchen, das den als Ewigzuckerl angekündigten Kaugummi probiert. Das Mädchen, dem der Kaugummi die Flüchtigkeit des Geschmacks offenkündigt. Das Mädchen, dem der Kaugummi die Zeit, die dem Kaugummi selbst den Geschmack stiehlt, offenkündigt. Das Mädchen, das die Abgeschmackigkeit des Ewigen erfährt.

Und in rascher Entscheidung schließt die Ankommende die Autotür, ohne die Erinnerung zu erläutern.

UNBEHAGLICH DURCHGEHEND

Sie saß im Frühstücksraum des Hotels. Ein Hotel in Stuttgart ganz in der Nähe vom Künstlerhaus, wo Ausstellung und Veranstaltungsprogramm stattfanden. 2004. Sie saß da und die andere trat ein. Beide von den Veranstalter_innen eingeladen. Nur die zwei im Raum, so die Erinnerung, aber vielleicht doch andere da. Wie das Gespräch anfang, vergaß sie. Eine sonst unmögliche Komplizität schwebte im Raum. Einige Striche von Gesprächen entlangten sich.¹⁴ Sie erzählten sich das Wie und Warum der jeweiligen Anwesenheit. Eine beschäftigte sich aus der Perspektive einer Migrantinnenorganisation mit Anthropophagie, Thema der Ausstellung *Entre Pindorama. Zeitgenössische brasilianische Kunst und die Adaption antropofager Strategien*. Die andere wurde als Sängerin nach Europa eingeladen. Neben und verschränkt mit dem Programm der Ausstellung Auftritt beim Ladyfest in Stuttgart. Und an anderen Orten.

Tati Quebra Barraco, die im Frühstücksraum des Hotels saß, ist Funkeira. Schwarze Sängerin, Bewohnerin einer der zahlreichen Favelas in Rio de Janeiro, breit rezipierte Vertreterin einer Generation von Musiker_innen, die die Bewegung Funk *carioca*, also Funk aus Rio de Janeiro, initiierten und gestalten. Rubia Salgado, also ich, bin noch nie in einem *baile* Funk gewesen, höre Funk selten und meistens durch einen Filter der Beobachtung. Ein durch distanziertes Nachdenken markiertes Hören. Nicht weil mein Wohnort sich nach Norden verlagert

¹⁴ Aus dem Adverb „entlang“ wird das Verb „sich entlang“. In meinen Texten bilde ich oft Neologismen als Zeichen oder Ergebnis des In-Anspruch-Nehmens der Deutschsprache als hegemoniale Sprache.

hat, sondern vor allem aufgrund meiner sozialen Verortung im Gewebe der brasilianischen Gesellschaft.

Kontrovers entfalten sich Äußerungen und Meinungen und Beurteilungen. Funk sei rau. Schockiere Sensibilitäten bestimmter gesellschaftlicher Sektoren. Denn Funk sei sexistisch. Und gewaltverherrlichend. Gleichzeitig wird er als politisches Narrativ betrachtet, das durch Sprechakte Bedeutungen produziere und Identitäten und soziale Normen performe und re-signifiziere. Zitate und Re-signifikation sozialer und sprachlicher Normen: Gender, *race* und Sexualität. Funk als Interventionsraum. Als Raum der Artikulation Schwarzer Subjekte aus der Peripherie im Zentrum. Verletzlichkeiten und Widerstände. Diskriminierung und Kriminalisierung von Funk seien klassistisch und rassistisch begründet. Funk gesehen als dem historischen Prozess der gewalttätigen Verfolgung und Diffamierung kultureller und sozialer Bewegungen Schwarzer Gruppen eingeschrieben.

Funk als Musik und soziale Bewegung sei Aneignung und Transformation des Hip Hop. 80er-Jahre Hip Hop, Miami Bass. Funk *carioca* und Anthropophagie. Tati Quebra Barraco als Anthropophagin nach Europa eingeladen. Die Anthropophagie in der (Literatur- und Kunst-)Geschichte Brasiliens seit dem Modernismus als Strategie in der Auseinandersetzung mit der Kontinuität der kolonialen Herrschaft. Allerdings von weißen Künstler_innen, Autor_innen, Intellektuellen. Eine ästhetische und kulturelle Haltung des Verzerrens und der kritischen Assimilation von kulturellen Werten, die nach Brasilien trans-plantiert wurden/werden. Sowie eine Haltung zur Betonung der Elemente und kulturellen Werte, die durch den Kolonisierungsprozess unterdrückt wurden. Anthropophagie: das Fressen von

Menschen. Der bewundernswerten Eigenschaften wegen. Um sich das Bewunderte anzueignen. Tati Quebra Barraco als Anthropophagin nach Europa eingeladen.

Funk als anthropophagische Aneignung von musikalischen Bewegungen aus den USA. Aber Schwarze Musik aus den USA. Die Frage nach der Angemessenheit der Übertragung des Konzeptes auf den Funk hier lediglich entworfen.

Tati Quebra Barraco als Feministin nach Europa eingeladen. Der Funk zuerst männerdominiert, dann der Aufbruch der Funkeiras. Schwarze Frauen, denen in unterschiedlichen Öffentlichkeiten in Brasilien das Attribut „feministisch“ zu sein kontroversiell zu- oder abgesprochen wird. Anlässlich der Einladung von Tati Quebra Barraco nach Europa häuften sich empörte Stimmen in den brasilianischen Medien: Sie sei keine legitime Vertreterin der *brasilianischen Kultur* und zudem keine Feministin. Oder eine falsche Feministin. Andere Stimmen hingegen verteidigten den Funk *als Kultur* und stellten die Sängerin als Angehörige einer neofeministischen Bewegung dar.

Ich suchte nach einem Zugang zum Lied *Strange Fruit*. Unbehaglich durchgehend begleitet von der Hinterfragung der Angemessenheit dieser öffentlichen Äußerung. Ich, die ich diesen Text verfasse. Aufgrund der Position, von der aus mein Denken und Sehen und Sprechen und Hören sich strukturieren, in einen Widerspruch eingetaucht. Nicht Schwarz. Keine Funkeira. Aber auch nicht majoritär. Kein Teil der weißen Gesellschaft. Nicht privilegiert, in der Weise. Ich suchte nach einem Zugang, der weder Unbehaglichkeit noch Widerspruch (ganz) auslöschen würde. Monate vergingen. Gespräche. Nachdenken. Recherche. Dann ein Text von

Angela Davis.¹⁵ Weiße Männer, Manager und/oder Lokalbesitzer, behaupten, Billie Holiday hätte die politische Dimension des Liedtextes nicht wahrnehmen können, erst nach deren Anregungen und Aufklärung wäre sie einsichtig geworden und hätte das Lied in ihr Repertoire aufgenommen. Als „nicht genug gebildet“ wäre sie nicht in der Lage gewesen, so die weißen Männer, den Text in seiner Relevanz zu verstehen.

Billie Holiday selbst erzählt ihre andere Geschichte. In ihrer Autobiografie erwähnt sie das Treffen mit dem Autor, Lewis Allen (alias Abel Meeropol), im Café Society, als ihr der Text zum ersten Mal begegnete. Sie berichtet über ihre Motivation, das Lied zu singen. Über die Assoziationen mit der Gewalt des Rassismus, an dessen Folgen auch ihr Vater gestorben ist. Ihre Autobiografie wollte sie *Bitter Crop* (die letzten beiden Worte des Lieds) nennen. Der Titel *Lady sings the blues* wurde vom Verlag entschieden, weil er als besser verkäuflich galt. Die Gegenerzählung zur Dequalifizierung. Aberkennung. Selbstprofilierung und Verfestigung machtvoller Positionen. Nichts Überraschendes. Rassismus und Sexismus. Nicht überraschend ebenso das Abstempeln von Tati Quebra Barraco – und allen anderen Funkeiras – als Nicht-Feministin. Nicht verwunderlich die kulturpolitische Aberkennung ihrer Arbeit. Die Betonung der fehlenden formal/bürgerlich/hegemonial geformten Bildungsbiografie als Verunmöglichung bewusster politischer Handlungen. Nicht gebildet, daher nicht fähig, politisch zu denken und zu handeln. Im Kontext rassistischer, sexistischer, klassistischer Gesellschaften. Anders als Billie Holiday, die über ihre bewusste Entschlei-

15 Davis, Angela Y. (1998): *Blues Legacies and Black Feminism: Gertrude “Ma” Rainey, Bessie Smith, and Billie Holiday*. First Vintage Books Edition, New York.

derung für das Lied und für eine widerständige politische Haltung erzählt, äußert sich Tati Quebra Barraco nicht über ihre Haltung zu Feminismus, Antirassismus und anderen politischen Kämpfen. Außer sie wird explizit gefragt. Da sagt sie in der Regel: Wenn die Öffentlichkeit meine, sie sei Feministin, dann solle es halt gelten. Oder ihre Texte und Performances werden dahingehend interpretiert. Eine Subjektposition in Differenz zum weißen bürgerlichen Subjekt des westlichen Feminismus, die sich daher nicht selbst als Feministin bezeichnen kann. Oder will. So einige Interpretationen seitens feministischer Theoretiker_innen. Tati Quebra Barraco würde die Position der Frau im heterosexuellen und rassistischen Kontext re-signifizieren. Sie eigne sich die Konstruktion der Frau als Objekt an und transformiere das vermeintliche Objekt in ein Subjekt der Enunziation. Sie spreche als Subjekt ihres Begehrens. Das Einsetzen des Vokabulars, das Frauenunterdrückung sprachlich darstellt und konstituiert, als Widerstandstrategie. Das Einsetzen des Vokabulars, das Schwarze im Einklang mit einer entlang rassistischer Klassifizierung festgelegten Schönheitsdefinition als „hässlich“ beschreibt, und die Verschiebung der Bedeutungen durch Umkehrung des Machtverhältnisses. Wie im Lied *Sou feia, mas tô na moda*: „Não tenho cabelo liso, não sou gostosa, mas tô comendo seu marido.“ („Ich bin hässlich, aber ich bin trendy“: „Meine Haare sind nicht glatt, ich schaue nicht geil aus, aber ich ficke deinen Mann.“)

Unbehagen und Widersprüche: als weiße queer-Feminist_in darüber zu schreiben. Gleichgesetzt mit den weißen Gesichtern der Akademiker_innen, die zwischen *baile*-Funk-Szenen in Dokumentarfilmen erscheinen, die Bewegung erklärend, analysierend. Das Benennen der Widersprüche. Das Unbehagen besteht. Aber das war der Anspruch im Widerspruch.

Und dennoch ein weiterer Schritt. Ich suche aus der Ferne und stoße auf Hinweise: Der Funk erweitert seine Grenzen und redet über heterosexistische Gewalt und über Gewalt gegen Transsexuelle. Valesca Popozuda, eine ebenfalls bekannte Funkeira aus Rio de Janeiro, sucht eine transsexuelle Tänzer_in für ihre Gruppe *Gaiola das Popozudas*. Jedoch: Valesca ist weiß. Die ausgewählte Tänzer_in ist ebenfalls weiß. Eine lesbische Funk Gruppe entsteht. Jedoch: Nicht in Rio, sondern in Brasilia, alle Mitglieder der Gruppe weiße Student_innen. Zwei queere Künstler_innen gründen unter starker Anlehnung an den Funk *carioca* die Band *Solange, tô aberta!* („Solange, ich bin offen!“). Jedoch: Beide sind weiß. Nicht aus Rio de Janeiro und nicht aus Favelas.

Solange, tô aberta!: die Intention, hegemoniale Diskurse und Verhalten und Normen sichtbar zu machen, ihnen zu widersprechen, sie zu dekonstruieren. Die Apologie des Transvestismus. Gegenerzählungen, Gegenpositionen zu den Dogmen der katholischen Kirche. Zur Binarität. Zur Heteronormativität. Positionierung für die Legalisierung der Abtreibung. Unterstützung der Schwarzen Bewegung. Der LGBT Bewegung. Unterstützung und Solidarisierung mit Frauen und allen Subjekten, die gesellschaftlich verstummt werden.

Die Entscheidung für den Funk als musikalische Basis begründen sie mit dem Hinweis auf die dadurch entstandene Möglichkeit, über unterschiedliche Themen sprechen zu können, auf eine einfache Art, direkt, ironisch, und vor allem ungemütlich für eine große Mehrheit. „Eu sei que eu tenho o que seu marido gosta, carinha de boneca e uma piroca bem grossa.“ („Ich weiß, dass ich das habe, was dein Ehemann mag, Puppengesicht und einen dicken Schwanz.“): Auftritt von *Solange*,

tô aberta! auf dem queer Festival Transgenialer CSD, Berlin 2011. Als queere Funk Band nach Berlin eingeladen. Letzte Szene: Christopher Street Day (CSD) Parade, Rio de Janeiro 2011. Während eines meiner Aufenthalte in der Stadt. Die deutliche Mehrheit der Hunderttausenden Mitmacher_innen ist Schwarz. Der Eindruck, die meisten aus verarmten Segmenten der Gesellschaft. In den Medien nachgelesen, mit Freund_innen ausgetauscht: Die weiße queere Mittelschicht geht nicht hin. Angst vor Gewalt. Man vermischt sich nicht, lautet die (vielleicht nicht immer ausgesprochene) Begründung. Eine klassistisch und rassistisch strukturierte Gesellschaft.

Die Parade. Der Funk aus den Lautsprechern, die Stimmen mitsingend, die Erinnerung an das Gespräch mit Tati Quebra Barraco. An *Solange, tô aberta!*. Die Lieder. Die Widersprüche. Die Gewalt und die Kurven, die Pfade, die Unterbrechungen und Verschiebungen, die Strategien und die Politisierungsprozesse in der populären Kulturproduktion. Die Bewegungen, das Ansprechen und das Sichtbarmachen von Gewalt. *Strange Fruit*: „(...) a song that was able to awaken from their apolitical slumber vast numbers of people from diverse racial backgrounds.“ (Angela Davis) Ein Lied und die Ungemütlichkeit, das Erschüttern. Verletzlichkeit und Widerstand. *Strange Fruit* und Billie Holiday. Der Text geschrieben von einem weißen jüdischen Mann. Angeeignet von einer Schwarzen Sängerin und zum Symbol des Protests und des Widerstandskampfes gegen die Gewalt an Schwarzen gemacht. Aneignung, Transformation, Verschiebung. Poesie zu Poesie und Kampf geworden.

Erschienen: 2013

VOR ALLEM SIND DIE WIDERSPRÜCHE MEINE HOFFNUNG *Conversation* - Projekt Conzepte

Diese Textpassagen sind einer *Conversation* für das Projekt Conzepte¹⁶ entnommen. Jamika Ajalon und ich wurden eingeladen, uns auf das Lied „Strange Fruit“ zu beziehen. Die *Conversation* erschien 2013. Hier werden nur die von mir verfassten Passagen abgebildet. Ein Conzepte-Buch mit allen Texten und *Conversations* ist im Sommer 2015 im Zaglossus Verlag erschienen.

Strange Fruit¹⁷

Billie Holiday, 1939

Southern trees bear a strange fruit
Blood on the leaves and blood at the root
Black bodies swinging in the Southern breeze
Strange fruit hanging from the poplar trees

Pastoral scene of the gallant South
The bulging eyes and the twisted mouth
Scent of magnolia sweet and fresh
Then the sudden smell of burning flesh

Here is a fruit for the crows to pluck
For the rain to gather, for the wind to suck
For the sun to rot, for the tree to drop
Here is a strange and bitter crop.

16 „Conzepte. Neue Fassungen politischen Denkens.“ Ein Projekt von Jo Schmeiser. <http://www.conzepte.org>

17 *Strange Fruit* wurde 1939 von Abel Meeropol (alias Lewis Allen) geschrieben und Billie Holiday zur Interpretation im legendären *Café Society* angeboten. Auf dieses Lied bezieht sich die *Conversation*.

Conzepte: „Strange Fruit“ ist das einzige Musikstück in unserem Conzepte-Projekt. Wir haben uns gefragt, ob es schwerer oder vielleicht auch einfacher ist, auf einen Song zu reagieren. Musik appelliert stark an Gefühle, schafft Stimmungen, erzeugt Wirkungen, die sich manchmal kaum in Worte fassen und rationalisieren lassen. Ähnliches gilt auch für Poesie, die ja ganz anders funktioniert als ein argumentierender Text oder eine Erzählung. Und die Lyrics von „Strange Fruit“ sind ganz sicher ein Stück Poesie.

Rubia Salgado: Poesie begleitet mich und bedingt mein Denken und somit mein Sprechen, aber vor allem mein Schreiben, seit jeher. Die Poesie begleitet mich in der Artikulation meiner Gefühle, meiner Gedanken. Und sie begleitet mich in der Artikulation politischer Anliegen. Politik und Poesie schreiben sich in einander ein, seit einem Jeher der Geschichten, hier und woanders. Die Lyrics von „Strange Fruit“, von mir ebenfalls als „ganz sicher ein Stück Poesie“ gelesen, bestärkten bei mir zweifelsohne eine bestimmte Annäherung an die Sprache, die einen Zugang zur Welt anstrebt, der mehr- oder uneindeutig sein will und gleichzeitig eindeutig sein kann, der sich einer Rationalität bedient, um sie in eine irritierende sprachliche Umgebung zu platzieren, die von einem poetischen Subimpetus durchdrungen ist.

„Strange Fruit“ erzählt die grauenhafte Geschichte des Lynchens über die Metaphorik der Frucht am Baum und des (unmöglichen) Essens. In Deiner Arbeit hast Du Dich mit dem Konzept der Anthropophagie beschäftigt, mit dem Fressen, Kauen und Verdauen des Hegemonialen. Wie würdest Du die Metaphorik des Holiday-Liedes vor dem Hintergrund Deiner anthropophagischen Auseinandersetzung interpretieren?

Nachdem ich es lange Zeit vermieden habe, das kunst/kulturpolitische Konzept der Anthropophagie, das seit dem Modernismus als relevante strategische Orientierungsachse im Kontext kultureller Produktion in Brasilien wirkt, wieder in der Öffentlichkeit zu thematisieren, versuche ich in letzter Zeit, es angereichert mit Problematisierungen, die in Arbeiten postkolonialer Theoretiker_innen entstehen, erweitert zu denken. Die Anthropophagie ist eine Strategie in der Auseinandersetzung mit der Kontinuität der kolonialen Herrschaft, mit der westeuropäischen epistemischen Gewalt, mit der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Vorherrschaft weißer Kolonialherren. Anthropophagie ist das Fressen von Menschen. Der bewundernswerten Eigenschaften wegen. Um sich das Bewunderte anzueignen. Um die Verwundbarkeit (post)kolonialer Subjekte zu reduzieren und ihr Widerstandspotential zu erhöhen, indem das Hegemoniale verzehrt wird. Die Anthropophagie kann jedoch in eine problematische Nähe zu einem multikulturalistischen Verständnis von kultureller Hybridität gebracht werden. Deswegen habe ich es einige Jahre vermieden, wieder über Anthropofagie in der Öffentlichkeit zu reden. Derzeit aber übe ich ein Sprechen als postkoloniale Anthropophag_in, die im Einklang mit Spivak Dekonstruktion als „the persistent critique of what one cannot not want“ denken will, und ich kaue an dem, was ich nicht nicht wollen kann. Verbeißend erklingt die Frage: Was ist denn das, was ich, selbsternannte postkoloniale Anthropophag_in, nicht nicht fressen wollen kann? Und so entblöße ich mich als ein unvermeidlich regiertes Subjekt, das jedoch persistent anstrebt, sowenig wie möglich regiert zu werden. Wende ich mich dem Lied „Strange Fruit“ zu, begeg-

ne ich dem nicht Bewundernswerten. In der Begegnung mit dem gewaltvollen Rassismus hegemonialer Gruppen expliziert sich das Außerhalb des (strategischen) anthropophagischen Begehrens. In Anbetracht der hängenden gelynchten ermordeten Körper, die im Lied metaphorisch als Früchte dargestellt werden, in Anbetracht des unmöglichen anthropophagischen Essens, verbleibt mir im wiederkauenden Gestus die Frage zwischen Mund und Magen: „Was ist denn das, was ich nicht nicht wollen kann?“ Und so verdeutlicht sich das intrinsische Verhältnis zwischen den möglichen Erkenntnis-Antworten auf diese Frage und dem Rassismus weißer Herrschaften und seinen Folgen. Eine postkoloniale anthropophagische Befragung möglicher Rezeptionen des Liedes seitens Angehöriger weißer Mehrheiten sollte m. E. einen Schritt vorher geschehen. Nicht die Betrachtung der ermordeten Körper, nicht das unmögliche Essen, bilden hier den Befragungsmoment. Sondern der gewaltvolle Rassismus, der es ermöglicht und verursacht (hat). Gegenstände der Befragung wären die historischen, sozioökonomischen und ideologischen Bedingtheiten des Begehrens vermeintlich verwundbarer und unterdrückter Subjekte (im brasilianischen Modernismus waren es weiße Intellektuelle und Künstler_innen; im heutigen europäischen Kontext sind es z. B. postkoloniale intellektuelle Migrant_innen) nach dem Bewundernswerten innerhalb hegemonialer Konzepte und Praxen, sowie das Begehren selbst in seiner Gestalt als das, was eine_r nicht nicht wollen kann. Ohne die kulturpolitische Relevanz der anthropophagischen Strategie im brasilianischen Modernismus außer Acht zu lassen, versuche ich die Tatsache nicht aus dem Blick zu verlieren, dass die damaligen Akteur_innen weiterhin in das hegemoniale

Kunstfeld inkludiert blieben und dieses (trotz kontroverser Positionierungen und durch sie) in seinen Verstricktheiten durch den Erhalt sozioökonomisch ungerechter Strukturen mitgestalteten. Und letztendlich würde ich als postkoloniale intellektuelle Migrant_in wie z. B. im Fall dieses Beitrags Ähnliches mitgestalten.

In Deinem Text konstatierst Du einen Widerspruch, der aus Deiner spezifischen Sprecher_innen-Position heraus entsteht. Meinst Du damit, dass der weiße Anteil Deiner Position es erschwert, (angemessen, reflektiert, interessant, ...?) über Billie Holiday und ihre Arbeit zu schreiben? Du deutest ja auch schon an, wie komplex die Dinge sind, wenn Du die Gleichsetzung Deiner Position mit denen der weißen (westlichen) Akademiker_innen problematisierst. Kannst Du mehr zum Widerspruch, oder den Widersprüchen, sagen und wie Du damit umgehst?

Vor allem sind die Widersprüche meine Hoffnung. So möchte ich die Beantwortung Eurer Fragen beginnen. Deswegen habe ich letztendlich nach langen Überlegungen den Text geschrieben. Und ich denke an Frigga Haug, wenn sie über das Sich-selbst-Widersprechen schreibt. Wenn ich durch das Feststellen von Widersprüchen nicht paralysiert werden will, dann ergreife ich die Option, die Fähigkeit zu pflegen, mir selbst hinsichtlich meiner herrschaftsdurchsetzten Erfahrungen, Gedanken und Handlungen zu widersprechen. In kritische Distanz zu ihnen zu gehen und sie umzuarbeiten. Ein Ziel im Feld des Unmöglichen. Die Erfahrung der Unmöglichkeit macht sich möglicherweise in der Auseinandersetzung mit dem Widerspruch (die „Anderen“ zum Verstummen zu bringen, indem gehandelt/gesprochen wird) sichtbar. Ein Ziel im Feld des Unmöglichen, jedoch ein Ziel, dessen Verfolgung

Hoffnung hervorbringt. Und ich denke wieder an Spivak's Frage „Was ist denn das, was ich nicht nicht wollen kann?“. Das Wissen um die Widersprüche und um den Umgang damit. Bei beiden Theoretiker_innen geht es meines Erachtens dabei um Hoffnung. Die Hoffnung, die aus der Kritik entfaltet werden kann. Die Kritik und Selbstkritik als Handlungen, die Widersprüche in produktive, transformative Kraft verwandeln. Sich selbst widersprechen. Die Benennung der Widersprüche und der Versuch, diese als produktive Spannung zu betrachten und Praxen umzusetzen, die diese produktive Kraft hervorrufen würden, könnten möglicherweise als Konsequenz einer Ethik der Verantwortlichkeit gegenüber den *Anderen*, die von Spivak in Anlehnung an Derrida formuliert wird, gesehen werden. Ich denke, dass eine solche Ethik nicht nur aus der Verwandlung von Widersprüchen in eine transformative Kraft bestehen würde. Die Benennung und der produktive Umgang mit Widersprüchen würden möglicherweise einen Teil der Ethik der Verantwortlichkeit bilden. Es wäre eine Ethik der Verantwortlichkeit, die dem Widerstand gegen Herrschaftsstrukturen und -praxen und der Utopie einer Transformation gesellschaftlicher, politischer, ökonomischer Verhältnisse verpflichtet ist. Eine Ethik der Verantwortlichkeit, die dem Sich-selbst-Widersprechen verpflichtet ist.

Eine Frage zu Form und Schreibweise Deines Textes: „Unbehaglich durchgehend“ kommt beispielsweise mit sehr wenigen Verben aus; und Du verwendest wie in allen Deinen Texten Neologismen. Das Fehlen der Verben macht Deinen Text sperrig und man kann ihn nicht bequem durchgehen, wie der Titel auch schon ankündigt. Wie ist die Ästhetik des Textes entstanden: Wie hast Du formale Entscheidungen

getroffen und wie verhalten sich diese, mit dem heutigen Abstand zum Schreibprozess, zur Poesie von „Strange Fruit“? Warum sollten Texte bequem gelesen werden können? Wahrscheinlich ist diese Frage die Erklärung für die Entstehung der Ästhetik meines Textes. Und etwas genauer erklärend: Warum sollten Texte von Migrant_innen in der hegemonialen Sprache Deutsch bequem gelesen werden können? Ich vermute eine Selbstverständlichkeit bezüglich des Achtens herrschender Normen, die diesen Fragen innen ist. Warum das Thematisieren von Neologismen, wenn ich im Text – übrigens in Akzeptanz eines Vorschlags des Redaktionsteams – bereits erklärte, welche Funktion der Schaffung von Neologismen zugeschrieben werden könnte: das In-Anspruch-Nehmen der hegemonialen Sprache Deutsch. Eine im Text einer Migrant_in im Kontext der nationalstaatlichen österreichischen Gesellschaft genug erklärende Aussage. Das Beantworten der Frage jedoch ist lustvoll. Und sinnvoll, denn wie bereits in der ersten Antwort kurz eingeworfen: Poesie und Politik schreiben sich in einander ein, auch hier. Die Entscheidung für poetische Prosa. Widerspiegelung einer anthropophagischen Haltung auf die lexikalische oder auch morphologische Oberfläche der dominanten Sprache, und darüber hinaus auch etwas tiefer: bis zur Syntax. Und die Verwischung der Grenzen zwischen diskursiven Formationen. Queer. Interventionen in die dominante Norm, Markierungen, störende Spuren im gewöhnlichen Fließenden, die als Sperre vielleicht wahrgenommen werden. Und sprachpolitische Evidenz: die (deutsche) Sprache in ihrer Konstitution als sich ständig Bildende demonstrativ mitzutragen, als Angehörige von Gruppen, denen das Mittragen/Mitbilden untersagt (und sanktioniert) wird.

Du untersuchst in Deinem Text auch die Rezeptionsgeschichte von Musik. An die Frage, welches Publikum (wann und wo) welche Musik konsumiert, knüpfst Du Fragen danach, was das gesellschaftspolitisch bedeutet und produziert. Würdest Du die (neoliberale) Vereinnahmung und Verwertung minoritärer Kulturproduktion nur als problematisch betrachten, oder kann das auch subversive Effekte haben? Wie beurteilst Du die Inkorporation Deines Textes in eine auf redaktioneller Ebene weiße, majoritäre Kunstzeitschrift wie springerin? Und auch die concepte-Redaktion war 2012 weiß und majoritär. Welche Leser_innen hattest Du im Auge und welches Publikum wünschst Du Dir, dass Dein Text herstellen möge?

Dass aus Vereinnahmung und Verwertung minoritärer Kulturproduktion subversive Effekte entstehen können, würde ich in einem ersten Moment als unmöglich sehen. Ich behandle die Frage ausgehend von meinen Beobachtungen und Interpretationen. Und so würde ich erwägen, dass die kapitalistische und neoliberale Verwertung minoritärer Kulturproduktionen, welche Perspektiven zur Transformation der gegebenen Ungerechtigkeits- und Gewaltverhältnisse entwerfen, in der Regel die Entleerung politischer Positionen und Forderungen zur Folge haben würde. Das Beispiel „der ökonomischen Verwertung“ des Lieds „Strange Fruit“ eröffnet jedoch einen anderen Blick auf die Frage, denn im Hintergrund der Verbreitung des Lieds standen/steht ökonomische Interessen majoritärer Gruppen. Trotzdem hat die dadurch ermöglichte Verbreitung eine wichtige Rolle in der „politischen Geschichte“ des Lieds gespielt, – ein Lied, das zum Symbol des Protests und des Widerstandskampfes gegen die Gewalt an Schwarzen geworden ist. Auch der *funk carioca*, den ich im Text behand-

le, bildet hier ein Beispiel. Wobei Kontroversen um den „subversiven“ Charakter der Bewegung (Feminismus? Neofeminismus? Falscher Feminismus?) florieren.

Und jetzt zu unserem Fall. Die Entscheidung, den Text über das Lied für ein von zwei Mehrheitsangehörigen geleitetes Projekt und im Wissen über die geplante Veröffentlichung in einer majoritären Zeitschrift zu verfassen, war nicht einfach. Die Erwartung möglicher subversiver Effekte stellte sich in dieser Situation nicht vordergründig ein.

Es war schwierig. Denn wenngleich ich mich als eine queere Migrant_in definiere, die sich nicht in einer majoritären Gesellschaftsposition befindet, bin ich weiß. Und da fragte ich mich, die Herausgeber_innen und Andere um mich, unter anderem Schwarze Kolleg_innen und Freund_innen, ob es nicht sinnvoller wäre, eine Schwarze Migrant_in einzuladen. Alle meinten, ich sollte schreiben. Ich entschied mich für das Schreiben. Sehr wahrscheinlich, weil ich Widersprüche als Hoffnung sehe.

Die Leser_innen, die ich vor Augen hatte, sind leider sehr wahrscheinlich keine Leser_innen des Textes. Es würde vielleicht Sinn machen, den Text ins Portugiesische zu übersetzen. Vielleicht wäre der Text für *Funkeiras* (Musikerinnen und Publikum) interessant. Vielleicht. Aber vielleicht ist auch der Text für andere Leser_innen interessant. Auch Mehrheitsangehörige hatte ich vor Augen. Vor allem diejenigen, die sich von der Herausforderung des Sich-Widersprechens ansprechen lassen würden.

„Eine sonst unmögliche Komplizität schwebte im Raum“, schreibst Du am Anfang Deines Textes. Was hat diese temporäre Komplizität möglich gemacht und warum ist sie

sonst unmöglich? Für mich (Jo Schmeiser, Anm.) drückt sich an dieser Stelle spontane Verbündung und Solidarität aus, die entgegen aller Erwartung und der gesellschaftlichen Differenz zum Trotz entsteht. Wie lassen sich solche überraschenden Momente oder Begegnungen in eine Zusammenarbeit oder Politik übersetzen? Glaubst Du da an die Stärke, Fähigkeit und Intensität der Einzelnen, oder gibt es auch (strukturelle) Kriterien?

Es ging um Taktik. Wir beide im Territorium der Majoritären, die gegenwärtig und seit langem macht- und gewaltvoll versuchen, uns als *Andere* herzustellen. Und es auch immer wieder tun. Die gesellschaftlichen Differenzen zwischen uns, Tati Quebra Barraco und Rubia Salgado, im Moment aufgehoben. Taktisches Homogenisieren.

Literatur

Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. transcript, Bielefeld.

Davis, Angela Y. (1998): Blues Legacies and Black Feminism: Gertrude "Ma" Rainey, Bessie Smith, and Billie Holiday. First Vintage Books Edition, New York.

Haug, Frigga (2004): Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung. In: Forum Kritische Psychologie 47: Begreifende Gesellschaftserkenntnis und Subjektivität – Möglichkeitsverallgemeinerung und Idealtypus – Disziplinarmacht und gewerkschaftliche Bildungsarbeit, Hamburg 2004.

Holiday, Billie, Strange Fruit, 1939 (Commodore Records 526), <https://www.youtube.com/watch?v=h4ZyuULy9zs>.

Landry, Donna / Maclean, Gerald (1996): *The Spivak Reader*. Routledge, New York/London.

Erschienen: 2013

SPUREN

Spuren
spüren

Die Zeit
mal
den Raum
spulen

Die Menstruation
spülen

Die Hände
ihre Zeitspuren
spüren

Spuren
spüren

Die Zeit
mal
den Raum
spulen

Die Menstruation
spülen

Die Hände
ihre Zeitspuren
spüren

Spuren

***„Bildet euch, denn wir brauchen all
eure Klugheit.“***

**BILDUNGS- UND SPRACHPOLITISCHE
EINGRIFFE**

DER FALL

Der Fall
Wasserfall
Sprache.
Gelingt jedoch Boden:
Sie schreibt.

A queda
cachoeira
língua.
Alcança contudo chão:
escreve.

DEUTSCHKURSE FÜR MIGRANT_INNEN ALS POLITISCHE BILDUNGSARBEIT UND DIE GRENZEN DER INTERKULTURELLEN PÄDAGOGIK

Reflexionen einer Lehrer_in

Abstract

Der Verein maiz ist eine Selbstorganisation von Migrantinnen und eine anerkannte Erwachsenenbildungseinrichtung. Bildungsarbeit für Migrantinnen ist seit seiner Gründung im Jahre 1994 eine seiner zentralen Aktivitäten. Die kritische Aneignung der Sprache und des hegemonial legitimierten Wissens der Dominanzgesellschaft wird gefördert. Gleichzeitig werden Wissen und Fähigkeiten der Kursteilnehmerinnen anerkannt, aufgewertet und ebenfalls kritisch beleuchtet und diskutiert. Der Verein maiz entwirft eine pädagogische Praxis, die sich als antirassistisch und feministisch versteht, d. h. dass sie zur Emanzipation, zur Veränderung der Realität und zum Abbau strukturell bedingter Benachteiligung beitragen will. Er positioniert sich kritisch zum Konzept der interkulturellen Pädagogik, lehnt die darin bestehende Fokussierung auf Kultur und Identität sowie die kulturalistische Verschleierung von strukturell bedingter Benachteiligung dezidiert ab. In diesem Beitrag bezieht sich eine Lehrer_in auf die Erfahrung mit einer Gruppe von Lernenden, die das Erlernen der deutschen Sprache mit einem Glücksversprechen verbinden. Sie reflektiert über die zusammenhängende Frage nach dem Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden sowie über die Möglichkeiten und Herausforderungen einer dialogischen pädagogischen Praxis u. v. m.

Neben (und verschränkt mit) den Tätigkeiten in den Bereichen Beratung und Kulturarbeit realisiert der Verein maiz – das Autonome Zentrum von & für Migrantinnen in Linz/OÖ – seit seiner Gründung zahlreiche Aktivitäten, die im Bereich der Erwachsenenbildung und der politischen Bildungsarbeit für Migrantinnen angesiedelt sind: Deutsch-, Computer-, Berufsorientierungs- und Alphabetisierungskurse, Vorqualifizierungslehrgänge im Gesundheits- und Pflegebereich (PreQual) und einen Vorbereitungslehrgang zum Hauptschulabschluss für jugendliche Migrant_innen.

In diesem Beitrag werde ich Erzählungen und Reflexionen zur Arbeit im Rahmen von Sprachkursen mit erwachsenen Migrant_innen vorstellen, einerseits weil das jene Aktivitäten sind, die – unabhängig von der innovationserzwingenden Projektmaschinerie, in der wir als Selbstorganisation überleben müssen – von Anfang an durchgehend realisiert wurden, andererseits weil die Dimension des Sprachunterrichts, seine Prinzipien und die damit verbundenen Auseinandersetzungen alle anderen Projekte im Bildungsbereich von maiz beeinflussen.

Die Deutschkurse bei maiz

Anhand der Beschäftigung mit Themen aus dem Alltag der Teilnehmer_innen, die im Kontext einer kritischen Auseinandersetzung mit den realen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Migrant_innen in der österreichischen Gesellschaft geschieht, werden die sprachlichen Kompetenzen in den Bereichen Morphosyntax, Lexik, Phonologie und Pragmatik sowie ein Prozess zur politischen Bildung gefördert und vorhandenes Wissen erweitert. Der Lehrplan ist von einer gesellschaftspolitisch kritischen, feministischen und nicht eurozentristi-

schen epistemologischen Haltung geprägt. Dies erfordert von allen Beteiligten (Lehrenden und Lernenden) eine kritische Reflexion ihrer Wertvorstellungen bezüglich hegemonial legitimierten Wissens. Es handelt sich um die Entwicklung, Erprobung und konstante Evaluierung von methodologischen Ansätzen und Instrumenten, die eine kritische Aneignung des vorhandenen und hegemonialen Wissens ermöglichen und gleichzeitig das marginalisierte Wissen der Teilnehmer_innen aufwerten und anerkennen. In der Praxis des Spracherwerbs bzw. der Erweiterung der Sprachkenntnisse bedeutet das eine Betrachtung der Sprache in ihrem dialektischen Verhältnis zur Realität, d. h. sowohl als normative Instanz, die konstitutiv für das Erhalten von gegebenen Machtverhältnissen ist, als auch als Handlung und somit als realitätskonstituierend.

Eingebettet in die Bearbeitung der Themen und Inhalte werden sowohl sprachliche Kompetenzen erweitert als auch Informationen bezüglich der Rechte und „Nicht-Rechte“ der Teilnehmer_innen erkundet und diskutiert. Strategien zur Ermächtigung, zur Partizipation und zur Transformation der realen Lebensbedingungen werden in einem dialogischen Prozess erforscht und entworfen. Zentrales Ziel unserer Deutschkurse ist in diesem Sinn die sprachliche Ermächtigung der Lernenden.

Ein Beispiel aus der Praxis

Das Erlernen der Sprache wird von einigen der Frauen, die bei uns Deutschkurse besuchen, im Verlauf unserer Erstgespräche als eine Notwendigkeit eingestuft. Andere erzählen von ihrer Sehnsucht und ihrem Hoffen, dadurch besser kommunizieren und auch arbeiten zu kön-

nen bzw. einen besseren Job (d. h. nicht wie sonst den einer Putzfrau) zu bekommen. Aber manchmal ist auch von Glück die Rede. Deutsch zu lernen, würde ihnen Glück bringen, sie glücklicher machen: Deutschkurse als Glücksversprechen ...

Vor vielen Jahren arbeitete ich auch in Kursen für Kinder und Jugendliche. Eine Zeit lang betreute ich zwei Gruppen in einem Nachhilfekurs, der an einer Schule in Wels/OÖ angeboten wurde. In einer Gruppe waren neu in Österreich angekommene Kinder. In der anderen Gruppe Kinder, die schon länger da lebten, einige hier geboren. Und damals schrieb ich an eine Freundin über die Arbeit mit diesen Kindern. Im Brief schilderte ich das sich drastisch voneinander unterscheidende Gruppenverhalten. In der ersten Gruppe, die dabei war, Deutsch zu lernen, waren die Kinder extrem motiviert, der Lernprozess war in eine eifrige und doch lustvolle und entspannte Atmosphäre eingebettet. In der anderen Gruppe war die Spannung enorm, wir hatten oft mit Widerständen und Verweigerungen zu tun. Damals dachte ich an Hoffnung und an das Schreien nach einer Hoffnung, die in der Realität um die Kinder, die schon lange hier lebten, nicht vorhanden war. Ich habe einige Familien dieser Kinder besucht und bin in Substandardwohnungen gewesen, wo z. B. für Strom und warmes Wasser Münzen in einen Automaten am Gang geworfen werden mussten.

... daran erinnere ich mich, als ich von Kursteilnehmer_innen über das im Erlernen der deutschen Sprache vermeintlich geborgene Glück höre. Und im nächsten Atemzug erinnere ich mich daran, dass ich es bin, die diese Aussage so und nicht anders auslegt und dass ich diese Assoziationen und Interpretationen nicht auf

die Gruppe und schon gar nicht auf die Einzelnen projizieren darf. Ich darf den Lernenden – angelehnt an meine Autorität als Lehrende – das ersehnte Glück, das sie durch das Erlernen der Sprache der dominanten Gesellschaft anstreben, nicht vorweg absprechen oder wegnehmen. Ich darf auf keinen Fall verallgemeinernd denken und Hoffnung ersticken.

Aber darf ich meine Funktion weiter ausüben, den Kurs weiterhin leiten, als wäre nichts gewesen? Als hätte ich nie geahnt, dass sprachliche Kompetenzen in Deutsch kein Garant für Glück im Leben als Migrantin auf deutschsprachigem Territorium sind? Darf ich das „make believe“ fortsetzen?

Oder soll ich mich, anstatt das Begehren nach Glück unbeachtet zu lassen, was letztendlich auch bedeuten könnte, das „make believe“ fortzusetzen, für das ersehnte Glück im Sinne einer hoffnungstragenden Aneignung der deutschen Sprache einsetzen?

Wie die Fragen beantworten?

In seinen Schriften zur Pädagogik der Unterdrückten fordert Paulo Freire² die Lehrenden auf, sich die Frage zu stellen, für wen und in wessen Interesse sie arbeiten. Und im Sinne einer radikalen Pädagogik formuliert er die Option, die die Lehrenden zu treffen haben: für die Interessen der ausgegrenzten Lernenden, für die soziale und politische Veränderung, für die Befreiung der Unterdrückten. Diese Aufforderungen stellt er in einen Zusammenhang mit der Analyse der Verschränkungen zwischen Bildung und Herrschaftsinteressen und mit der daraus resultierenden Behauptung, dass Bildung immer politisch und daher nie neutral sei. Pädagog_innen, die ihre Praxis als neutral bezeichnen, würden nach

Freire letztendlich die vorherrschenden diskriminierenden und ausbeuterischen Verhältnisse und Strukturen unterstützen. (siehe Freire 1988)

Weiters ist für Freire Sprache das Mittel zur Mutmaßung einer veränderten Realität. Ausgehend von einem sprachwissenschaftlichen Ansatz, wonach Sprache immer in einem soziopolitischen Kontext und nicht nur als Kommunikationsmittel, sondern vor allem als Prozess der Konstruktion von Bedeutung betrachtet werden soll, beschäftigt er sich mit der Verschränkung zwischen Sprache, Interaktion und Realität. Indem die Lernenden Distanz zur Sprache gewinnen und auf einer Metaebene die Sprache in ihrer konstitutiven Funktion im Verhältnis zur Realität erfassen, können sie mutmaßen, die Realität anders, also aus ihrer Perspektive in der Welt, zu benennen. Somit verändern sich ihre Beziehungen zum Umfeld und Entwürfe zur Transformation der Realität können entstehen und umgesetzt werden. (siehe ebd.)

Wenn ich im Sinne Freires radikaler Pädagogik in der Sprache ein enges Verhältnis zwischen Reflexion und Aktion erkenne, kann ich auch im Prozess des Erlernens der dominanten Sprache Deutsch die Dimension der kritischen Aneignung und des Gebrauchs der Sprache gegenüber dem Eintrainieren von normierenden sprachlichen Äußerungen und Verständnissen priorisieren.

Wenn ich auf die Frage, in wessen Interesse ich arbeite, erkläre, im Interesse der Migrant_innen handeln zu wollen, dann kann ich die Aussage der Lernenden, die Deutsch zu lernen mit einem Glücksversprechen verbinden, nicht ignorieren.

Wenn ich im Einklang mit Freire denke, dass soziale und politische Transformationen möglich sind, befinde ich mich bei der Affirmation einer Hoffnung.

Grenzen und Herausforderungen

Verhältnis Lehrende-Lernende

Die jeweilige Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden steht in einem Wechselverhältnis zu den entsprechenden pädagogischen und didaktischen Ansätzen und in einem Wechselverhältnis zu den Verschränkungen zwischen Bildung und der Erhaltung bzw. Hinterfragung von Herrschaftsinteressen.

Wo die Lehrenden als Wissensvermittler_innen und die Lernenden als passive Empfänger_innen fungieren, lassen sich Ansätze beobachten, die einen nicht-reflexiven, nicht-emanzipatorischen und Hierarchie verfestigenden Modus von Bildung darstellen. (vgl. Mayo 2006, S. 62)

Sowohl Freire als auch Gramsci schreiben über die Wechselseitigkeit, die die Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden im Sinne einer emanzipatorischen Bildungsarbeit kennzeichnen soll. Der Entwurf einer pädagogischen Praxis, in der Lehrende auch als Lernende involviert sind, beinhaltet jedoch nicht die Annahme, dass beide gleich sind. Mayo schreibt: *„Wie Gramsci macht auch Freire deutlich, dass sich Lehrer [und Lehrerinnen; S.G.] und Lernende, soweit es das Wissen betrifft, nicht ‚auf gleicher Augenhöhe‘ befinden. Was Gramsci und Freire gleich sehen, ist eine Anerkennung, dass es für Intellektuelle/Lehrer möglich, wenn nicht gar unentbehrlich ist, über ein theoretisches Verständnis zu verfügen, das dem der Lernenden ‚überlegen‘ ist“* (ebd., S. 92).

Casali zufolge bezieht Freire, herausgefordert durch zahlreiche Kritiker_innen, die in seinen früheren Schriften eine deutliche Aussage über die nicht bestehende Gleichheit zwischen Lehrenden und Lernenden vermissen, mit der von Mayo oben dokumentierten Behauptung eine klare Position (vgl. Casali 2001, S. 18).

Trotz des erwähnten epistemologischen Unterschieds zwischen beiden Gruppen, in dem Freire letztendlich den Grund und die Rechtfertigung aller pädagogischen Handlungen sieht, soll sich durch Wechselseitigkeit und Dialog die demokratische und emanzipatorische pädagogische Praxis als eine horizontale soziale Beziehung konstituieren. (siehe Freire 1988)

Freires Auffassung von der Konzeption und Umsetzung des Lernprozesses als Dialog ermöglicht es den Lernenden, aktive Mitgestalter_innen des Lernprozesses und somit Subjekte zu werden. Freire sieht in der emanzipatorischen und problematisierenden Erwachsenenbildung einen Ort zur Entstehung und Entfaltung der Handlungsfähigkeit. (siehe Freire 1988)

Anerkennung und interkulturelle Pädagogik

Wenn wir die Unterrichtssituation von Deutsch als Zweitsprache in Hinblick auf den Versuch der Gestaltung einer dialogischen Praxis betrachten, werden wir uns mit der Frage nach der Anerkennung der „Anderen“ beschäftigen müssen, und zwar sowohl im Zusammenhang mit der Problematisierung des Verhältnisses von Lehrenden und Lernenden als auch im Zusammenhang mit der Frage nach ihrer Handlungsfähigkeit und hinsichtlich eines ethisch orientierten Umgangs mit den machtvoll hierarchisierten Gesellschaftspositionen der Akteur_innen.

Die interkulturelle Didaktik etablierte sich im Laufe der letzten Jahre als eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit im Feld des Deutschunterrichts für Migrant_innen. Wie Paul Mecheril bemerkt, stellt der Begriff der Anerkennung eines der Prinzipien der interkulturellen Pädagogik dar. Migrant_innen würden nach Mecheril im Sinne der interkulturellen Pädagogik als kulturell

Andere und nicht als politische und personale Subjekte anerkannt werden. Es handle sich dabei um eine Konzeption, die als reale Praxis Dominanzverhältnisse verkenne und das Ziel der Transformation der gegebenen Verhältnisse und Bedingungen, das an Handlungsfähigkeit geknüpft ist, nicht berücksichtige. Außerdem gelte die Anerkennung denjenigen, *„die über den Status verfügen, dem Ideal des ‚handlungsfähigen Subjektes‘ relativ nahe zu kommen“* (Mecheril 2004, S. 222). Das sind jene, die in der Lage sind, sich in den vorherrschenden Strukturen zu begreifen und zu artikulieren. (vgl. ebd.)

Weiters bemerkt Mecheril, dass interkulturelle Pädagogik „Kultur“ als die zentrale Differenzdimension priorisiert. Die ausschließlich kulturelle Fokussierung der Kursteilnehmer_innen würde eine Einengung bedeuten und folglich eine Beschäftigung mit Zugehörigkeitsordnungen, die entlang unterschiedlicher Differenzlinien entstehen (wie Nationalität, Ethnizität, Geschlecht, Alter, Religion, Klasse/Sozialstatus, Bildungshintergrund, Besitz), verhindern.

Nach seiner Kritik an der interkulturellen Pädagogik plädiert Mecheril für eine Ergänzung der Prinzipien dieser Konzeption und beschreibt deren pädagogische Umsetzung: *„Wenn also das Programm einer interkulturellen Bildung auf den Grundprinzipien des Gleichheitsgrundsatzes und der Anerkennung gründet, dann plädiert die migrationspädagogische Perspektive für eine Ergänzung dieser Prinzipien um ein weiteres Prinzip: die Verschiebung dominanter Zugehörigkeitsordnungen“*. (ebd., S. 223)

Die Herausforderung für die Pädagog_innen besteht darin, im Rahmen der Bildungsarbeit die binären dominanten Ordnungen nicht zu reproduzieren und zu zementieren, sondern sie zu problematisieren und zu verschieben. *„Das verschiebende und dekonstruktive pädagogische*

gogische ‚Lesen‘ von Zugehörigkeitsordnungen kann als eines verstanden werden, das mit binären Oppositionen einhergehende Wertungen und Ausschlüsse anspricht und dadurch schwächt“. (ebd., S. 224)

Das Glück und der Deutschkurs

In der Bildungsarbeit mit Migrant_innen in maiz versuchen wir gemeinsam mit den Lernenden Wege zu einer Praxis zu entwerfen, Wege, die sich aus der Übersetzung der Prinzipien der Pädagogik der Unterdrückten auf unsere Situationen als Migrant_innen in Österreich anwenden lassen. Einen entscheidenden Aspekt in diesem Prozess der Übersetzung und der Adaptierung bildet die oben kurz dargestellte dekonstruktive Perspektive.

Die Wege der Konzeption und Umsetzung einer pädagogischen Praxis, die sich als dialogisch, (selbst-)reflexiv, emanzipatorisch, feministisch, problematisierend, antirasistisch, realitätsverändernd, dekonstruktiv und somit dominantanzkritisch versteht, sind jedoch, wie schon die Aneinanderreihung der vielen Begrifflichkeiten zeigt, lang. Aber nicht nur lang. Sie kennen kein Ende, sie gestalten und erfinden sich wiederholend als Prozess, sie nennen kein quantitativ überprüfbares Ziel, sie bewegen sich nicht linear und sprengen alle Rahmen eines domestizierenden, befriedigenden, leistungs- und erfolgsorientierten, bürokratisierten und ökonomisierten Bildungsverständnisses. Sie werfen Fragen auf, bestehen aus Herausforderungen und aus der Lust, diesen zu begegnen. Sie haben nichts mit Glück zu tun und doch ...

In der weiteren Arbeit mit jener Gruppe, die das Erlernen der dominanten Sprache Deutsch mit einem Glücksversprechen verband, begegneten wir den in der Gruppe vorhandenen unterschiedlichen Vorstellungen von Glück.

Die Beschäftigung mit Glück gestaltete sich als eine Möglichkeit der Auseinandersetzung mit fatalistischen Formen der Realitätswahrnehmung, mit Perspektiven der Handlung als Subjekte, mit Entwürfen zu differenzierten Benennungen der Realität, mit eigenen Zuschreibungen und Reproduktionen dominanter Zugehörigkeitsordnungen. Eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Glück“ innerhalb eines für alle Beteiligten herausfordernden Lernprozesses, der sich als hoffnungstragende und kritische Aneignung der deutschen Sprache umsetzte.

Literatur

- Casali, Alípio Márcio Dias (2001): A Pedagogia do oprimido: clandestina e universal. In: Freire, Ana Maria Araújo (Hg.) (2001): A pedagogia da Libertação em Paulo Freire. Editora UNESP, São Paulo, S. 17-21.
- Freire, Paulo (1988): Pedagogia do oprimido. Paz e Terra, Rio de Janeiro.
- Mayo, Peter (2006): Politische Bildung bei Antonio Gramsci und Paulo Freire. Perspektiven einer verändernden Praxis. Argument Verlag, Hamburg.
- Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Belz Verlag, Weinheim/Basel.

Weiterführende Links

- Paulo Freire: http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/07-1/meb07-1_14_friesenbichler.pdf
- Paulo Freire Zentrum: <http://www.paulofreirezentrum.at>
- Paulo Freire Kooperation e.V.: <http://www.freire.de>
- maiz – Autonomes Zentrum von & für Migrantinnen: <http://www.maiz.at>
- Notizen für die history lesson „Erziehung und Klassenkampf“: <http://summit.kein.org/node/897>

Erschienen: 2008

WAS IST EIN MUSEUM?

Das Lehren und Lernen der hegemonialen Sprache Deutsch

Eine Erzählung als Einleitung

Ich bin Lehrer_in in einem Deutschkurs für Migrant_innen in maiz. Letzte Woche bearbeiteten wir im Kurs das Thema Freizeit. Ein Klassiker in Curricula für Fremd- und Zweitsprachunterricht, den wir in maiz differenziert zu behandeln versuchen. Der Inhalt wurde unter Berücksichtigung von klassen- und genderspezifischen Aspekten und im Anschluss an das bzw. verschränkt mit dem Thema Arbeit besprochen (Arbeitsmoral, Disziplinierungen und Zurichtungen, Definition, Bedeutung, Formen von Arbeit usw.). Danach beschäftigte sich die Gruppe mit Freizeitangeboten in Linz. *Wo* und *was* kann *wer* in Linz *wann* machen? Wer will was in Linz machen? Wer kann sich was leisten? Wir tauschten uns über vorhandene Kenntnisse und Erfahrungen aus. Ich verteilte Zeitschriften und Informationsbroschüren zur Stadt Linz und erteilte die Aufgabe, einen Stadtrundgang zu erstellen, um einer Person, die sie demnächst besuchen würde, Linz zu zeigen. Der Rundgang sollte in Form eines Plakates präsentiert werden. Die Teilnehmer_innen machten sich an die Arbeit. Sie blätterten die Materialien durch, suchten sich „Stationen“ aus, formulierten Sätze, schnitten Fotos aus den Broschüren aus. Nach circa dreißig Minuten machte ich meinen Rundgang, jede Teilnehmerin hatte die Möglichkeit, mir die bereits formulierten Sätze und Ansätze

ze zu zeigen, Fragen zu stellen. Ich stellte auch Fragen, machte Bemerkungen. Es lief alles „nach Plan“. Ich kam zu M. Sie hatte die ersten dreißig Minuten intensiv gearbeitet. Es lagen einige geschriebene Zettel auf ihrem Tisch. Sie las ihren Text vor: „Liebe A., du fährst von N. mit dem Zug um 14.00 Uhr weg. Ich hole dich vom Bahnhof um 20.00 Uhr ab.“

Diese Situation ist repräsentativ für unseren pädagogischen Alltag in maiz. Lernende, die bereits über die für die Durchführung einer Aktivität erforderlichen lexikalischen und grammatischen Kenntnisse verfügen, sind trotzdem nicht in der Lage, die gestellten Aufgaben zu erledigen. Die meisten davon besuchten die Schule für eine kurze Periode (2 bis 3 Jahre). Einige waren nicht in der Schule.

Obwohl ich mir anhand solcher Erfahrungen die Frage nach den Ursachen für das Nicht-Gelingen stelle und in weiterer Folge meine methodischen Entscheidungen in Frage stellen und sie kritisch reflektieren will, muss ich einsehen, dass in der Beschreibung bereits ein erster Hinweis auf den Ursprung des Problems steckt: In der allerersten Formulierung hier im Text wird nicht der methodische und inhaltliche Aufbau als nicht-adäquat beschrieben, sondern die Lernende, die nicht in der Lage sei, die Aufgabe der Aufgabenstellung gemäß zu erfüllen.

Ich setzte mich zu M., erklärte ihr wieder die Aufgabe und stellte Fragen dazu, um festzustellen, was sie verstanden hatte. Sie konnte meine Fragen beantworten. Wir redeten weiter über Linz, ich blätterte die Informationsmaterialien durch, zeigte ihr Bilder und versuchte zu erfahren, ob sie die Gebäude erkennen konnte. M. erkannte unter anderen das Gebäude vom Lentos, das

Museum für Zeitgenössische Kunst, rechteckig bunt glänzend am Ufer der Donau. Sie wusste, dass es Lentos heißt und dass es ein Museum ist. Ob sie bereits im Lentos gewesen sei. Nein, noch nie. Ich erzählte kurz, was an diesem Ort passiert. Sie schwieg, schaute auf die Unterlage auf dem Tisch. Es hat lang gedauert, so meine Erinnerung, bis sie mich wieder anschaute und die Frage stellte: Was ist ein Museum?

Dieser Text?

Dieser Text beabsichtigt eine Annäherung an die Frage, wie das Lernen und Lehren der hegemonialen Sprache Deutsch als ein kritischer Prozess gestaltet werden kann. Das vorher erwähnte Beispiel wird in den Fokus genommen, um über die unhinterfragten didaktischen und methodischen Vorannahmen im Unterricht von Deutsch als Zweitsprache (DaZ) nachzudenken.

Dieser Text situiert sich im Bereich DaZ in der Erwachsenenbildung für Migrant_innen, also jenseits des schulischen Kontexts und der Auslandsgermanistik (DaF).

Er knüpft an Fäden anderer gewebter Texte. Einige davon aus dem Fach Deutsch als Zweitsprache, vor allem diejenigen, die Sprache in ihrer Machtdimension betrachten. Andere aus der Erziehungswissenschaft, vor allem diejenigen, die dekonstruktivistische Ansätze vertreten, die Bildung als einen Prozess zur Bedeutungskonstruktion verstehen, die Sprache als Handlung und als Mittel zur Mutmaßung einer anderen Realität betrachten. Weitere Fäden entstammen Texten, die sich postkolonial denkend mit der Situation von Migrant_innen in Westeuropa auseinandersetzen.

Dominierende methodologische Ansätze im Feld Deutsch als Zweitsprache

Im Bestreben zur Erarbeitung und Implementierung didaktischer Ansätze, die sich von der Praxis der reinen Wissensvermittlung entfernen und den Lernenden eine aktive Mitgestaltung im Lernprozess ermöglichen, wurden unterschiedliche Modelle entwickelt. Im Feld der Fremdsprachendidaktik etablierte sich ab den 1970er Jahren der Ansatz der kommunikativen Didaktik, die im Gegensatz zu früheren Ansätzen Lehrende und Lernende als Kommunikationspartner_innen betrachtete und die Förderung der kommunikativen Kompetenz als übergeordnetes Lernziel formulierte. Auch in der handlungsorientierten Didaktik, die seit den 1980er Jahren neben der kommunikativen Didaktik stark vertreten ist, steht anstatt der Wissensvermittlung die Förderung von Handlungskompetenzen und die Selbsttätigkeit der Lernenden im Mittelpunkt. Das Verhältnis Lehrende – Lernende wird hier nicht durch einen autoritären Unterrichtsstil, sondern durch ein partnerschaftliches, offenes Verhalten der Lehrenden bestimmt. Fremdsprachenunterricht und Zweitsprachenunterricht sollen sich demnach partizipatorisch gestalten, Selbständigkeit fördern und Teilnehmer_innen-orientiert sein, d. h. mitgebrachtes Wissen, Kompetenzen und Erfahrungen sollen berücksichtigt und miteinbezogen werden.

Ein weiterer Ansatz, der seit den 1980er Jahren im Feld Fremdsprachen- und Zweitsprachenunterricht breit vertreten ist, ist der interkulturelle Ansatz. Er etablierte sich auf der Ebene der Didaktik als Reaktion auf gesellschaftliche Transformationsprozesse im Kontext der Globalisierung (z. B. internationale Migration, globale Informationsverbreitung über Massenmedien). Der Anfang seiner erfolgreichen Verbreitung im Feld Fremd- bzw. Zweitsprachenunterricht

kann u. a. im Zug der Reformulierung und der Entwicklungen, die in den 1980er Jahren im Bereich der Landeskunde stattfanden, identifiziert werden. (vgl. Bechtel, 2003)

Ein anderer Faktor, der bei der Etablierung des interkulturellen Ansatzes mitwirkte, ist meines Erachtens das mit dem Fach Deutsch als Zweitsprache verknüpfte Ziel der Förderung der Integration. Denn die Erwartungen und Vorschriften seitens der Finanzierungsstellen, die in Entsprechung zu den Richtlinien der staatlichen Migrationspolitik stehen, können durch die inhaltliche und methodologische Ausrichtung des interkulturellen Lernens erfüllt werden.

Kritik am Konzept der Interkulturalität

Eine grundsätzliche Kritik am Konzept der Interkulturalität wurde im deutschsprachigen Raum bereits von Wolfgang Welsch formuliert, der in diesem Konzept den „separatistischen Charakter von Kultur“ und die alte Vorstellung geschlossener und einheitlicher Nationalkulturen weitergetragen sieht. (Welsch 1995)

In der *Einführung in die Migrationspädagogik* merkt Mecheril (fast 10 Jahre später) an, dass interkulturelle Pädagogik „Kultur“ als die zentrale Differenzdimension priorisiert.

Eine weitere Kritik richtet Paul Mecheril an den Begriff der Anerkennung, der eines der zentralen Prinzipien der interkulturellen Pädagogik darstelle. Migrant_innen würden hier als kulturell Andere anerkannt und nicht als politische und personale Subjekte. Außerdem gelte die Anerkennung denjenigen, „die über den Status verfügen, dem Ideal des ‚handlungsfähigen Subjektes‘ relativ nahe zu kommen“: Jenen die in der Lage sind, sich in den vorherrschenden Strukturen zu begreifen und zu artikulieren. (Mecheril 2004)

Der interkulturelle Ansatz zieht die Aufmerksamkeit von strukturellen Problemen ab und lenkt diese auf externe, kulturelle Determinanten. Er ist ein vorherrschender Ansatz, der weder strukturelle Veränderungen im Sinne einer politischen und rechtlichen Gleichstellung noch die Durchführung einer kritischen Gesellschaftsanalyse oder eine Auseinandersetzung mit Machtgefällen im Rahmen pädagogischer Handlungen ermöglicht. Hier werden Dominanzverhältnisse verkannt und das Ziel der Transformation der gegebenen Verhältnisse und Bedingungen nicht berücksichtigt.

Didaktik als Ideologie

Das auf Regierungsebene verbreitete Verständnis von Integration erfordert von den Migrant_innen den Erwerb der Landessprache, die Kenntnisse und die Respektierung der Normen, sowie die Einhaltung der Gesetze des Aufnahmelandes.¹ Das interkulturelle Lernen in DaZ-Kursen bietet den idealen Rahmen, um diesen Anforderungen zu entsprechen, denn bei der Erarbeitung von Themen wie Freizeit, Wohnen, Gesundheit und Hygiene, Essensgewohnheiten, Schulsystem und Arbeit in Österreich (Inhalte der meisten Curricula und Lehrbücher) können die Lernenden in den „landesüblichen“ Normen, Konventionen und Regelungen unterrichtet werden. Diese werden in der Regel – so wie bei der Behandlung von Gesetzen – als Selbstverständlichkeit

¹ Vergleiche zum Beispiel die Definition von Integration im „Einführungspapier für den Nationalen Aktionsplan für Integration“ / Bundesministerium für Inneres (<http://www.integration.at/>) und auf der Website der Koordinationsstelle für Integration in der Abteilung Soziales beim Amt der Oö. Landesregierung: <https://www.land-oberoesterreich.gv.at/26903.htm>

ten dargestellt, d. h. als Tatsachen, die nicht hinterfragt werden. Der Einsatz einer kontrastiven Methodologie (Vergleich mit dem Herkunftskontext) suggeriert zwar eine Atmosphäre der Toleranz, indem andere Normen als anders und nicht als falsch oder als minderwertig eingestuft werden, aber die „landesüblichen“ Normen und Regeln sollen erlernt, respektiert und angewendet werden. Eine kritische und zur Handlung ermutigende Problematisierung der diskriminierenden Rechtslage sowie der Machtverhältnisse und der Tatsache, dass Migrant_innen sich in einer minorisierten Gesellschaftsposition befinden, in welcher ihnen politische Rechte untersagt werden, kommt weder in den Curricula, die in Österreich verwendet werden (vgl. u. a. Faistauer et al 2006 oder Österreichischer Integrationsfonds 2006) noch in den Lehrbüchern vor.

Erziehungsprogramm oder politische Bildungsarbeit?

Im DaZ-Unterricht wird, wie in den verschiedenen Dokumenten der Lehrer_innen-Verbände² und auch anhand einer Beschäftigung mit Lehrwerken und Curricula festzustellen ist, das Ziel der Förderung der sprachlich-kulturellen Integration der Migrant_innen verfolgt. Die

²Siehe z. B. die Abschlusserklärung des 4. Transnationalen Expert_innenforums „Sprache und Migration“ – Integration fördern – Menschenrechte verwirklichen – Kompetente Lehrkräfte zur Förderung und Unterstützung der Integration. Goldrain/Südtirol im November 2007. Oder: Abschlusserklärung des 1. Trinationalen Expert_innenkolloquiums „Sprache und Integration“ – Spracherwerb fördern – Menschenrechte verwirklichen – Integration gelingt nicht mit Zwang und Sanktionen. Wien im April 2006. Download beider Dokumente unter http://v004107.vhost-vweb-02.sil.at/wp-content/uploads/2014/09/20091204211927_AbschlusserklaerungWien06_1.pdf

Schaffung von Rahmenbedingungen, die ihre Teilnahme als politische Subjekte in der Gesellschaft ermöglichen könnten, wird zwar als Forderung formuliert, die Möglichkeiten der Mitgestaltung der Migrant_innen beim Kampf um die Schaffung dieser Rahmenbedingungen ist darin jedoch weder Inhalt noch Ziel.

Migrant_innen werden stattdessen oft unterrichtet, wie sie in der Dominanzgesellschaft zu leben haben, wie sie sich zu verhalten haben. Es geht um die Vermittlung von Normen, Codes und Werten – alles im Einklang mit einer nicht-autoritär und partizipativ methodologischen Ausrichtung, d. h. ausgehend von der individuellen Perspektive und den Wahrnehmungen der Lernenden, unter Berücksichtigung ihrer Lebenserfahrung und Lebenssituation und in einem kontrastiven Verfahren. Das Programm interkulturelles Lernen im Bereich DaZ verfolgt eine normierende Intention und kann somit als Erziehungsprogramm fungieren, das Abweichendes erwürgt.

Man könnte sich fragen, ob interkulturelles Lernen im Fach Deutsch als Zweitsprache aus einem „zivilisatorischen Impuls“ entsteht. Auch die Frage, inwieweit dieser Impuls als eine Kontinuität der Kolonialgeschichte Europas ausgelegt werden kann, wäre meines Erachtens relevant.

Ausgehend von den dargestellten Kritiken plädiere ich für die Betrachtung und Gestaltung der Arbeit im Bereich DaZ als politische Bildungsarbeit und als eine pädagogische Praxis, die sich kritisch und emanzipatorisch entfaltet. Eine Praxis, die eine Auseinandersetzung mit der gegebenen Realität als gestaltbare Wirklichkeit ermöglicht und fördert.³

³Hier beziehe ich mich auf die Schriften des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire zur Pädagogik der Unterdrückten. Freire betrachtete Sprache als Mittel zur Mutmaßung einer veränderten Realität.

In Anlehnung an die Definition der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung⁴ findet politische Bildung statt, wenn intendiert ist, innerhalb der pädagogischen Handlungen eine Reflexion über Politik und Gesellschaft zu realisieren, wenn kritisches Bewusstsein, selbstständige Urteilsfähigkeit und Mut zur politischen Mitgestaltung gefördert werden, wenn durch die Bildungsarbeit Handlungsoptionen und Interventionsmöglichkeiten eröffnet bzw. erarbeitet werden.

Verschränkt mit der Förderung der sprachlichen Kompetenzen der Lernenden in den Bereichen Morphosyntax, Lexik, Phonologie und Pragmatik sollte in diesem Sinne ein Prozess zur politischen Bildung gestaltet werden. Der Sprachunterricht würde anhand der Beschäftigung mit Themen aus dem Alltag der Teilnehmerinnen und im Kontext einer kritischen Auseinandersetzung mit den realen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Migrant_innen in der österreichischen Gesellschaft geschehen. Den Prozess des Lehrens und des Erlernens der dominanten Sprache Deutsch als politische Bildungsarbeit und im Sinne einer radikalen Pädagogik zu realisieren, würde jedoch vor allem implizieren,

- dass die Dimension der kritischen Aneignung und des kritischen Gebrauchs der Sprache gegenüber dem Eintrainieren von normierenden sprachlichen Äußerungen und Verständnissen priorisiert wird,
- dass Sprache in ihrem dialektischen Verhältnis zur Realität, d. h. sowohl als normative Instanz, die konstitutiv für das Erhalten von gegebenen

⁴ <http://www.politischebildung.at/>

Machtverhältnissen ist, als auch als Handlung und somit als realitätskonstituierend betrachtet wird,

- dass mit den Lernenden Strategien zur Ermächtigung, zur Partizipation und zur Transformation der realen Lebensbedingungen in einem dialogischen Prozess erforscht und entworfen werden,
- dass die Lehrpläne und der Unterricht von einer gesellschaftspolitisch kritischen, feministischen, antirassistischen und nicht-eurozentristischen epistemologischen Haltung geprägt sind,
- dass eine kritische Aneignung des hegemonialen Wissens bei gleichzeitiger Aufwertung, Anerkennung und kritischen Reflexion des marginalisierten Wissens der Lernenden gefördert wird,
- und dass alle Beteiligten im Lernprozess sich mit ihren Wertvorstellungen, dem hegemonial legitimierten Wissen und ihren eigenen gesellschaftlichen Positionen auseinandersetzen.

Was ist ein Museum?

Voraussetzung für das Formulieren und Verfolgen dieser Ziele und Grundsätze ist die Anerkennung der Migrant_innen als handlungsfähige Subjekte. Und da haben wir bereits die zusammenhängende Problematik angesprochen: Wer ist in der Lage, sich in den vorherrschenden Strukturen zu begreifen und zu artikulieren, um sich Anerkennung als politische Subjekte zu verschaffen, um überhaupt gehört zu werden? (Mecheril 2004)

Die Frage der Kursteilnehmerin in der Erzählung am Anfang dieses Textes bringt eine Reihe weiterer Fragen hervor: Die erste Frage bezieht sich auf die Anwendung bestimmter didaktischer Ansätze. Wer ist in der Lage,

den Sinn einer im Einklang mit dem kommunikativen Ansatz formulierten Aufgabenstellung nachzuvollziehen?

Die Entscheidung für die Gestaltung des Unterrichts der dominanten Sprache nach den interkulturellen und kommunikativen Ansätzen ohne Berücksichtigung spezifischer Erfahrungen und Kenntnisse der Lernenden auf der Ebene der Lehr- und Lernmethoden würde im Widerspruch zum Ziel stehen, den Unterricht ausgehend von einer nicht-eurozentristischen epistemologischen Haltung zu gestalten. Setze ich mich als Pädagog_in mit diesem Widerspruch auseinander und analysiere ich die verbreitete Anwendung der beiden Ansätze aus einer ideologiekritischen Perspektive, dann soll ich das Prinzip der Orientierung an den Lebenssituationen, (Lern-) Biografien, Interessen usw. der Lernenden nicht nur in der inhaltlichen, sondern auch in der methodischen Gestaltung des Unterrichts geltend machen. Die kontextualisierte Hinterfragung der Angemessenheit der dominanten didaktischen Ansätze sollte die Erarbeitung von differenzierten Methoden und Materialien für den Unterricht zur Folge haben.

Eine weitere Frage weist auf unhinterfragte Selbstverständlichkeiten hin: Wer *liest* eine Stadt im Format Stadtrundgang? Der bürgerliche Blick in der Begegnung mit einer fremden Stadt wird zur Normalität und die Lernenden aufgefordert, hegemoniale Annäherungs-, Wahrnehmungs- und Orientierungstechniken zu erlernen. Diese Situation könnte als Illustration für eine pädagogische Position fungieren, die lernende Migrant_innen als Personen einstuft, die an Orientierungs- und Informationsdefiziten leiden. Aber auch innerhalb einer pädagogischen Praxis, die sich im Gegensatz dazu positioniert und somit vom Prinzip der Anerkennung,

der Aufwertung und der Erweiterung des Wissens und der Kompetenzen der Lernenden geleitet wird, bilden ähnliche Situationen Teil der Lernprozesse. Denn in der Bildungsarbeit mit Migrant_innen im Kontext der hegemonialen Gesellschaft ist eine Spannung zwischen zwei Dimensionen zu erkennen: Einerseits sollen die Lernenden den Bildungsprozess ausgehend von ihren jeweiligen gesellschaftlichen Positionen, von ihren spezifischen Geschichten, Erfahrungen, Wissen, Werten und Normen gestalten; andererseits sollen sie sich auch Normen, Werten und Wissen der Dominanzgesellschaft aneignen. In einem kritischen Bildungsprozess geht es nicht um die Bevorzugung einer dieser Dimensionen, sondern um die Spannung zwischen beiden. (Freire/Macedo 1990) Es geht auch nicht um die Profilierung von Standpunkten, die berücksichtigen, „dass es ganz unterschiedliche und ebenso legitime andere Standpunkte gibt“, wie es im Konzept des interkulturellen Lernens geschildert wird. (Holzbrecher 2010) Es geht darum, Machtverhältnisse, die zur Legitimation von Werten, Normen, Wissen und auch (aktuell en vogue) Kompetenzen führen, zu thematisieren und zum konstituierenden Bestandteil des Lern- und Lehrprozesses zu machen.

Noch in diesem Kontext steht die Frage nach dem Wissen und dem Nicht-Wissen der Lernenden über das Museum. Sie kannte das Wort *Museum* und sie wusste, dass das Lentos ein Museum ist, aber sie wusste nicht, was ein Museum ist.

Wie andere machtvolle Bildungs- und Kulturinstitutionen sowie Orte der hegemonialen Wissensproduktion bewirkt das Museum Begehren und Ausschlüsse. Die Ausschlussmechanismen zu bestätigen und die-

se Räume zu meiden ist ein Ansatz, der im Einklang mit einer kritischen und ablehnenden Haltung diesen Räumen gegenüber stehen könnte. Eine andere Herangehensweise ist, das Nicht-Wissen über das Museum als eine Alternative zum Hegemonialen zu idealisieren und somit nicht anzuerkennen, dass dieses Wissen notwendig ist, um in der Mehrheitsgesellschaft bestehen zu können. Ein weiterer Ansatz ist, sich für den Abbau der Ausschlussmechanismen und für die Schaffung von Zugängen zu engagieren. Die Annäherung, die ich hier vertrete, beabsichtigt den Abbau von Barrieren bei gleichzeitiger Transformation des hegemonialen Raums (wofür das Museum als ein Repräsentant fungiert) und der Machtverhältnisse. (Mörsch 2009)

Wohin?

Paulo Freire fordert die Lehrenden auf, sich die Frage zu stellen, für wen und in wessen Interesse sie arbeiten. Und im Sinne einer radikalen Pädagogik formuliert er die Option, die die Lehrenden zu treffen haben: für die Interessen der ausgegrenzten Lernenden, für die soziale und politische Veränderung, für die Befreiung der Unterdrückten.

Aber was sind die Interessen der Migrant_innen? Wer bestimmt das? Und ist wie der Gefahr der Homogenisierung der Gruppe zu entkommen? Übernehmen die Lehrenden dann die befreiende Rolle? Mit welcher Legitimität?

María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan machen uns darauf aufmerksam, dass „der Diskurs der Emanzipation die Subjekte schafft, die es zur befreien vorgibt“. Dieser Diskurs sei normativ, denn er produziert Kriterien, wonach bestimmt wird, wer als emanzipiert gelten kann oder nicht. Da stellen sie z. B. die

Frage: „Warum etwa gilt die Managerin einer Bank als emanzipiert, während die marokkanische Putzfrau als nicht emanzipiert beurteilt wird?“ „Emanzipation“, schreiben sie weiter, „zeigt sich hier eng verwoben mit einem humanistischen Diskurs, der der *Wilden* quasi bedarf, um Menschlichkeit bestimmen zu können.“ (Castro Varela/Dhawan 2004)

Daher möchte ich hier ergänzend und abschließend weitere Herausforderungen erwähnen, mit denen ich mich als eine Pädagog_in, die sich für eine politisierende und kritische Praxis entscheidet, konfrontiert sehe: mich für Wechselseitigkeit zu engagieren, d. h. auch als Lernende im Lernprozess involviert zu sein (Gramsci 2004; Freire 1988) ohne Machtverhältnisse zu leugnen; das Ziel der Befreiung Anderer zu problematisieren und gleichzeitig einen dialogischen Prozess zu fördern, um Erwachsenenbildung mit Migrant_innen als einen Ort zur Ausübung der Handlungsfähigkeit als politische Subjekte und zur Hinterfragung von Selbstverständlichkeiten zu konstituieren. Immer und immer wieder.

Literatur

- Bechtel, Mark (2003): Interkulturelles Lernen beim Sprachenlernen im Tandem. Gunter Narr Verlag, Tübingen.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2004): Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Bettina Ross (Hg.) (2004): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Weiterdenken für antirassistische, feministische Politik/-wissenschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Opladen, S. 203-225.
- Faistauer, Renate / Fritz, Thomas / Hrubesch, Angelika / Ritter, Monika (2006): Rahmencurriculum für Deutsch als Zweitsprache & Alphabetisierung. Wien, online unter: <https://www.wien.gv.at/menschen/integration/pdf/rahmencurriculum.pdf>

- Freire, Paulo (1988): *Pedagogia do oprimido*. Paz e Terra, Rio de Janeiro.
- Freire, Paulo / Macedo, Donaldo (1990): *Alfabetização: leitura do mundo pela palavra*. Paz e Terra, São Paulo.
- Gramsci, Antonio (2004): *Erziehung und Bildung*. In: Andreas Merkmans im Auftrag des Instituts für Kritische Theorie (Hg.) (2004): *Gramsci-Reader*. Argument Verlag, Hamburg.
- Mecheril, Paul (2004): *Einführung in die Migrationspädagogik*. Beltz, Weinheim/Basel.
- Mörsch, Carmen (2009): *Am Kreuzpunkt von vier Diskursen: Die dokumenta 12. Vermittlung zwischen Affirmation, Reproduktion, Dekonstruktion und Transformation*. In: Mörsch, Carmen / Forschungsteam der documenta 12 Vermittlung (Hg.) (2009): *Kunst Vermittlung. Zwischen kritischer Praxis und Dienstleistung auf der documenta 12. Ergebnis eines Forschungsprojektes*. diaphanes, Zürich-Berlin.
- Österreichischer Integrationsfonds. *Testcurriculum*, Wien 2006, online unter: <http://www.integrationsfonds.at/fileadmin/content/AT/Downloads/Sprache/curriculum.pdf>
- Welsch, Wolfgang (1995): *Transkulturalität*. In: Institut für Auslandsbeziehungen (Hg.) (1995): *Migration und Kultureller Wandel*, Schwerpunktthema der Zeitschrift für Kulturaustausch, 45. Jg. 1995/1. Vj., Stuttgart.

Erschienen: 2010

AUFRISSE ZUR REFLEXIVITÄT.

Das Erlernen der hegemonialen Sprache in Museen

Ausgehend von kurzen Aufrissen zu Themen wie Dialog, Differenz, Anerkennung, Wissen, Wechselseitigkeit und Reflexivität im Kontext pädagogischer Handlungen werden in diesem Beitrag didaktische Materialien analysiert, die für die Arbeit mit erwachsenen Migrant_innen, die die hegemoniale Sprache Deutsch lernen, im Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig verwendet werden.

Differenz und Dialog

Der Pädagoge Paulo Freire beharrte in seinem Werk, wie auch Antonio Gramsci, auf dem Prinzip der Wechselseitigkeit im pädagogischen Verhältnis. Das heißt, es geht um lehrende Lernende und auch um lernende Lehrende. Das bedeutet jedoch nicht, dass Lehrende und Lernende gleich, oder auf Augenhöhe sind. Freire sagt, dass der Unterschied zwischen Lernenden und Lehrenden epistemologischer Natur sei, und dass dieser Unterschied die Rechtfertigung aller pädagogischen Handlungen bilde. Die Lehrenden verfügen über hegemonial legitimes Wissen, das sie autorisiert in einem bestimmten Lernsetting in der Funktion der Lehrenden (oder Vermittler_innen) aufzutreten, zu sprechen und zu handeln. Die Lehrenden sind in seiner Konzeption jedoch keine Wissensvermittler_innen, sondern sie strukturieren und begleiten den Prozess der Wissensproduktion. (Mayo 2006, S. 69-72) Die Lernenden verfügen ebenfalls über ein Wissen, das aufgewertet und anerkannt werden soll-

te, ohne es zu romantisieren oder zu idealisieren, d. h. auch das sogenannte marginalisierte Wissen soll laut Freire (und wiederum im Einklang mit Gramsci) einer kritischen, reflexiven Auseinandersetzung im Rahmen des Lernprozesses unterzogen werden. (ebd., S. 78)

Obwohl die Beschreibung des Unterschieds als epistemologische Differenz notwendig ist, erweist sie sich bei näherer Betrachtung als nicht hinreichend. Der epistemologische Unterschied zwischen Lehrenden und Lernenden ist deshalb nicht hinreichend zur Beschreibung des Verhältnisses, weil er mit anderen Unterscheidungen verschränkt ist, die strukturell bedingt und markiert sind: bedingt und markiert durch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen und rechtlichen Stellungen, durch die unterschiedlichen Zugänge zu Ressourcen, durch die unterschiedlichen Ansprüche auf soziale Leistungen, durch Privilegien und Ausschlüsse, durch ungleiche Machtverhältnisse.

Es ergibt sich die Frage nach den Bedingungen für die Gestaltung einer wechselseitigen und dialogischen pädagogischen Praxis im Feld Deutsch als Zweitsprache (DaZ) in der Erwachsenenbildung unter dem Zeichen der Asymmetrie, da es sich um ein pädagogisches Verhältnis zwischen Akteur_innen handelt, die in ungleichen gesellschaftlichen Machtpositionen sind.

Dialog wird bei Freire nicht bloß als Interaktion verstanden und erschöpft sich nicht im Austausch von Erfahrungen, Wissen, Meinungen usw. Dialog ist keine selbstverständliche Folge von partizipatorischen Prozessen und Methoden: vor allem weil Partizipation als ein Mittel zur Insertion in die dominanten Verhältnisse und zur Stabilisierung dieser Verhältnisse fungieren kann, während Dialog im Rahmen einer radikalen pädagogischen Praxis als

dialektisch und problematisierend verstanden wird. Der Dialog ermöglicht einen Blick auf unsere gesellschaftliche Existenz als Prozess, als etwas, das aufgebaut wird, das nicht gegeben, sondern veränderbar ist. Der Dialog ermöglicht zwar Interaktion und das Mit-Teilen unterschiedlichen Wissens und unterschiedlicher Realitäten, aber sein Ziel ist, dadurch neues Wissen herzustellen, um in der geteilten Hoffnung etwas anderes („um ser mais“) aufzubauen. Außerdem impliziert Dialog gesellschaftliche Handlung, d. h. er erschöpft sich nicht im Sprechen. (Streck/Redin/Zitkoski 2008, S. 115-117)

Anerkennung, Dekonstruktion und Pädagogische Reflexivität

Im Sinne einer demokratischen Bildungsarbeit ist es unmöglich, Differenzen nicht anzuerkennen. Denn alle Lernenden gleich zu behandeln, ohne gegebene Unterschiede und ungleiche Bedingungen zu berücksichtigen, würde Benachteiligung bewirken und bestätigen. Die Anerkennung von Differenzen führt aber möglicherweise zu einer Verfestigung der hegemonialen Ordnung, denn dadurch werden „Andere“ im Gegensatz zur Imagination eines „Wir“ hergestellt und folglich eine Logik weitertradiert, die der Argumentation für Unterscheidungen, Diskriminierungen und Ausschlüsse dient. (Mecheril et al. 2010: 187) Die Migrationspädagogik beschäftigt sich daher vordergründig mit Formen und Praxen der dekonstruktiven Verschiebung von Zugehörigkeiten.

„Die dekonstruktive Verschiebung ist eine, die an solchen alltagsweltlich praktizierten und wahrnehmbaren Formen anschließt, in denen Zugehörigkeitsgrenzen sprachlicher, kultureller und den Körper betreffender Art überschritten werden. Wo es pädagogischer Achtsamkeit

gelingt, an diese Phänomene anzuschließen, gewinnt sie eine Perspektive, die das einteilende, das vereindeutigende, das klassifizierende und das fixierende Denken und Handeln schwächt und unterläuft.“ (ebd., S. 189-190)

Sie erkennt jedoch den unausweichlichen Widerspruch, der aus der Berücksichtigung des (demokratischen) Prinzips der Anerkennung bei gleichzeitiger Einhaltung eines dekonstruktiven Vorgehens entsteht. Das Prinzip der Anerkennung gilt als handlungseinleitend, und zugleich werden die Kategorien dekonstruiert, auf deren Basis Differenzen anerkannt werden sollten.

Um Professionalität angesichts dieser paradoxen Handlungsorientierung zu gewährleisten, wird für die Einführung einer rigorosen reflexiven Haltung plädiert. Durch die Einrichtung einer Praxis der Reflexivität soll erreicht werden, dass die Formen des Ausschlusses und der Erzeugung „Anderer“ (als different) im pädagogischen Feld beschrieben, bedacht und verändert werden, um Diskriminierungen und Ausschlüssen wirksamer entgegenwirken zu können. (ebd., S. 180)

In Anlehnung an die Definition wissenschaftlicher Reflexivität von Pierre Bourdieu entwirft Mecheril für die Migrationspädagogik das Konzept einer pädagogischen Reflexivität. Diese unterscheidet sich von „interkultureller Kompetenz“ als technischem Vermögen für professionelle Handlung in Interaktionssituationen, in denen Differenz bedeutsam ist. Sie ist auch nicht als individuelle Reflexion, sondern als professioneller reflexiver Habitus innerhalb eines reflexiven professionellen Felds zu verstehen. „Gegenstand pädagogischer Reflexivität ist primär nicht der individuelle Pädagoge/die Pädagogin, sondern das im pädagogischen Handeln und Deuten maskierte erziehungswissenschaftliche, kulturelle und alltagswelt-

liche Wissen (zum Beispiel über ‚die Migrant/innen‘).“ (ebd., S. 191) Das vorhandene und nicht bewusste (oder nicht als solches explizit benannte) Wissen über die Migrant_innen in Hinblick auf seine Funktion im Prozess der Erzeugung „Anderer“ sowie auf seine diskriminierenden Effekte zu reflektieren und zu befragen, erscheint uns als – politisch und ethisch betrachtet – sinnvoller Ansatz zur Gestaltung einer kritischen und professionellen pädagogischen Praxis in der Migrationsgesellschaft.

In diesem Beitrag wird angemerkt, dass der Gegenstand der Reflexivität, wie er in der Migrationspädagogik beschrieben wird, erweitert werden könnte. Nicht nur das scheinbare/bewusste/unbewusste Wissen über „die Migrant_innen“ müsste reflektiert werden, sondern auch das abwesende Wissen über die Migrant_innen. Damit könnte eine Auseinandersetzung mit einer bestimmten „privilegierten Distanz“ zur Realität von lernenden Migrant_innen gewährleistet werden. Es handelt sich dabei um eine spezifische Distanz, die es Lehrenden erlaubt, vieles von und über die Lernenden nicht zu wissen. Die es akzeptabel macht zu denken, das eigene (westliche) Wissen reiche per se aus. Gayatri C. Spivak schreibt in diesem Zusammenhang über gestattete Ignoranz: Jene Ignoranz, „die nicht blamiert, sondern gegenteilig die eigene Position der Macht stabilisiert“. (Castro Varela 2007)

Die Praxis einer professionellen Reflexivität wirft eine Reihe von Fragen auf: nach den Grenzen des westlichen Wissens, nach gewaltvollen Prozessen der Aberkennung von Wissen, nach den Kriterien zur Legitimierung von Wissen; Fragen nach dem gestatteten Nichtwissen; Fragen, die Prozesse der Herstellung und Reproduktion von Wissen über die „Anderen“ (als different) unterbre-

chen und untersuchen; Fragen, die die eigene machtvolle Position in der Migrationsgesellschaft destabilisieren; Fragen, durch die eine_r sich selbst widerspricht.

Deutsch lernen im Museum?

Die Beschäftigung mit einigen dieser Fragen geschieht hier anhand der Auseinandersetzung mit Materialien, die vom Museumsdienst Basel herausgegeben wurden und DaF-Lehrer_innen⁵ für die Arbeit mit erwachsenen Migrant_innen im Antikenmuseum Basel und der Sammlung Ludwig kostenlos zur Verfügung gestellt werden (Reinau et al. 2011). In den Materialien wird das Thema „Mode in der Antike und heute: Was Kleider erzählen“ mittels methodologischer Ansätze der Museumspädagogik in Verschränkung mit Zielen des Unterrichtes im Fach Deutsch als Zweitsprache bearbeitet.⁶ Unter den allgemeinen Informationen, die in der Einleitung der Publikation angeführt werden, befindet sich die Beschreibung von Museen als geeignete Orte für das Erlernen von Sprachen: *„Museen eignen sich sehr gut als Lernorte für den Spracherwerb: Sie bieten konkrete Objek-*

⁵Die Bezeichnung „Deutsch als Fremdsprache“ (DaF) wird verwendet, wenn der Deutsch-Unterricht im Ausland stattfindet, also in einer nicht-deutschsprachigen Umgebung. „Deutsch als Zweitsprache“ (DaZ) hingegen bezeichnet den Unterricht in Deutsch, der im Inland gehalten wird, also in einem beamtlich-deutschsprachigen Gebiet. (vgl. Vorlesungsskript von Prof.in İnci Dirim unter: [www.univie.ac.at/.../ Sprache_%20Migration_Bildung_2-WS12-Dirim.pdf](http://www.univie.ac.at/.../Sprache_%20Migration_Bildung_2-WS12-Dirim.pdf)). In den besprochenen Materialien wird die Bezeichnung DaF (Deutsch als Fremdsprache) benutzt, obwohl der Unterricht/die Vermittlungsarbeit in der Schweiz stattfand.

⁶Zusätzlich zu den hier besprochenen Materialien befindet sich im Museum eine Box bzw. Mappe mit Materialien für den Museumsbesuch, die Suchaufträge für die Gruppen, Moderationskarten für die Lehrperson, Vergleichsbilder aus dem Alltag, Schlüsselwörter u. a. beinhaltet.

te als Angebote für Sprechsituationen und kulturellen Austausch, dazu eine neue Lernsituation, verbunden mit einem Erlebnis für die Gruppe.“ (ebd., S. 3)

Diese Beschreibung informiert die Leser_innen bereits zu Beginn der Lektüre über eine affirmative Haltung seitens der Autor_innen gegenüber der Institution Museum. Eine kritische und problematisierende Auseinandersetzung mit dem (hegemonialen) Lernort wird in den gesamten Materialien nicht angeregt. Dies wohlge-merkt vor dem Hintergrund, dass eine kritische Museologie durchaus auch im deutschsprachigen Raum die historischen und gegenwärtig wirksamen Machtverhältnisse im Museum analysiert und zur Diskussion stellt. Seit den 1990er Jahren ist zudem ein Zuwachs von deutschsprachigen Publikationen zu verzeichnen, welche diese Machtverhältnisse auch aus der Vermittlungsperspektive reflektieren. (Sturm 1995; Sternfeld et al. 2005, Harrasser et al. 2011) Stellen wir uns hier die Frage nach der Funktion von Museen in Prozessen der Legitimierung und der Aberkennung von Wissen, dann müssen wir uns im Einklang mit dem oben angeführten Ansatz der pädagogischen Reflexivität unausweichlich mit den Möglichkeiten einer pädagogischen Handlung beschäftigen, die eine kritische Betrachtung dieser Funktion sowie ihrer Auswirkungen auf und ihre Interaktionen mit aktuellen gesellschaftlichen Strukturen nicht ausklammert. Vor allem müssen wir uns als Lehrer_innen und Vermittler_innen bewusst sein, dass es sich dabei um das Erlernen der hegemonialen Sprache in einem hegemonialen Raum handelt. Ein weiterer Kommentar zu der oben zitierten Passage aus den Materialien bezieht sich auf die Möglichkeit des kulturellen Austausches. Diese Hervorhebung weist auf einen Prozess der (diskursiven) Herstellung der

lernenden Migrant_innen als „kulturell Andere“ im Verhältnis zu den Mehrheitsangehörigen hin, der entlang der in der Folge vorgeschlagenen Aktivitäten weiterhin beobachtet werden kann, indem wiederholt die Aufforderung zum Vergleich mit „den eigenen Kulturen“ der Lernenden gestellt wird. Darauf wird im weiteren Verlauf dieses Textes näher eingegangen.

Als Hintergrundinformation bei der Darstellung der ersten Aktivität („Ankommen im Museum“) wird ein bestimmtes Wissen über die Migrant_innen angeführt:

„Je nach Gruppe sind Museumsbesuche für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mehr oder weniger gewohnt. Es gibt sicher auch Personen, die noch nie in einem Museum waren.“ (Reinau et al., S. 4).

Als „sinnvoller Einstieg“ wird die „Thematisierung“ der Verhaltensregeln im Museum vorgeschlagen. Die Teilnehmer_innen bekommen Karten gereicht, die mit Verben/Handlungen (telefonieren, sprechen, fotografieren, schauen, Eis essen etc.) beschriftet sind, und werden aufgefordert diese Handlungen zwei Kategorien zuzuordnen: „erlaubt“ und „verboten“. Da die Möglichkeit oder die Angemessenheit einer Erklärung der Gründe für die Verhaltensregeln nicht erwähnt werden, entsteht der Eindruck, dass die Lernenden sich den Regeln unterzuordnen haben, ohne einen Raum angeboten zu bekommen, sich damit auseinanderzusetzen und die Regeln zu problematisieren. Die Einstiegsituation wird im Material nicht als ein Moment der kritischen Auseinandersetzung mit dem Museum als einem Ort, an welchem Erziehung stattfindet, beschrieben. Die Tatsache, dass Museumsbesucher_innen sich den aufgezwungenen Regeln nicht widersetzen dürfen, wird nicht zum Thema gemacht. Somit könnte hier in Erwägung gezogen werden, dass die

Autor_innen der Materialien davon ausgehen, dass Migrant_innen über hegemoniale und institutionell geltende Verhaltensregeln unterrichtet werden sollen, und dass die Autor_innen diese Handlung weder mit der westeuropäischen Geschichte der Erziehung und „Zivilisierung der Anderen“ noch mit aktuellen Verschränkungen zwischen Migrations-, Bildungs- und Sprachpolitiken, die sich in ein abendländisches „Projekt der Zivilisierung“ einschreiben, in Verbindung bringen. (vgl. Ha 2007)

Die lernenden Migrant_innen empfangen, erwerben Wissen. Sie erhalten Aufgaben, die sie dazu anleiten, bestimmte Objekte zu erkennen (sie sollen z. B. die Darstellung zweier Personen finden, die sich gegenüberstehen und etwas in der Hand halten) und diese anschließend anhand der Fragestellung der Vermittler_in/Lehrer_in zu beschreiben. Die Aufteilung der Rollen wird durch die vorgeschlagene Didaktisierung festgehalten: Die Vermittler_in oder Lehrer_in stellt Fragen, die Teilnehmer_innen beantworten ihre Fragen, die meistens auf eine Beschreibung des Objektes abzielen („Was ist das?“, „Wer ist das?“, „Was machen die Personen?“, „Was gefällt mir?“, „Was gefällt mir nicht?“ usw.). Zwei weitere Entfaltungen der Beschäftigung mit den Objekten zeichnen sich erstens durch die Aufforderung aus, einen Vergleich mit der „Kultur ihrer Länder“ herzustellen (es wird z. B. gefragt, ob es in den „Kulturen der Kursteilnehmenden“ auch Grabsteine gibt) und zweitens durch den Versuch, Bezug zur gesellschaftlichen Aktualität herzustellen (z. B. werden beim Thema Kleidung Schleier thematisiert).

Der in der Einleitung angekündigte „kulturelle Austausch“ nimmt anhand der wiederholten Aufgabenstellung, zwischen der „Kultur hier“ und der „Kultur ihrer Länder“ Vergleiche anzustellen, genauere Konturen

an. Im Einklang mit dem Ansatz der interkulturellen Pädagogik werden „fremde Kulturen“ anerkannt und gleichzeitig die lernenden Migrant_innen als kulturell „Anderer“ adressiert und hergestellt. Wie bereits oben erwähnt (vgl. Mecheril et al. 2010, S. 187) gehe ich davon aus, dass diese Praxis der Anerkennung der Differenzen die Herstellung der „Anderen“ im Gegensatz zu einem imaginierten „Wir“ affirmiert und reproduziert und so paradoxerweise zur Verfestigung einer hegemonialen Ordnung der Klassifizierung und der Diskriminierung führt. An dieser Stelle ergibt sich die Frage nach der Möglichkeit, innerhalb solcher pädagogischer Handlungskontexte Prozesse der Herstellung und Reproduktion von Wissen über die „Anderen“ (als different) zu unterbrechen. In der Migrationspädagogik wird Migration als Phänomen beschrieben, das Grenzen der Zugehörigkeit, Grenzen zwischen „Innen“ und „Außen“, zwischen „wir“ und „nicht wir“ thematisiert und problematisiert. Im Einklang mit einer dekonstruktiven Differenztheorie werden nach diesem Ansatz der Blick und die Aufmerksamkeit auf Phänomene der Mehrfachzugehörigkeiten, des Grenzgängertums, der Hybridität, der Transkontextualität gerichtet. Das Ziel dabei wäre, das einteilende, das vereindeutigende, das klassifizierende und das fixierende Denken und Handeln zu schwächen und zu unterlaufen. (ebd., S 189-190) Die Herausforderung an die Akteur_innen im besprochenen Projekt würde in diesem Sinn darin bestehen, sich mit der Bedeutung und den Funktionen von Unverständlichkeiten und Verständlichkeiten, oder wie in der Migrationspädagogik vermutlich ausgedrückt werden würde: mit der Bedeutung und den Funktionen von Uneindeutigkeiten und Eindeutigkeiten, zu beschäftigen, und eine Annä-

herung an die Ausstellungsobjekte gemeinsam mit den Lernenden zu erkunden, die nicht bereits Erklärungen und Zuordnungen (wie z. B. bei der Rede über „das Fremde“ und „das Eigene“) liefert und zementiert, sondern Irritationen und Fragen aufwirft, die einen suchenden Blick nach dem Unverständlichen, dem Uneindeutigen und dem Abweichenden fördert.

Ein Beispiel für die Umsetzung des Vorhabens, Bezug zur gesellschaftlichen Aktualität herzustellen, kann anhand des Arbeitsvorschlags zur Besprechung einer Grabvase beobachtet werden. Die Darstellung einer verschleierte Frau auf der Grabvase fungiert als Anlass für die Formulierung von Fragen nach dem Gebrauch von Schleiern in der Aktualität sowohl „hier“ als auch „bei den Teilnehmenden zu Hause“. Im vorliegenden Beitrag wird die Frage nach den Kriterien und Gründen für die Auswahl der Themen aufgeworfen, anhand derer eine Verschränkung zur Aktualität vorgenommen wird: Warum wird das Thema „Schleier, Verschleierung“ ausgewählt? Bei einer anderen Aktivität sollen/können die Lernenden Gewänder der ausgestellten Skulpturen (antike Kleider) anprobieren; es wird anregt, dass sie sich fotografieren („ohne Blitzlicht erlaubt“), und dass die Bilder als Erinnerung an den Museumsbesuch in der Schule aufgehängt werden. Die Lehrer_innen/Vermittler_innen erhalten durch das Material die Information, dass jede „Herrin/jeder Herr früher eine Dienerin/einen Diener hatte“, und die Anleitung, diese Rollen in den Gruppen zu verteilen. Anschließend wird vorgeschlagen, „über aktuelle Kleidersitten und -moden, in der Schweiz und ihren Heimatländern“ zu diskutieren. Warum entscheiden sich die Autor_innen für das Auslassen der Thematisierung des Verhältnisses zwischen Herr_

innen und Diener_innen in der Antike ausgehend von einer Auseinandersetzung mit der Situation von Migrant_innen am schweizerischen Arbeitsmarkt?

Das Besprechen der Arbeitsbedingungen und des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber_in und Arbeitnehmer_in in privaten Haushalten zum Beispiel würde sich als eine Möglichkeit anbieten, nicht nur um den Bogen zur Aktualität zu spannen, sondern auch um einen kritischen Bezug zur Realität vieler Migrant_innen herzustellen. In einem Papier der Gewerkschaft Unia aus dem Jahr 2007 zur Situation von Hausangestellten in der Schweiz erfährt man, dass „[g]emäss der Erwerbstätigenstatistik des Bundesamtes für Statistik (BFS) im Jahr 2005 über 53'000 Arbeitnehmende in privaten Haushalten [arbeiteten]“ und dass „der Anteil des von Ausländern geleisteten Volumens in den privaten Haushalten knapp 38% betrug“. Es wird jedoch angemerkt, dass laut Einschätzung diverser Experten die offizielle Zahl von 53'000 Hausangestellten die realen Branchenverhältnisse nicht widerspiegeln würde. „In Wirklichkeit“, liest man im Papier weiter, „dürfte es in der Schweiz weit über 100'000 Erwerbstätige in privaten Haushalten geben“. Viele davon erschienen in den offiziellen Statistiken nicht, da sie nicht legalisiert beschäftigt seien. „Weiter haben wissenschaftliche Untersuchungen in den Kantonen Basel (Alleva/Niklaus, 2004), Lausanne (Valli, 2003) und Zürich (Schertenleib/Hug, 2000) gezeigt, dass in privaten Haushalten eine grosse Anzahl Migrantinnen und Migranten ohne regulären Aufenthaltsstatus, so genannte Sans-Papiers, oft zu miserablen Konditionen arbeiten.“ (Unia 2007) Diese kurze Darstellung verdeutlicht unmissverständlich, dass eine Verschränkung zur Realität vieler Migrant_in-

nen nachvollziehbar wäre, wenn die Gruppe (Lernende und Lehrende) sich für eine problematisierende pädagogische Praxis entscheiden würde. Ebenfalls könnte dadurch dem Ziel der Wechselseitigkeit im pädagogischen Verhältnis Rechnung getragen werden, denn damit würden sich die Wissenspositionen verschieben und die Lehrenden könnten die Rolle der lernenden Lehrenden übernehmen.

Bei den aktuell medial breit geführten Diskussionen um das Thema „der Verschleierung“ in Westeuropa setzt sich eine bestimmte Perspektive auf die Frauen „aus anderen Kulturen“ durch. Es wird über die muslimischen Frauen gesprochen, es wird im Namen einer vermeintlichen Emanzipation der Frauen Partei – oft in einer Vereinnahmung westlichen feministischer Positionen – ergriffen. Die kopftuchtragenden Frauen werden diskursiv als „Andere“ konstruiert und erscheinen als das Gegenbild der (westlichen) emanzipierten Frauen. Ein Kampf gegen die vermeintliche Unterdrückung muslimischer Frauen wird missbraucht, um islamfeindliche Politik zu forcieren (vgl. Ahmed 2011) und restriktive Integrationspolitiken zu begründen. Die Diskussion um die Arbeitsbedingungen von Migrant_innen und die Kämpfe um die Verbesserung dieser sind hingegen kaum Inhalt öffentlicher medial durchgeführter Debatten. Auffallend in der Gegenüberstellung beider Themen ist die Rolle der Mehrheitsangehörigen: Bei beiden Themen (Arbeitsverhältnisse und Verschleierungspraxis in der Migrationsgesellschaft) befinden sich die Mehrheitsfrauen in der Rolle der emanzipierten Frauen; der Unterschied, der im Rahmen der hegemonialen Diskurse nicht erwähnt wird, besteht darin, dass die Emanzipation der Mehrheitsfrauen oft auf Kosten von Migrant_innen stattfindet, die als

Hausangestellte die Erledigung von Reproduktionsarbeiten unter prekären Bedingungen übernehmen und somit den „Herr_innen“ (um an die im Material angewendete Bezeichnung wieder anzuschließen) Raum und Zeit für die Ausübung beruflicher Tätigkeiten ermöglichen. (Castro Varela/Clayton 2003, S. 17)

Ich möchte mit zwei Anmerkungen schließen: eine erste wieder im Zusammenhang mit dem Thema der Wechselseitigkeit im Kontext der pädagogischen Arbeit mit Migrant_innen in der Migrationsgesellschaft; eine zweite in Bezug auf ein alternatives Vorgehen im Feld. Sich als Lehrende die Frage zu stellen, was von den Lernenden innerhalb oder ausgehend von pädagogischen Interaktionen gelernt wird, kann ein weiterführender Schritt in der Auseinandersetzung mit dem Ziel der Wechselseitigkeit sein. In den analysierten Materialien wird eine bestimmte methodische Anleitung identifiziert, die die Lehrenden in die Position der Lernenden versetzen würde. Die Befragung der Lernenden hinsichtlich „ihrer Kulturen“ (z. B. „Wie ist das hier, wie ist das bei den Teilnehmenden zu Hause?“) wird hier als intendiertes Moment des Rollentausches (von Lehrenden zu Lernenden) interpretiert. Entscheidend in diesem Zusammenhang erscheint uns eine Ergänzung der Frage (Was lernen wir als Lehrende von den Lernenden?) durch eine weitere Frage: Welches (Vor)Wissen bestätigen sich Lehrende durch das intendierte Lernen von den Lernenden? Oder anders formuliert: Inwieweit verfestigen Lehrende die befragten Lernenden durch den Inhalt und die Form der Befragung in eine bestimmte Subjektposition, die keine andere Antwort oder keinen anderen Beitrag ermöglicht, außer solche, die das (Vor)Wissen der Fragenden bestätigen würden? Was lernen Lehrende tatsächlich dadurch? Es wird hier vermutet, dass, um als Lehrende in

die Position der lernenden Lehrenden zu wechseln, eine radikale Erschütterung der eigenen machtvollen Position als Wissende und Fragende notwendig wäre.

Die zweite abschließende Anmerkung besteht aus einer Empfehlung: Anstatt als Mehrheitsangehörige Angebote für die „Zielgruppe der Migrant_innen“ zu konzipieren und durchzuführen, wäre eine Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und Kunst-/Kulturinstitutionen zu bevorzugen. Aber die Frage der Identitätskonstruktion, der kulturellen oder ethnischen Festschreibung würde trotzdem noch ungelöst verbleiben. Möglich wäre in diesem Fall das Einbeziehen von Migrant_innenorganisationen in den Prozess, die in Bezug auf die Frage der identitären Zuordnungen die Position eines strategischen Essentialismus (Castro Varela/Dhawan 2005, S. 71) einnehmen und somit die Konstruktion einer Migrant_innen- Identität als eine Strategie im Kampf um die Realisierung gleichberechtigter Partizipation im europäischen Territorium und um die Veränderung und den Abbau von Strukturen des Ausschlusses sehen.

Literatur

- Ahmed, Leila (2011): Imperialismus unterm Schleier, online unter: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/debatte-ueber-frauenrechte-im-islam-imperialismus-unterm-schleier-1.1130470>.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. transcript, Bielefeld.
- Castro Varela, María do Mar (2007): Verlernen und die Strategie des unsichtbaren Ausbesserns. Bildung und Postkoloniale Kritik, online unter: <http://www.igbildendekunst.at/bildpunkt/2007/widerstand-macht-wissen/varela.htm>.
- Castro Varela, María do Mar / Clayton, Dimitria (Hg.) (2003): Migration, Gender und Arbeitsmarkt, Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung. Ulrike Helmer Verlag, Königstein.

- Freire, Paulo (1988): *Pedagogia do oprimido*. Paz e Terra, São Paulo.
- Freire, Paulo / Macedo, Donaldo (1990): *Alfabetização. Leitura do mundo pela palavra*. Paz e Terra, São Paulo.
- Gramsci, Antonio (2004): *Erziehung und Bildung*. In: Andreas Merkmens im Auftrag des Instituts für Kritische Theorie (Hg.) (2004): *Gramsci-Reader*. Argument Verlag, Hamburg.
- Jaschke, Beatrice / Martinz-Turek, Charlotte / Sternfeld, Nora (Hg.) (2005): *Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen*. Turia + Kant, Wien.
- Ha, Kein Nghi (2007): *Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis*. In: Ha, Kein Nghi / Lauré al-Samarai, Nicola / Mysorekar, Sheila (Hg.) (2007): *re/visionen*. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland, Unrast, Münster, S. 113-128.
- Harrasser, Doris et al. (2011): *Wissen Spielen. Untersuchungen zur Wissensaneignung von Kindern in Museen*. transcript, Bielefeld.
- Mayo, Peter (2007): *Politische Bildung bei Antonio Gramsci und Paulo Freire. Perspektiven einer veränderten Praxis*. Argument, Hamburg.
- Mecheril, Paul / Castro Varela, María do Mar / Dirim, İnci / Kapalka, Annita / Melter, Claus (2010): *Migrationspädagogik*. Beltz Verlag, Weinheim/Basel.
- Reinau, Claudia A. / Volk, Verena / Hughes, Sandra (2011): *Didaktische Materialien Deutsch lernen im Museum. Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig. Mode in der Antike und heute: Was Kleider erzählen*. (Hg.: Museumsdienste Basel), online unter: <http://www.museenbasel.ch/de/deutschlernenimmuseum2.php>.
- Streck, Danilo R. / Redin, Euclides / Zitkoski, Jaime José (Hg.) (2008): *Dicionário Paulo Freire*. Editora Autêntica, Belo Horizonte.
- Sturm, Eva (1995): *Im Engpass der Worte. Sprechen über moderne und zeitgenössische Kunst*. Reimer Berlin.
- UNIA (2007): *Factsheet Hausangestellte in der Schweiz*. Pressekonferenz der Gewerkschaft Unia, online unter: https://www.unia.ch/uploads/media/Faktenblatt_NAV.pdf.

Erschienen: 2012

MEHRSPRACHIG ABER MONOLINGUAL?

Ansprüche und Widersprüche der pädagogischen Praxis im Fach Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung

Die Ausgangsbasis für eine Annäherung an das Thema der Konferenz „Eine Kommunalität, die nicht sprechen kann: Europa in Übersetzung“, bildete das Forschungs- und Entwicklungsprojekt „Deutsch als Zweitsprache als kritische Bildungsarbeit“. Zentrale Fragestellungen des Projektes bezogen sich auf das Spannungsfeld der pädagogischen Praxis im Fach Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung. Diese Praxis verfolgt einerseits das Ziel, die lernenden Migrant_innen an vorherrschende Strukturen und Normen anzupassen und stellt andererseits den Anspruch der Ermächtigung, der Selbstermächtigung und der Erweiterung der Handlungsfähigkeit der Lernenden. Die vermutete Gegensätzlichkeit der beiden Ansprüche wurde problematisiert, indem Konzepte der Ermächtigung und Selbstermächtigung kritisch hinterfragt wurden, die die Handlungsfähigkeit der lernenden Migrant_innen im Kontext von Neoliberalismus und Migrationsgesellschaft zu erweitern suchen. Dieses Projekt wurde von maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen in Linz/Oberösterreich – in Kooperation mit dem Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck und dem Fachbereich Deutsch als Fremd- und Zweitsprache am Institut für Germanistik der Universität Wien im Jahr 2011 durchgeführt.

Bevor ich über das Projekt berichte, möchte ich den Ort meines Sprechens, Schreibens und Denkens darstellen. Oder es versuchen:

Wenn ich über die Arbeit im Feld Deutsch als Zweitsprache spreche, wiederhole ich immer wieder, dass mein Referenzort die Praxis ist – eine als Aktion und Reflexion verstandene Praxis. Von hier aus und in ein Kollektiv eingebettet werden Herausforderungen erkannt und als solche benannt. Es werden Fragen aufgeworfen, theoretische Ansätze und Positionen weitergedacht, verarbeitet, verschränkt, entfaltet und mit der Erfahrung in Beziehung gebracht. Erkenntnisse ergeben sich. Manchmal. Perspektiven für politische Handlungen und Interventionen werden entworfen. Oder nicht. Andere Fragen entstehen. Immer wieder.

Im Denken, Sprechen und Schreiben über die Prozesse der Forschungsarbeit formuliere ich ein *Wir*, das mich in die Gruppe der im Forschungsprojekt Interviewten inkludiert und gleichzeitig auf ein Nicht-Dazugehören hinweist. Ein sich hinterfragendes *Wir*. *Wir* und *ich als Migrant_in* bilden hier den Plural. Nicht essentialistisch. Strategisch.

Ich spreche, schreibe, denke nicht über *die* DaZ-Lehrer_innen nach, sondern über *uns* DaZ-Lehrer_innen in Hinblick auf *unsere* professionelle pädagogische Aktivität. Die Bildung eines *Wir* ist ein Angebot an die Reflexivität und gleichzeitig eine Herausforderung zur Reflexivität. Unter anderem, indem meine Anwesenheit als *ich*, *Migrant_in* in diesem *Wir* nicht als Alibi, sondern als Hinweis auf eine strukturelle Leere fungiert und dort stört. Und gleichzeitig einlädt, ein Angebot macht. Dialog.

Ein *Wir*, das hinterfragt und stört.

Denn es gibt kaum Migrant_innen als Unterrichtende im Feld.

Ein *Wir*, das sich hinterfragt und stört.

Denn das *Wir* wirft forschende Blicke auf geläufige Selbstverständlichkeiten *unserer* alltäglichen professionellen Handlungen als DaZ-Lehrer_innen. Und enthüllt dabei Praxen, die unreflektiert Vorherrschendes reproduzieren. Und es enthüllt im eigenen Sprechen, wie ungleiche Machtverhältnisse in der Migrationsgesellschaft fortgesetzt werden und wie die eigene privilegierte Position unhinterfragt bleibt.

Das *Wir* hinterfragt sich, bemüht sich um Reflexivität und Selbstreflexivität, es ist aber auf keinen Fall selbstdestruktiv. Es erkennt unsere professionellen Kompetenzen an und unser Wissen, unseren Mut, unser Engagement. Und es verstärkt sie, indem es versucht, bestehende Räume des professionellen Dialogs und der Auseinandersetzung zu erweitern.

Dieses durch die Leere unterbrochene *Wir* lädt zum Dialog ein.

Somit komme ich zurück zum Projekt. Das Projekt war der erste Schritt zur Entwicklung bzw. der Rekonzeptualisierung eines Curriculums für Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung sowie zur Erstellung didaktischer Materialien und eines Fortbildungskonzeptes für DaZ-Lehrer_innen in Österreich.⁷ Im ersten Projektteil (2011) erarbeiteten wir Grundlagen für die

⁷Am Ende des Projektes wurde die Publikation [*d_a_*] *Deutsch als Zweitsprache. Ergebnisse und Perspektiven eines partizipativen Forschungsprozesses* veröffentlicht. Im Buch werden die Ergebnisse dargestellt, die im Rahmen des mehrjährigen Forschungs- und Entwicklungsprojektes erarbeitet wurden, das sich mit Ansprüchen und Widersprüchen, Konzepten und Methodologien einer gesellschaftskritischen und selbstreflexiven Bildungsarbeit im Bereich Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung auseinandersetzt. Das Buch kann kostenlos von maiz bezogen werden und steht außerdem zum freien Download bereit: http://www.maiz.at/sites/default/files/images/deutsch-als-zweitsprache_www-2.pdf

zukünftige Entwicklungsarbeit. Wir untersuchten theoretische Konzepte, die aktuellen DaZ-Angeboten in der Erwachsenenbildung zugrunde liegen und deren praktische Umsetzung (in Österreich). Die hier vorgestellten Überlegungen gehen auf 13 Gruppen- und Einzelinterviews mit 25 Unterrichtenden und Projektleiter_innen in vier verschiedenen Bundesländern zurück.

Bei der Auswertung des Materials, das im ersten Projektteil gesammelt worden war, wurden unterschiedliche Themen in ihren An- und Abwesenheiten erforscht, kartographiert, analysiert und interpretiert. In diesem Beitrag werde ich den Blick auf das Thema der Mehrsprachigkeit richten, und von den Analysen und Interpretationen erzählen, die zu diesem Thema im Rahmen des Projektes durchgeführt wurden. Außerdem werde ich das Konzept der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit, wie es Paul Mecheril und Inci Dirim formulieren, in Beziehung zur Idee der heterolingualen Adressierung setzen, wie sie von Naoki Sakai vorgeschlagen wird. Und ich werde nach möglichen Konsequenzen für ein weiterführendes Denken der pädagogischen Praxis im Feld DaZ suchen.

Mehrsprachigkeit aber monolingualer Habitus

Die Aussagen der Lehrenden zum Thema Mehrsprachigkeit wurden in Zusammenhang mit den Ansprüchen und Widersprüchen der pädagogischen Praxis im Feld DaZ interpretiert, die in der Analyse der Daten deutlich wurden.

In allen Interviews wird dem Erlernen der hegemonialen Sprache Deutsch eine besondere Bedeutung für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben und die Gestaltung eines selbstbestimmten Lebens in Österreich beigemessen. Ein Überblick über die wiederkehrenden

Aussagen zum Verhältnis zwischen Ermächtigung und Erlernen der dominanten Sprache kann folgendermaßen strukturiert werden:

- Deutsch lernen ermächtigt, weil die Lernenden dadurch „handlungsfähig(er) werden bzw. gemacht werden“;
- Deutsch lernen ermächtigt, weil die Lernenden dadurch „selbstbestimmter leben“;
- Deutsch lernen ermächtigt, weil die Lernenden dadurch „mehr Selbstvertrauen“ erlangen;
- Deutsch lernen ermächtigt, weil die Lernenden dadurch „einen Platz in der Gesellschaft finden können“.

Diesen Ansprüchen stehen Widersprüche gegenüber, die im Forschungsbericht näher beleuchtet werden. In diesem Beitrag konzentriere ich mich auf den ersten hier erwähnten Anspruch/Widerspruch, da er auch Mehrsprachigkeit zum Thema hat. Aber noch ehe ich das Thema Mehrsprachigkeit behandle, möchte ich hier ein bestimmtes Bild diskutieren, das in den Aussagen der Lehrer_innen und Projektleiter_innen immer wieder vorkam, wenn es um das Ziel der Erweiterung der Handlungsfähigkeit ging.

Die Aussage, dass Deutschkenntnisse benötigt werden, um „nach außen gehen zu können“ oder „draußen handlungsfähig zu sein“, erscheint wiederholt im Zusammenhang mit der Idee der Ermächtigung durch die hegemoniale Sprache. *Hinausgehen* wird als Verlassen eines imaginierten *Innen* präsentiert. Das Ziel der Befähigung zum selbständigen Handeln im *Außerhalb* charakterisiert ein imaginiertes *Innen*. Ein imaginiertes *Innen* der Unselbstständigkeit. Aber auch der Deutschunterricht wäre demzufolge ein Innenraum – oder vielleicht ein Zwischenraum. Der Innen- oder Zwischen-

raum „Deutschunterricht“ wird einerseits durch die vorausgesetzte Unfähigkeit der Lernenden legitimiert, das Leben *draußen* selbstständig zu leben, erleben, organisieren, strukturieren, gestalten usw. und andererseits durch das Ziel der Befähigung der Lernenden.

Die Beschreibung oder die Benennung eines *Innen* kommt in den Interviews nicht vor. Es wird nur das *Außen* benannt: es handelt sich um den öffentlichen Raum mit seinen Plätzen, mit seinen Orten des Konsums und mit Institutionen, wie der Schule, dem Krankenhaus, der Ordination der Ärzt_in oder kulturellen Einrichtungen. Allen gemeinsam ist, dass sie innerhalb ihrer Grenzen eine bestimmte Fähigkeit zu selbstständigem Handeln voraussetzen. Diese Fähigkeit zu selbstständigem Handeln innerhalb dieses hegemonialen *Außen* wird den lernenden Migrant_innen (nicht durchgehend, aber in den meisten Interviews) abgesprochen, vor allem, weil sie die hegemoniale Sprache nicht oder nicht ausreichend beherrschen würden. Die Beschreibung des *Außen* als einem monolingual strukturierten Raum, der in einem Akt der Selbstständigkeit zu betreten ist, wird vor dem Hintergrund westeuropäischer feministischer und antirassistischer Forderungen nach Teilhabe und Mitgestaltung des öffentlichen Raums/des öffentlichen Lebens entwickelt. Aus einer postkolonialen feministischen Perspektive kann dieser öffentliche Raum als ein *notwendiges Außen* (oder genauer gesagt *ein als notwendig oktroyiertes Außen*) gelesen werden. Das (vermeintlich feministische) Ziel der Befähigung zur Interaktion im öffentlichen Raum ist gekoppelt daran, dass den lernenden Migrant_innen die Fähigkeit abgesprochen wird, sich trotz geringer Kenntnisse der hegemonialen Sprache selbstständig im öffentlichen Raum zu bewegen und dort in soziale Interaktion zu treten. Die-

se Zielsetzung könnte auf einem „Wissen“ von der *Notwendigkeit* und *Richtigkeit* einer bestimmten Form der Interaktion im öffentlichen Raum westlicher europäischer Gesellschaften beruhen. Vor allem wenn es um lernende Migrantinnen (Frauen) geht, spielen *Standarderzählungen* (Mohanty 1991, zit. nach Brunner/Hzán 2009, S. 97) über „Isolation und Abschottung der Migrantinnen durch patriarchale Gewalt“ eine zentrale Rolle.

In diesem Sinn wäre das Ziel kritisch zu untersuchen, dass Migrant_innen befähigt werden sollen, ein imaginiertes *Innen* zu verlassen, ein notwendiges *Außen* zu betreten und dort selbstständig zu handeln. Man könnte sich fragen, ob es sich hier um einen verborgenen Befreiungsimpetus handelt (Castro Varela/Dhawan 2004, S. 205). Es könnte auch der Frage nachgegangen werden, inwieweit dieses Ziel von zwei *Standarderzählungen* beeinflusst bzw. erst möglich gemacht wird: durch die Betrachtung der Migrantinnen (Frauen) als Opfer vermuteter patriarchaler Abschottungsgewalt sowie durch die Erzählung über das „Migrant_innenleben“ (hier sind nicht nur Frauen gemeint), das von einer (vermeintlich homogenen) Mehrheitsgesellschaft abgekoppelt ist. Dabei ist interessant, dass in Alltagsdiskursen das vermeintlich *abgekoppelte Leben der Migrant_innen* als ein Leben im *Außen* beschrieben wird.

In den Interviews wird behauptet, dass die lernenden Migrant_innen die hegemoniale Sprache brauchen, um „nach Außen zu gehen“. Das Leben in diesem imaginierten *Außen* ist ohne diese Sprache nicht zu „meistern“. Das Leben in diesem imaginierten *Außen* ist monolingual strukturiert.

Auf die Frage „Warum sollten Migrant_innen Deutsch lernen?“ antwortet eine Lehrer_in: „*Man fühlt*

sich nicht so ohnmächtig.“ Wenn lernende Migrant_innen aus der Perspektive der Lehrenden aufgrund nicht ausreichender Kenntnisse der deutschen Sprache als „ohnmächtig“ charakterisiert werden und das Erlernen der hegemonialen Sprache daher als Bedingung für die Entstehung von Handlungsfähigkeit verstanden wird, dann wird hier wohl vernachlässigt, dass die Lernenden nicht sprachlos sind. (Krumm 2002)

Die Entnennung des Evidenten

Krankenhäuser oder Ordinationen von Ärzt_innen werden in den Interviews als Beispiele für Räume „draußen“ erwähnt, in denen die Lernenden selbstständig handeln sollen. Die Problematik von Kindern als Dolmetscher_innen wird in zwei Interviews thematisiert. Beide Passagen zeichnen sich durch einen appellierenden Charakter aus und wirken in einem ersten Moment als unschlagbares Argument für die Behauptung, dass das Erlernen der hegemonialen Sprache eine unabdingbare Bedingung für ein Leben in Würde und Selbstständigkeit ist. Hinterfragt man jedoch die Selbstverständlichkeit des monolingualen Habitus der (österreichischen) Gesellschaft, wird die Argumentationskraft etwas geringer. Dabei geht es mir nicht darum, die Unangemessenheit von Kindern in der Funktion von Dolmetscher_innen zu relativieren (vor allem in bestimmten Situationen wie bei Gesprächen mit Ärzt_innen) – im Gegenteil: Es gilt, nach Lösungen und Alternativen zu suchen. Darunter fällt auch das Erlernen der hegemonialen Sprache Deutsch. Aber in beiden Interviews gilt die Option „Deutsch lernen“ als einzige Lösung für das „Problem“. Andere Möglichkeiten (mehrsprachiges Gesundheitspersonal, kostenfreier Übersetzungsdienst usw.) werden nicht erwähnt. Diese

Argumentation erzählt möglicherweise von ihrer Zugehörigkeit zu einem Diskurs, der von der Selbstverständlichkeit monolingualen Lebens in der Gesellschaft ausgeht und dieses gleichzeitig als Wahrheit konstituiert.

Aber steht die implizite Affirmation des „monolingualen Habitus“ (Gogolin 1994) im Widerspruch zur Anerkennung der „anderen Sprachen“ der Lernenden, die von den Interviewten im Zusammenhang mit dem Konzept der Mehrsprachigkeit wiederholt angesprochen wird? Es ist auffällig, dass die Lehrer_innen über die Umsetzung der Mehrsprachigkeitsförderung im Rahmen der DaZ-Praxis kaum berichten konnten. Der Bedarf an Methoden und Materialien wurde erkannt und benannt, aber der latente Widerspruch wurde in den Interviews nicht thematisiert.

Die Vermutung eines Widerspruchs veranlasste uns zu einer näheren Betrachtung der Aussagen der interviewten Lehrer_innen und Projektleiter_innen zum Ansatz der Mehrsprachigkeit. Können wir die Behauptung „Sie haben natürlich eine Sprache“, wie sie im folgenden Zitat vorgebracht wird, als Hinweis auf eine anerkennende Haltung gegenüber den „anderen“ Sprachen der lernenden Migrant_innen verstehen? Bedeutet die Feststellung „Sie haben natürlich eine Sprache“, dass die Lehrenden sich für die Förderung der Mehrsprachigkeit der Lernenden engagieren? Oder beschränkt sich die Aussage auf die Funktion einer Benennung? Kann man in der Aussage ihre eigene Negation vermuten?

„Und das ist nicht der alleinige Schlüssel zur Integration, da gehört noch sehr viel anderes dazu, natürlich, aber was wir ihnen also jetzt in den Sprach-, in den Deutschkursen mitgeben können, das ist eben dieses Werkzeug Sprache, dass sie Deutsch ... Das passiert mir immer wieder, dass ich

die Sprache – sie haben natürlich eine Sprache ... Deutsch, dass wir ihnen wirklich dieses Werkzeug Deutsch mitgeben, um ihren Alltag dann auch wirklich so gestalten zu können, wie sie das selber wollen, und dass sie das auch erkennen, was sie wollen, und welche Möglichkeiten sie überhaupt haben und damit auch selbstbestimmter, ja, leben können, ja.“

Diese Passage beinhaltet einige relevante Aussagen für das Aufspüren von Widersprüchen, das die Analyse des Materials strukturiert:

1. Die Lehrerin spricht von der deutschen Sprache als „der Sprache“; sie korrigiert sich prompt, vervollständigt ihre Aussage durch die im ersten Moment nicht ausgesprochene „natürliche“ Tatsache, dass die Lernenden sprechen können;
2. es wird behauptet, dass Integration nicht nur vom Erwerb der hegemonialen Sprache abhängig ist;
3. die hegemoniale Sprache wird als Werkzeug beschrieben, das von den Lehrenden den Lernenden mitgegeben wird; Deutsch als Zweitsprache als etwas „Äußerliches“, das passiv entgegen genommen wird, und dennoch zu Handlungsfähigkeit führt;
4. Kenntnissen der hegemonialen Sprache wird die Funktion zugesprochen, die selbstständige Gestaltung des Lebens zu ermöglichen;
5. (erst) durch Deutschkenntnisse, so die These der Interviewten, sind die Lernenden in der Lage zu erkennen, was sie wollen und was sie machen können.

Die Betonung der Funktion der deutschen Sprache als Werkzeug zeigt ein vorherrschendes Verständnis von Sprache als Instrument, das erstens bewusst und zweckgemäß eingesetzt werden kann/soll, und das zweitens die Eigenschaften eines für die Benutzer_innen äußeren Gegenstands hat, der von diesen nicht (mit) auf-

gebaut wird, sondern ihnen als Werkzeug „mitgegeben“ wird. In diesem Beitrag werde ich jedoch nicht die Betrachtung(en) zur Funktion von Sprache in den Interviews behandeln. Stattdessen lenke ich die Aufmerksamkeit auf das Thema Mehrsprachigkeit.

Mehrsprachigkeit vs. monolingualer Zwang

Das Erlernen der hegemonialen Sprache wird als Bedingung für das Entstehen von Handlungsfähigkeit begriffen. Damit ist die Vernachlässigung der Tatsache verbunden, dass die Lernenden nicht sprachlos sind. (Krumm 2002) Die Aussage „Sie haben natürlich eine Sprache“ steht exemplarisch für einen hier vermuteten Widerspruch zwischen der offenkundigen Befürwortung einer Bildung zur Mehrsprachigkeit und dem Zwang zur Monolingualität.

Die Anerkennung und Förderung von Mehrsprachigkeit wird einer defizitorientierten Betrachtung von Migrant_innen hinsichtlich ihrer Sprachkenntnisse entgegengesetzt (Krumm 2002; Gogolin 1994, 2001, 2008). Im Einklang mit diesem Verständnis wird im Feld Deutsch als Zweitsprache der Frage nachgegangen, wie der *Sprachenreichtum* der Migrant_innen und der Minderheiten nicht als Störung, sondern als Ressource betrachtet und genutzt werden kann.

Der Ansatz der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit (Mecheril/Dirim 2010) unterscheidet sich von Positionen, die sich auf einen durch Sprachvielfalt entstandenen Reichtum beziehen (Krumm 2002; Gogolin 1994, 2001, 2008; Barkowski 2008). Auch in diesem Ansatz wird Mehrsprachigkeit so verstanden, dass einer Person oder einem System mehrere Sprachen zur Verfügung stehen (Barkowski/Krumm 2010); zugleich

werden aber auch unterschiedliche Varietäten einer bestimmten Sprache betrachtet. Es wird hier von einer inneren Mehrsprachigkeit gesprochen, die einerseits darauf hinweist, dass Sprachen nicht statisch sind (Sprachen als Instrumente und Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen) und gleichzeitig einen situationsadäquaten Gebrauch dieser Varietäten erfordert. Mehrsprachigkeit wird mit einer kritischen Analyse der bestehenden Machtverhältnisse verknüpft und mit den damit verbundenen sozialen und gesellschaftlichen Dimensionen von Sprachen zusammengedacht (Dirim/Mecheril 2010, S. 103). Sprache wird als ein Raum beschrieben, in dem soziale Unterscheidungen getroffen werden. In Anlehnung an Bourdieu behaupten die Autor_innen, dass der Zugang zu gesellschaftlichen Kontexten nicht nur von den Sprachkompetenzen der Individuen, sondern vor allem von der Anerkennung der angewendeten Sprache oder Sprachvariante bestimmt wird. Die Wirksamkeit von Sprache ist von politischen, kulturellen, sozialen und rechtlichen Bedingungen abhängig. Aufgrund dieser Bedingungen werden Sprachen und Sprachvarietäten unterschiedlich bewertet. Anders gesagt, die migrationspädagogische Annäherung impliziert ein kritisches Verhältnis zur Struktur, in der der Wert der Sprachen hierarchisch geordnet ist (ebd., S. 102). Im Alltagverständnis herrscht nach der Auffassung der Autor_innen die Vorstellung einer internen Konsistenz durch die „die Sprache“ klar von anderen unterschieden werden kann. Setzt man sich mit Sprachen in ihren sozialen und gesellschaftlichen Dimensionen auseinander, so sind auch Fragen nach der Herstellung von Zugehörigkeit und Identität zu stellen, Fragen nach der Bildung eines vermeintlichen „Wir“, das angeblich eine nationale Sprache spricht.

Der Ansatz der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit beschäftigt sich vor allem mit der Institution Schule und beschreibt diese als Mitproduzentin von Wertdifferenzen zwischen sprachlichen Praxen der Migrationsgesellschaft und als einen Ort, an dem der Fortbestand einer als Nationalsprache legitimierten Varietät („Standardsprache“) gepflegt wird (ebd., S. 108). Die Vormachtstellung einer Sprache wird mit dem historischen Prozess der Durchsetzung der Idee moderner Nationen in Zusammenhang gebracht. Monolingualität ist als ideologisch zu verstehen. Gemischter Sprachgebrauch und Sprachalternationen wie Code-Switching werden aus der Sicht der monolingualen Sprachstandards als Defizit und/oder Bedrohung bewertet.

An dieser Stelle soll auf die Nähe zwischen der Problematisierung der Monolingualität im migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeitsansatz und der von Naoki Sakai formulierten Kritik am vorherrschenden Übersetzungsregime aufmerksam gemacht werden. Es handelt sich um ein Übersetzungsregime, in dem eine Sprache als einer anderen Sprache äußerlich dargestellt wird. In diesem Regime herrscht, so Sakai, eine „homolinguale Adressierung“ vor. Die „homolinguale Adressierung“ erhält ihre Legitimität von einer Vision der modernen internationalen Welt als Nebeneinanderstellung staatlicher Souveränitäten sowie der gegenseitigen Anerkennung von Nationalstaaten. Die Einheit der nationalen Sprache wird durch die Vorstellung einer homogenen Nationalgemeinschaft als eine Naturgegebenheit konstruiert (Sakai 2013). Ebenso wie Mecheril und Dirim im Ansatz der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit, betont der Autor, dass die Idee der Einheit einer nationalen Sprache fundamental für die

Herstellung nationaler Subjektivität war. Doch – so Sakai – lässt es sich heute nicht mehr vertreten, dass für die Realisierung eines Ideals von Demokratie eine homogene nationale Sprache notwendig ist. Denn Nationen werden von Subjekten bewohnt, die heterogen sind im Verhältnis zur vermeintlichen Homogenität der Nation.

In der Migrationspädagogik, die den theoretischen Rahmen des Ansatzes der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit bildet, wird Migration als ein Phänomen beschrieben, das Grenzen der Zugehörigkeit, Grenzen zwischen „Innen“ und „Außen“, zwischen „Wir“ und „nicht Wir“ thematisiert und problematisiert. Die Migrationspädagogik ist interessiert an der Frage einer nationalen-ethnischen-kulturellen Zugehörigkeitsordnung, „(...) in der Menschen unterschieden und so positioniert werden, dass ihnen unterschiedliche Werte der Anerkennung und Möglichkeiten des Handelns zugewiesen werden“. (Mecheril et al. 2010, S. 15) Auch die Frage nach dem Beitrag, den die Pädagogik zur (Re-)Produktion einer nationalen-ethnischen-kulturellen Zugehörigkeitsordnung leistet, wird aufgeworfen, ebenso wird nach vorhandenen Möglichkeiten gesucht, diese Ordnung zu verändern und Alternativen zu ihrer Transformation zu entwickeln. Aus der Perspektive einer dekonstruktiven Differenztheorie werden der Blick und die Aufmerksamkeit auf Phänomene von Mehrfachzugehörigkeiten, Grenzgänger_innentum, Hybridität und Transkontextualität gerichtet. Ziel ist, das einteilende, vereindeutigende, klassifizierende und fixierende Denken und Handeln zu schwächen und zu unterlaufen. (Mecheril et al. 2010) In beiden Positionen (in der Migrationspädagogik wie in der Kritik einer „homolingualen Adressierung“ durch die Forderung nach einer „heterolingualen Adressierung“) werden die Grenzen

der Unterscheidung zwischen nationalen Sprachen problematisiert. Sowohl die Idee der Einheit einer Sprache als Naturgegebenheit wie auch ihre Identifizierung mit der nationalen Sprache stellen ein Problem dar. Der Ansatz der migrationsgesellschaftlichen Mehrsprachigkeit thematisiert außerdem die Überschreitung innerer Grenzen einer vermeintlich homogenen Sprache.

In Anlehnung an Naoki Sakai vermute ich, dass die Konsequenzen dieser Problematisierung für die pädagogische Handlung im Feld Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung in erster Linie eine Herausforderung für alle im Lernprozess beteiligten Akteur_innen darstellt. Denn es gilt, sich mit der Bedeutung und den Funktionen von Unverständlichkeiten und Verständlichkeiten auseinanderzusetzen. Oder wie in der Migrationspädagogik vermutlich formuliert würde: Es gilt, sich mit der Bedeutung und den Funktionen von Uneindeutigkeiten und Eindeutigkeiten auseinanderzusetzen. Kommunikation und Interaktion finden nicht nur im *Verstehen* statt, sondern auch im *Nicht-ganz-Verstehen*, im *Nicht-Verstehen*, im *Missverstehen*. (auch hier beziehe ich mich auf Sakai 2010)

Es geht darum, eine Utopie der pädagogischen Praxis im Feld DaZ zu entwickeln, die nicht nur das *Nicht-Verstehen* ins *Verstehen* zu übersetzen versucht, sondern die das *Nicht-Verstehen* als Bestandteil von Interaktionsprozessen in der Migrationsgesellschaft wahrnimmt und diese Interaktionsprozesse unter den Bedingungen von Rassismus und Sexismus kritisch beleuchtet: Wie kommt es zum *Nicht-Verstehen* und wie können Angehörige einer diskriminierten Minderheit mit dem hegemonialen *Nicht-Verstehen* und mit dem hegemonial strukturierten *Verstehen* strategisch umgehen?

Eine pädagogische Praxis, die sich zur Förderung der Mehrsprachigkeit der Lernenden bekennt und einen Beitrag zur Gestaltung einer mehrsprachigen Gesellschaft leisten will, muss sich bewusst sein, dass dies Handlungen und Positionierungen gegen einen monolingualen Zwang erfordert, und dass die Kritik der Monolingualität eine kritische Haltung gegenüber monolingual verfassten Nationalstaaten bedingt und impliziert. Die Kritik am Nationalstaat sowie die Problematisierung von Grenzen und von Zugehörigkeitsordnungen bedeuten zudem, ungleiche Machtverhältnisse und letztendlich die eigene privilegierte Position innerhalb der dominanten Verhältnisse zu hinterfragen.

Eine kritische Anmerkung zur Migrationspädagogik

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dominanten und ungerechten Machtverhältnissen verbleibt die Migrationspädagogik innerhalb der Grenzen dekonstruktiver Fragestellungen und entzieht sich einer Kapitalismuskritik. Ökonomische Bedingungen, Produktionsverhältnisse, Arbeitsteilung werden nicht thematisiert. Naoki Sakai hingegen berücksichtigt Kapitalakkumulation als einen der Hauptpfeiler, auf dem die Entwicklung der modernen inter-nationalen Welt beruht. Der zweite Pfeiler, den er nennt, ist die Einteilung der globalen Menschheit in Nationalstaaten (also die Herstellung nationaler Subjekte). Eine kritische Kapitalismusanalyse, die auf der Annahme eines nationalen Subjektes aufbaut, wäre im Einklang mit seiner Argumentation nicht möglich. Denn eine solche Analyse würde übersehen, dass die beiden Hauptpfeiler Kompliz_innen sind und zusammenwirken. Diese Argumentation wird für unsere Arbeit im Feld DaZ durch die

Umkehrung des Gedankens relevant: Eine kritische Analyse der Herstellung nationaler Subjektivität kann nicht auf der Naturalisierung ökonomischer Verhältnisse und Bewegungen (wie die der Kapitalakkumulation) basieren. Denn beide Pfeiler, auf denen die Entwicklung der modernen inter-nationalen Welt beruht, wirken zusammen und sind Kompliz_innen.

Sich für Mehrsprachigkeit einzusetzen bedeutet eine Radikalisierung des Verständnisses von Demokratie und infolgedessen eine Radikalisierung der pädagogischen Praxis, die in ihrem aktuellen Selbstverständnis demokratisch sein will. Es gilt, die Frage nach den demokratischen Subjekten in gegenwärtigen Migrationsgesellschaften zu stellen. Es gilt zu fragen, ob die Lernenden als demokratische politische Subjekte adressiert werden, wenn die Lehrenden über Mehrsprachigkeit reden bzw. Mehrsprachigkeit fördern wollen. Der anfangs vermutete Widerspruch zwischen der Befürwortung der Mehrsprachigkeitsförderung in den Interviews und dem monolingualen Habitus hat durch die hier angestellten Überlegungen (hoffentlich) Gestalt angenommen: Wenn nicht Kritik am monolingual verfassten Nationalstaat geübt wird, das heißt, wenn die Regime, die sowohl die nationalstaatlichen als auch die nationalsprachlichen Grenzen implementieren und legitimieren, in ihrer Inklusions- und Exklusionsgewalt nicht kritisch hinterfragt und unterlaufen werden, dann bleibt die Befürwortung der Mehrsprachigkeitsförderung ein scheinwiderständiges Sprechen, das keine Transformation der gegebenen Verhältnisse bewirken kann.

Der Konjunktiv als Signal für Dialogbereitschaft

Die Arbeit an einer Sprache des Dialogs, nicht beendet, oder immer wieder am Beginn, neu, wiederkäuend, kauend. Dialog. Dieses durch die Leere unterbrochene *Wir* lädt zum Dialog ein. Dialog nicht bloß als Interaktion verstanden. Dialog, der sich nicht im Austausch von Erfahrungen, Wissen, Meinungen usw. erschöpft. Dialog im Sinne einer radikalen pädagogischen Praxis dialektisch und problematisierend verstanden. Ein Dialog, der einen Blick auf unsere gesellschaftliche Existenz als Prozess ermöglicht, als etwas, das aufgebaut wird, das nicht gegeben, sondern veränderbar ist. Ein Dialog, der zwar die Interaktion und das Mit-Teilen von unterschiedlichem Wissen und unterschiedlichen Realitäten ermöglicht, aber das Ziel verfolgt, neues Wissen herzustellen, um in der geteilten Hoffnung etwas anderes („um ser mais“) aufzubauen.

Literatur

- Barkowski, Hans (2008): Alles wird gut ... Sprachenlernen im 21. Jahrhundert und das Mehrsprachigkeitsaxiom des Faches Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. In: Bogenreiter-Feigl, Elisabeth (Hg.) (2008): Paradigmenwechsel? Sprachenlernen im 21. Jahrhundert: Szenarios-Anforderungen-Profile-Ausbildung. VÖV-Edition Sprachen, Wien, S. 10-13.
- Brunner, Claudia / Hrzán, Daniela (2009): „Female Suicide Bombing – Female Genital Cutting: Wissen über ‚die ganz andere Andere‘ im Spannungsfeld von physischer, politischer und epistemischer Gewalt“, in: *Femina Politica*. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft, Nr. 2/2009, S. 95-105.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2004): Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Bettina Ross (Hg.) (2004): *Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft*. Weiterdenken für anti-rassistische, feministische Politik/-wissenschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Opladen, S. 203-225.

- Dirim, İnci / Mecheril, Paul (2010) „Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft“. In: Mecheril, Paul / Castro Varela, Maria do Mar / Dirim, İnci / Kapalka, Annita / Melter, Claus (2010): Migrationspädagogik. Beltz Verlag, Weinheim/Basel, S. 99-120.
- Gogolin, Ingrid (1994): Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Waxmann, Münster/New York.
- Gogolin, Ingrid (2001): Sprachenvielfalt durch Zuwanderung – ein verschenkter Reichtum in der (Arbeits-)Welt?, online unter: http://www.good-practice.de/1_Gogolin.pdf.
- Gogolin, Ingrid (2008): Erziehungsziel Mehrsprachigkeit. In: Röhner, Charlotte (Hg.) (2008): Erziehungsziel Mehrsprachigkeit. Diagnose von Sprachenentwicklung und Förderung von Deutsch als Zweitsprache, 2. Aufl., Juventa, Weinheim/München.
- Krumm, Hans-Jürgen (2002): Entwicklung und Tendenzen in der Sprachlehrforschung im Bereich der Migration und Integration, Vortrag im Rahmen des Symposions „Sprache und Integration“, online unter: <https://www.univie.ac.at/linguistics/forschung/wittgenstein/critics/KrSu11.pdf>.
- Krumm, Hans-Jürgen / Barkowski, Hans (Hg.): Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Francke, Tübingen.
- Mecheril, Paul / Castro Varela, Maria do Mar / Dirim, İnci / Kapalka, Annita / Melter, Claus (2010): Migrationspädagogik. Beltz Verlag, Weinheim/Basel.
- Mohanty, Chandra Talpade (1991): Third World Women and the Politics of Feminism. Indiana University Press, Bloomington.
- Sakai, Naoki (2013): Übersetzung als Filter, übers. v. Mennel, Birgit. In: Buden, Boris / Mennel, Birgit / Nowotny, Stefan (2013): Jenseits von Europa übersetzen. Turia + Kant, Wien; vgl. auch transversal 06/13: a communality that cannot speak: europe in translation, online unter: <http://transversal.at/transversal/0613/sakai2/de>.

Erschienen: 2013

JEDE EINSTIMMIGKEIT IST DUMM

Versorgerin: maiz ist ein unabhängiger Verein von und für Migrantinnen mit dem Ziel, die Lebens- und Arbeitssituation von Migrantinnen in Österreich zu verbessern. Sie kritisieren sehr stark die Standarderzählungen über Migrant_innen – die Migrant_in als Opfer von Gewalt, die Migrant_in als nicht-autonomes Subjekt. Können Sie vielleicht kurz benennen, welches Selbstverständnis hinter der Arbeit von maiz steckt?

Rubia Salgado: Das erklärte Ziel der Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation von Migrant_innen kann zur Interpretation verleiten, Migrant_innen seien Opfer, die Hilfestellungen benötigen würden. Eine Haltung, die im Sozial- und im Bildungsbereich häufig beobachtet werden kann, trotz Tarnung durch die Ansätze der Hilfe zur Selbsthilfe, des Empowerments oder der Förderung der Selbstständigkeit. In maiz gehen wir davon aus, dass die diskriminierenden Strukturen und Praxen verändert werden sollen. Es geht nicht darum, die Migrant_innen zu „empowern“, damit sie sich in die gegebenen Verhältnisse integrieren.

Daher vermeiden wir es, über *die* Migrant_innen zu sprechen. Und wir weigern uns, für die Migrant_innen zu sprechen. Wir positionieren uns dezidiert gegen jede Versuchung, die Migrant_innen aus einer vermeintlichen Unterdrückungssituation zu befreien. Verschränkt mit der Arbeit zur Transformation der gegebenen Ungleichheitsverhältnisse bevorzugen wir hingegen, über die Zuschreibungen, die den Migrant_innen erteilt werden, und nicht über die Migrant_innen, zu denken, zu reden, zu schreiben. Wir sind bemüht, mit den Migrant_innen in maiz einen dialogischen Prozess aufzu-

bauen, ohne das Ziel zu verfolgen, sie zu ermächtigen. Denn uns ist bewusst, dass das Ziel, jemanden zu ermächtigen, notwendigerweise mit der Unterstellung von Ohnmacht bzw. Defizit an Ermächtigung einhergeht. Anders formuliert: Im Diskurs zur Emanzipation werden die Subjekte geschaffen, die befreit werden sollen. (vgl. Castro Varela/Dhawan 2004)

Eine starke Rolle im Diskurs von maiz spielt die Kritik an Deutsch als hegemoniale Sprache und als Voraussetzung zur Integration. Nun geht es ja nicht darum, Spracherwerb an sich zu kritisieren, nehme ich an, sondern es geht um mehr: um Autonomie, Partizipation, Analyse, Anerkennung und Verbesserung von Lebenssituationen. maiz gibt es nun seit 20 Jahren. Vielleicht dazu ein Statement, bzw. eine Reflexion auf Ihre bisherige Arbeit?

Im Zusammenhang mit dem Erlernen der hegemonialen Sprache orientieren wir uns seit Beginn unserer Arbeit am Pädagogen Paulo Freire, der Sprache in ihrem dialektischen Verhältnis zur Realität betrachtet. Das impliziert ein Verständnis von Sprache sowohl als normative Instanz, die konstitutiv für den Erhalt von gegebenen Machtverhältnissen ist, als auch als Handlung und somit als realitätskonstituierend. Neben ihrem Zweck als technisches Kommunikationsmittel und als Medium zur Herstellung und Artikulation gesellschaftlicher Anerkennung heben wir daher die Funktion von Sprache als Mittel zur Mutmaßung einer veränderten Realität hervor. Indem die Lernenden Distanz zur Sprache gewinnen und auf einer Metaebene die Sprache in ihrer konstitutiven Funktion im Verhältnis zur Realität erfassen, können sie mutmaßen, die Realität anders bzw. aus ihrer Perspektive in der Welt, zu benennen. Somit verän-

dern sich ihre Beziehungen zum Umfeld, Entwürfe zur Transformation der Realität können entstehen und umgesetzt werden. Im Kontext von Sprachbildung in der Migrationsgesellschaft und ausgehend von diesem von Freire angesprochenen Potenzial der Sprachen als Werkzeug zur Veränderung beschäftigen wir uns mit der Frage: Ist es möglich, Ansätze für den Zweitspracherwerb zu entwickeln, die ein Sprechen und ein Verhandeln und Reflektieren von Sprache evozieren, die im Sinne Freires verändernd auf die Wirklichkeit, in der sie stattfinden, zurückwirken? Weitere Fragen ergeben sich aus der Beschäftigung mit vermuteten Zielen gesellschaftlicher normativer Zurichtungen: Inwiefern werden normative Zurichtungen im Prozess des Lehrens und Erlernens der Mehrheitssprache Deutsch (re)produziert? Und: Was können wir als Selbstorganisation von Migrant_innen in Anbetracht dieser Vermutung tun?

Die Beschäftigung mit diesen und anderen Fragen führte uns zur Erarbeitung einer Methodologie, die den Erwerb der hegemonialen Sprache als eine kritische und bewusste Aneignung und den ebensolchen Gebrauch der dominanten Sprache Deutsch behandelt. Ein wesentlicher Aspekt der Methodologie besteht aus der Betrachtung des Erlernens und des Lehrens von Deutsch als Zweitsprache im Kontext der Migrationsgesellschaft als einen Prozess, der unter dem Zeichen von Machtasymmetrien und Rassismus stattfindet.

Darüber hinaus möchte ich betonen, dass wir auf das Recht auf Selbstbestimmung beharren und Positionen wie folgende aus dem NAP (Nationaler Aktionsplan für Integration, Bundesministerium für Inneres 2010) kategorisch ablehnen: „Wer dauerhaft in Österreich leben und am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen

Leben teilhaben will, muss bereit sein, die deutsche Sprache zu erlernen.“ (NAP Bericht, S. 12). Denn erstens gestaltet sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Teilhabe unterschiedlich und es gibt nicht ein bestimmtes Maß an Kenntnissen der dominanten Sprache, die verallgemeinernd als notwendig beschrieben werden könnte. Genau diese normative Setzung wurde durch die Integrationsvereinbarung implementiert, ungeachtet der Kritik seitens Wissenschaftler_innen und Professionellen aus dem Feld Deutsch als Zweitsprache. Zweitens wird dadurch der monolinguale Habitus des österreichischen Staates weiterhin affirmiert und die mehrsprachige Realität Österreichs ignoriert. Drittens vernachlässigt bzw. verschleiert die Reduzierung der Voraussetzungen für eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Teilhabe auf den Faktor „Erlernen der dominanten Sprache“ andere Aspekte, die behandelt werden sollten: rassistische Praxen und Strukturen, die den Bewohner_innen dieses Landes unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen bringen.

Sie haben in der zweitägigen Veranstaltung „Feministische Perspektiven“ im Jänner im Posthof am Podium unter anderem davon gesprochen, dass es in Ihrer Arbeit wichtig ist, möglichst wenig Gewalt (im Sinne von Bevormundung) auszuüben. Sie haben von einem Gespräch mit einer Frau erzählt, die wegen ihrer Heirat die Arbeit aufgeben wollte. Auf ihr mehrmaliges Nachfragen nach dem Warum kam die Antwort: „Weißt du, ich habe gearbeitet, seit ich sechs Jahre alt war“. Abgesehen davon, dass das obnehin eine persönliche Entscheidung ist – ich fand das beeindruckend, weil selbst der eigene Hintergrund immer an ideologische Grenzen stößt. So gesehen fand ich diese Akzeptanz sehr friedlich,

im Sinne des Hinterfragens der eigenen Position. Aber es geht um kämpferische Transformation von Verhältnissen?

Wenn ich in der Arbeit mit Migrant_innen nicht erkenne, dass ich ausgehend von einer privilegierten gesellschaftlichen Position handle, denke und oft urteile; wenn ich nicht wahrhabe, dass ich – auch wenn es unbewusst geschieht – letztendlich interessiert bin, die Privilegien meiner Klasse oder Gruppe zu verteidigen; wenn ich nicht in der Lage bin, mich in einen Prozess des Verlernens von Privilegien einzulassen, dann würde ich auch nicht verkünden, ich würde für die Transformation des bestehenden Systems arbeiten und kämpfen.

Am Beispiel der Kursteilnehmerin, die sich entschieden hat, den Job (eine sichere Stelle als Putzfrau) aufzugeben, wird deutlich, dass ich mich mit meiner eigenen Überzeugung als Feministin auseinandersetzen musste. Denn die Selbstverständlichkeit meiner Meinung über die Relevanz der ökonomischen Selbstständigkeit als Grundstein der Emanzipation wurde durch ihre Argumentation tief erschüttert. Sie hat dadurch expliziert, dass dieses unter westlichen Feminist_innen als allgemein gültig betrachtete Ziel klassenspezifische Aspekte übersehen würde. Sie hat mich dadurch herausgefordert, mir selbst zu widersprechen. Sie hat meine privilegierte Situation bloßgestellt. Und das hat nichts, überhaupt nichts mit „friedlicher Akzeptanz“ zu tun. Im Gegenteil. Sich z. B. zu weigern, muslimische Migrant_innen, die Kopftuch tragen, als unterdrückte Frauen zu betrachten, denen von „uns“, die wir uns als emanzipiert bezeichnen, im Emanzipationsprozess geholfen werden sollte, hat ebenfalls nichts mit „friedlicher Akzeptanz“ zu tun. Vielmehr hat es mit einer kämpferischen Befragung westlicher Überzeugungen zu tun.

Vielleicht zum Abschluss zu möglichen Perspektiven. Es geht um die gesellschaftliche Transformation, die mit Migration einhergeht. Kritik ist die Perspektive? Und sie fordern, wie ich gelesen habe, auch ein bedingungsloses Grundeinkommen. Was steht dahinter?

Ja, ich meine, Kritik ist die Antwort und die Perspektive. Kritik als die Kunst, wie Foucault sie formuliert „nicht dermaßen regiert zu werden“. Aber ich erhebe hier nicht den Anspruch für maiz zu sprechen, denn auch in maiz gibt es unterschiedliche Positionen. maiz ist keine Sekte. Und „Toda unanimidade é burra“ („Jede Einstimmigkeit ist dumm“), sagte einmal der (sehr umstrittene) brasilianische Autor Nelson Rodrigues. Die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens ist hingegen eine von maiz als Organisation formulierte Forderung: Grundeinkommen für alle, aber gleichzeitig: freier Zugang zum formalen Arbeitsmarkt für alle. Denn in der Demokratie gibt es keine Ausnahme.

Das Gespräch führte Tanja Brandmayr (freie Kunst- und Kulturschaffende).

Literatur

Bundesministerium für Inneres (2010): Nationaler Aktionsplan für Integration. Online aufrufbar unter: <http://www.bmi.gv.at/cms/cs03documentsbmi/809.pdf>

Castro Varela, María do Mar/ Dhawan, Nikita (2004): Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Ross, Bettina (Hg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Weiterdenken für antirassistische, feministische Politik/-wissenschaft, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Opladen, S. 203-225.

Erschienen: 2014

EINE HOMOEROTISCHDEPRESSIVE KURZERZÄHLUNG

Sie wird heute kommen,
denkt sie noch.

In der Straßenbahn wird sie die Zeitung lesen, vor dem Haus – sie erinnert sich an den eroberten Luxus, in der unmittelbaren Nähe einer Straßenbahnhaltestelle zu leben – wird sie aussteigen, vor der Haustür stehend, die Zeitung gefaltet unter dem Arm, wird sie mit der frei gebliebenen Hand den Knopf neben dem Namen, der ihr lieber ein aus Versehen zugeordnetes Attribut gewesen wäre, drücken. Die Tür wird sie synchronisiert mit dem Geräusch der Fernöffnung nach vorne schieben, im Stiegenhaus das Licht einschalten, die Treppen hinaufsteigen. Sie wird die Tür zum ersten Stockwerk aufmachen und die restlichen nötigen Schritte bis zur Wohnungstür tun.

Sie wird noch im Bett
sein, denkt sie.

Bettwäsche, die gewaschen werden sollte, aber die Faulheit, die Lust am Nichtkonformen, und die Bettwäsche wird nicht gewaschen. In ihrem Bett wird sie liegen, schwitzend, sie ist fast immer schwitzend, besonders in der Nacht, im Bett. Sie schwitzt, das Leiberl wird nass, sie schläft immer mit dem Leiberl, das sie am Tag getragen hat. BH zieht sie aus, es ist ungemütlich BH-tragend zu schlafen, meint sie. Im Bett wird sie liegen und warten – sie starrt durch das Straßenbahnfenster, denkend an den vom Schwitzen warm eingehüllten Körper. Sie wird es klingeln hören, sie liegt im Bett und wartet.

Ich öffne die Tür und sie kommt herein. Jacke ausziehen. Die Schuhe lässt sie an. Ich gehe in die Küche, sie kommt mir nach. Ich schenke ihr Kaffee ein. Ich schenke mir Kaffee ein. Sie fragt nach Zigaretten und ich hole ein Packerl aus meiner Jackentasche in der Garderobe. Ich zünde ihr eine Zigarette an, gebe sie ihr. Zünde mir eine an und ziehe tief daran. Der Kaffee ist heiß, ich lasse ihn sorgsam durch die Lippen, er fließt durch meinen Mund. Der Geschmack ist bitter, süß und dunkel. Mir sind Wörter weniger lieb. Sie bleiben im Entstehen und verbleiben. Sie bewegt ihren Blick zwischen dem vom Hellen der Tasse umrahmten Dunkel des Kaffees und dem in der Luft schwebenden Zigarettenrauch. Ich beobachte ihre Hand, haltend an der Tasse, und weiß das Begehren. Sie bewegt

Sie hört es klingeln, sie steht auf, macht die Tür auf, wartet und erblickt mich, aus der Ecke am Gang kommend. Sie bittet mich mit ihrer Körperhaltung hinein. Wir rauchen, trinken Kaffee. Die Wörter schwimmen auf der Oberfläche des heißen Kaffees und werden mitgetrunken, fließen durch meine Lippen, erwärmen und kratzen meine Kehle. Lassen sich nicht ertappen. Ich suche im schwebenden Zigarettenrauch nach rettenden Wörtern, ich brauche Wörter. Ich trachte nach Wörtern im Einklang mit meinem Begehren. Sie weiß mein Begehren und will keine Wörter. Ich soll nicht sprechen. Sie ergreift, berührt meine geschlagene Hand. Ich brauche Wörter und werfe suchende Blicke auf der Suche danach. Sie berührt meine Lippen, die sie küssen wollen, um in sie Wörter einfließen zu lassen. Wörter, die sie

die Hand, legt sie auf den Tisch, offen. Ich berühre die Hand und erblicke ihre Augen.

Dann ihre Lippen. Ich berühre ihre Lippen.

Ich lebe, denn ich soll nicht sterben. Wenn ich dich liebend berühre, mag ich es zu leben.

Es läutet. Sie steht vor der Haustür. Die Zeitung gefaltet unter dem Arm.

Sie liegt im Bett und starrt, dreht sich, schließt die Augen.

kauen würde, um sie mir durch ihre Lippen in einem Kuss zurückzubringen.

Zitterndes Beben durchdringt mich.

Sie liegt im Bett und starrt, dreht sich, schließt die Augen.

Sie steht vor der Haustür. Die Zeitung gefaltet unter dem Arm.

CHRONIKEN

WIE ANTEILSLOSE ZU „BEGÜNSTIGTEN“ (NICHT) WERDEN.

Radikaldemokratische Hoffnung versus Frontex und dergleichen

Anlässlich des Baus noch höher gezogener Stacheldrahtzäune im Jahr 2005, die eine Sperrung der nordafrikanischen Enklaven Ceuta und Melilla bewirkten und folglich das Durchkommen von Flüchtlingen aus Afrika auf diesem Weg in die EU-Länder verhindern sollten, wurde eine Reportage im Fernsehen gezeigt. Neben Szenen aus der Jagd nach Menschen, die die Zuschauer_innen unvermeidlich veranlassten, sich an die seit jeher geläufigen westlichen Verfilmungen von gefährlichen und männlichkeitsbeweisenden Expeditionen im afrikanischen Kontinent zu erinnern, waren Aufnahmen von gefangenen Männern zu sehen, die am Boden mit gebundenen Armen und Beinen saßen. Die Journalist_innen befragten diese Männer und ich saß vor dem eingeschalteten Fernsehapparat in meiner Wohnung, Hände und Füße in Ohnmacht, Empörung und Scham. Einer der befragten Männer, den Blick nach oben in die Kamera gerichtet, teilte den Reporter_innen und somit einer ganzen Menge zukünftiger Zuschauer_innen mit, dass man ruhig noch höhere Zäune und noch tiefere Gruben bauen lassen sollte, denn sie werden trotzdem einen Weg finden, sie werden es trotzdem weiter versuchen und sie werden durchkommen.

2006 landeten rund 31.000 Flüchtlinge auf den Kanarischen Inseln. Dies entspricht fast der gesamten Anzahl von Flüchtlingen, die in den vier Jahren davor auf den Inseln angekommen sind.¹

¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Europäische_Agentur_für_die_operative_Zusammenarbeit_an_den_Außengrenzen

Der in der Reportage befragte Flüchtling hatte Recht in seiner prophezeihungsartigen Aussage. Es wurden andere Wege gesucht und gefunden. Sie kommen weiter und sie wollen in der EU bleiben.

Als Reaktion auf die sogenannte „Flüchtlingswelle“ verschärfte die EU die Kontrolle der Außengrenzen ihrer Mitgliedstaaten. Zu diesem Zweck wurde 2004 die Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Europäischen Union errichtet: Frontex. Als Ergebnis eines Treffens zwischen Außen- und Innenminister_innen von acht EU-Ländern im September 2006 wurde die Empfehlung beschlossen, die Agentur auszubauen und ein gemeinschaftliches elektronisches Überwachungssystem an den südlichen Küsten der EU zu installieren.

Weitere Vorhaben der Agentur beziehen sich auf die sogenannte Frontex-Toolbox, eine Datenbank aller verfügbaren Spezialteams und Spezialist_innen, die Europa eine Hightech-Grenze ermöglichen soll, an der jederzeit technisch hochqualifizierte Spezialist_innen eines Joint-Support-Teams zum Einsatz kommen können.²

Die Abschottungsmaßnahmen wirkten: die Zahl der Flüchtlinge, die das spanische Festland erreichen, ist damals innerhalb von zwei Jahren um 80 Prozent gesunken. Das Mittelmeer in Richtung Spanien zu überqueren, ist für Flüchtlinge praktisch unmöglich geworden. Infolgedessen wurde mit Ausweichbewegungen reagiert: unter anderem von Tunesien und Libyen versuchten Flüchtlinge Italien zu erreichen und über den Atlantischen Ozean die Kanarischen Inseln.³

2 <http://www.heise.de/newsticker/meldung/85393/from/rss09>

3 <http://www.jungewelt.de/2008/04-19/008.php>

Die Fluchtwege wurden länger und noch gefährlicher. An den Küsten der westeuropäischen Festung sterben kontinuierlich Menschen. Kaum eine Woche ohne solche Meldungen in den diversen Medien. Kaum eine Woche ohne Meldungen über Flüchtlingsboote, die abgefangen werden. Kaum eine Woche ohne Meldungen über die Insassen solcher Boote, die umgehend in ihre Heimatländer zurückgeschickt werden.

Und Meldungen über diejenigen, die in der EU sind, die es trotz aller Hürden geschafft haben, die Festung zu betreten. Eine unbekannte, unpersonalisierte Menge, die pauschal und unwürdigerweise als illegale Einwander_innen und als kriminell bezeichnet werden.

Politiker_innen, die für die Abschiebung der „illegalen Zuwanderer“ – wie sie sie bezeichnen – in ihre Herkunftsländer plädieren, diese versprechen und ermöglichen.

Politiker_innen, die im Rahmen von Gesellschaften und ihren Institutionen, die als demokratisch gelten, Gesetze verabschieden, die Menschen aussondern und ausgrenzen.

Diskurse, die Existenzen auf die Begriffe „Illegale“ und „Legale“ reduzieren und sie als solche instituieren.

Institutionen, die als demokratisch gelten wollen, wie z. B. die europäische Kommission, welche ein obszönes Vokabular als Diktion der Chancengleichheit etablieren und Unwörter wie *Begünstigte* in unseren Sätzen platzieren.

Begünstigt und Anteilslos

Mit dem Wort *Begünstigte* sind im Antragsjargon der EU jene gemeint, die als Zielgruppen der jeweiligen antidiskriminatorischen Fördermaßnahmen vor allem in den Arbeitsmarkt integriert werden sollen. Es sind Maßnah-

men die zu ihren *Gunsten* durchgeführt werden sollen. Begünstigen heißt „vorziehen, bevorzugen, bevorzugen“; Begünstigung heißt: „Bevorzugung, Förderung, Beihilfe“.

Begünstigte sind Personen oder Gruppen, die bevorzugt behandelt werden, denn ihnen fehlen angeblich grundsätzliche Kompetenzen und der Zugang zu Ressourcen, die notwendig sind, vor allem um in den Arbeitsmarkt integriert zu werden.

Begünstigte sind Personen oder Gruppen, denen es Fördermaßnahmen ermöglichen, vorübergehend beschäftigt und/oder versorgt zu sein. Sonst würden sie, so die Befürchtungen, herumgaunern und unkontrolliert sein.

In Antragsformularen bewohnen sie Multiple-Choice-Tabellen:

- Migranten
- Asylwerber
- Ethnische Minderheiten
- Roma, Sinti, Fahrende
- Sonstige

- Körperlich behinderte Menschen
- Geistig behinderte Menschen
- Psychisch kranke Menschen
- Sonstige

- Drogenabhängige
- Obdachlose
- Ehemalige Strafgefangene
- Aus anderen Gründen diskriminierte Personen (Religion, sexuelle Ausrichtung)
- Sonstige

Begünstigte Migrant_innen sind diejenigen, die es geschafft haben, die Festung zu betreten, einen sogenannten „legalen Status“ zu erhalten und die es noch schaffen, da zu bleiben. Begünstigte sind diejenigen, die in der letzten Reihe derer sind, die es geschafft haben oder denen keine andere Chance übrig blieb, als in einem System, das sich an der Logik der Kapitalisierung der Humanressourcen orientiert, einen Platz zu finden. Und sei es als Begünstigte.

Begünstigte waren manchmal Anteilslose. Aber Anteilslose sind in keinen Fall Begünstigte. Um Begünstigte_r zu werden, muss man zuerst den Status der Anteilslosigkeit überwunden haben, das heißt, man muss zuerst den Status der Legalisierung erreichen. Es ist unmöglich, durch EU-Fördermaßnahmen vom Status der Anteilslosigkeit in den des Begünstigtseins zu rutschen.

Die Bezeichnung Begünstigte gilt denjenigen, die in der Gesellschaft Diskriminierungen und Ausgrenzungen ausgesetzt sind und über die verbreitet wird, dass sie dem Markt etwas anzubieten haben – siehe Multikulturalismus, Diversity Management und dergleichen. Und somit wird ihnen versprochen, dass sie – trotz weiterer Existenz von Diskriminierungen – einen Platz am Markt bekommen könnten.

Anteilslose hingegen gelten als überflüssig.

Aber, gibt es überhaupt Anteilslose?

Gibt es die Möglichkeit des Außerhalbs?

„Der wirksame Ausschluss von Migranten aus der legalen Beschäftigung stabilisiert die Wirtschaft, sie dienen als Beschäftigungs-Puffer und stille Reservearmee.“⁴

⁴ Stefanie Duttweiler, unveröffentlichte Vortragsunterlagen für den Lehrgang EMPICA in maiz.

Anteil bedeutet ...

Anteilslos zu sein bedeutet ...

Ja, was bedeuten diese Wörter?

Was haben sie mit uns, den Projektleiter_innen und Mitarbeiter_innen in EU-Projekten, zu tun?

Herausfordernde Hoffnung

Ich werfe Blicke nach, ich schalte das Licht ein und aus. Ich trachte nach Wörtern, die Wege werfen und entwerfen.

„Es gibt Politik, wenn es einen Anteil der Anteilslosen, einen Teil oder eine Partei der Armen gibt.“⁵

Ich finde herausfordernde Hoffnungswörter, Wörter, die in ihrer Radikalität berührend wirken.

„Die politische Tätigkeit ist jene, die einen Körper von dem Ort entfernt, der ihm zugeordnet war oder die Bestimmung eines Ortes ändert: sie lässt sehen, was keinen Ort hatte, gesehen zu werden, lässt eine Rede hören, die nur als Lärm gehört wurde.“⁶

In der Demokratie, lese ich, gibt es keine Ausnahme.

„Politik erschöpft sich nicht im parlamentarischen Disput, sondern beginnt erst dort, wo diejenigen Anteile der Bevölkerung, die nicht institutionell repräsentiert sind, die ‚Einrichtung eines Anteils der Anteilslosen‘ fordern.“⁷

Die Voraussetzung der Gleichheit zwischen Beliebigen unterbricht die Maschinerien der Herrschaft.⁸

⁵ Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen. Politik und Philosophie. Suhrkamp, Frankfurt am Main, S. 24.

⁶ ebd., S. 41.

⁷ Heil, Reinhard / Hetzl, Andreas (Hg.) (2006): Die unendliche Aufgabe. Kritik und Perspektiven der Demokratietheorie. transcript, Bielefeld, S. 16.

⁸ ebd., S. 17.

Wird hier auch die Einrichtung des Begünstigtentums als eine „Einrichtung eines Anteils der Anteilslosen“ verstanden? Unterbricht die Einrichtung eines Begünstigtentums die Maschinerien der Herrschaft?

Es sind Fragen, die ich mir als langjährige Aktivist_in und Mitarbeiter_in in EU-Projekten selbst stelle.

Als Mitarbeiter_in in EU-Projekten ...

Ausgehend von Beobachtungen der aktuellen Sozialen Bewegungen, zu denen auch viele Selbstorganisationen von Migrant_innen und anderen Minderheiten in der EU zählen, werden hoffnungstragende Wörter als Gegenentwurf zum propagierten Ende des Politischen in die Welt gesetzt:

„Sie [VertreterInnen radikaldemokratischer Positionen] stehen in der gegenwärtigen Theorielandschaft dafür ein, dass etwas Unmögliches durchaus möglich werden kann und greifen dabei Ansätze auf, die ihren Ort in der Praxis selbst haben: in den Bewegungen der Globalisierungskritiker, der Neuen Sozialen Bewegungen (...), der *sans papiers* usw. Deren Forderungen nach Gleichheit und Partizipation werden im radikaldemokratischen Denken aufgenommen und als Forderungen nach einer umfassenden Demokratisierung der Gesellschaft explizit gemacht, die sich gegen die Hegemonie des Kapitalismus richtet.“⁹

Ob der Schritt zwischen der Aufnahme der Forderungen und der (daraus resultierenden) Positionierung gegen die Hegemonie des Kapitalismus einen reality check übersteht?

Was hat das mit uns zu tun?

⁹ ebd., S. 8.

Ob wir, Aktivist_innen in Selbstorganisationen von Minderheiten und gleichzeitig Mitarbeiter_innen verschiedener EU-Projekte den Mut, im Sinne radikaldemokratischen Denkens, als Tugend verstehen? Ob wir Demokratie als ausnahmslos und somit „den erstbesten, irgendwen, einen beliebigen“ miteinbeziehend denken? Ob unsere Handlungen auf der Praxisebene den revolutionären und hoffnungstragenden theoretischen Aussagen entsprechen? Ob wir uns gegen die Konsensdemokratie positionieren? Ob wir für dissidente Positionen eintreten? Ob wir nicht nur für Protagonismus, sondern auch für Antagonismus auftreten? Ob wir neben der Forderung nach Gleichheit und Partizipation auch eine radikale Kritik an der politisch-ökonomischen Ordnung formulieren, die letztendlich für Ungleichheit, Ausbeutung, Verarmung, Unterdrückung und Exklusion verantwortlich ist?

Ob wir die Grenzen des Genehmigten bestätigen?
Fragen.

Erschienen: 2007

AGAINST DIE HERRSCHAFT DES DOKUMENTS

Sie wurde von einer Frau erzogen, die aus einem verarmten ländlichen Gebiet in die Stadt zog, um dort als doméstica zu arbeiten. Diese Frau war Analphabetin und ihre erste Lehrerin. Als Erinnerungen blieben eine Unmenge von Gesprächen, Erklärungen und auch Fragen, die anhand ihrer Unterhaltungen erweckt wurden. Eine dieser Fragen interessiert uns im Zusammenhang mit dem Thema dieses Textes. Sie bewunderten das auf sie als unglaublich groß wirkende Repertoire an Liebesliedern eines gewissen Schlagermusikers. Die Frage lautete damals: Hat er all das tatsächlich erlebt? Wenn nicht, wie kann er das so bewegend wiedergeben? Sie hielten sich an dem Glauben fest, er hätte alles erlebt, denn davon, glaubten sie zu wissen, hing seine Glaubwürdigkeit ab. Niemals erzählten sie den anderen über ihren Verdacht, es wäre alles erfunden. Es blieb ihr Geheimnis.

Ungeachtet der Künstlichkeit des zwischen beiden damals vereinbarten „daran zu glauben, dass es wahr ist“, erlebte sie im Lauf ihrer jugendlichen Jahre eine enorme Faszination für literarische Narrative und der Hauptgrund dafür bestand darin, dadurch die Welt verstehen zu wollen. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, wie viele Probleme sie in der Schule bekam.

Der Gipfel wurde erreicht, als sie ein Gedicht des Autors Fernando Pessoa in die Hände bekam und es als Beweis ihren in der Sache widerstrebenden Lehrer_innen mit triumphalen Gesten vorlas:

„Der Poet verstellt sich, täuscht uns
so vollkommen und gewagt,
dass er selbst den Schmerz vortäuscht,
der ihn wirklich plagt.“

Ihre pathetischen Appelle bewirkten keine Veränderung in der Meinung der Lehrer_innen und sie musste sich einfügen. Immer wieder. Damit sie die Prüfungen bestehen konnte. Irgendwann gab sie auf. Ich als Erzähler_in dieser Geschichte erlaube mir an dieser Stelle eine Bemerkung: Es ist zu vermuten, dass keine dieser Pädagog_innen sich jemals vorstellen hätte können, dass diese Frage sie für immer begleiten würde.

Heute beschäftigt sie sich als Migrant_in im Feld der politischen Kulturarbeit.

Ende der Einleitung

Als ich die Einladung bekam, einen Text zum Verhältnis zwischen Kunst und Politik zu verfassen, fiel mir die Geschichte dieser langjährigen Freund_in ein. Ich mailte ihr eine erste Frage, dann eine zweite, und ein Interview ist entstanden.

Inwieweit ist für dich heute eine Unterscheidung zwischen Fiktion und Realität relevant?

Heute beschäftige ich mich nicht mehr mit der Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion, sondern mit den Kriterien zur Differenzierung zwischen Diskursen über die Realität und fiktionalen Diskursen. Es macht mir enorm viel Spaß nach Hinweisen zu suchen, die eine Art Vertrag bilden, welcher zwischen Text und Leser_innen abgeschlossen wird, und mich als Leser_in über das jeweilige diskursive Territorium informiert. Ich suche nicht nach einer ontologischen Unterscheidung ...

Das heißt, du siebst die Literatur nicht mehr als Dokument ...
Ich glaube nicht, dass ich das jemals wirklich gemacht habe. Vielmehr denke ich, dass ich damals als Kind und

später als Schülerin von einer Unruhe, von einer Neugier bewegt wurde ... Aber ich konnte die Fragen nicht klar identifizieren und sie folglich auch nicht klar stellen. Mit der Zeit lernte ich aber besser mit dieser Unruhe umzugehen.

Eigentlich merke ich in mir seit einigen Jahren eine starke Aversion gegenüber Versuchen, die Literatur auf ein Abbild der Wirklichkeit zu reduzieren und/oder sie als solche zu instrumentalisieren.

Würde es dann bedeuten, dass die Literatur nicht als Quelle von Informationen zu einer bestimmten Periode oder zu einer bestimmten Gesellschaft behandelt werden darf...

Nein, so habe ich es nicht gemeint! Und außerdem glaube ich, dass es notwendig ist, etwas präziser zu werden: Literatur und Fiktion sind nicht gleich. Nehmen wir das Beispiel Autobiografien. Obwohl sie sich in die Konvention der Fiktionalität nicht unbedingt einfügen müssen, können sie unabhängig davon als Literatur bezeichnet werden. Denn hier fungieren nicht die Konventionen der Fiktionalität oder der Wahrhaftigkeit als Unterscheidungskriterium, sondern die spezifische Norm, die im Moment der Produktion angewendet wird. Eine Autobiografie, die sich nicht an die Konvention der Fiktionalität wendet, kann trotzdem als Literatur rezipiert werden, wenn sich die im Text verwendete Sprache im Einklang mit den literarischen Normen entfaltet.

Diese Unabhängigkeit zwischen Konvention und Norm, die für die Literatur charakteristisch ist, gilt nicht für die Historiografie, denn hier erscheint die Konvention der Wahrhaftigkeit als notwendige Bedingung.

Die spannende Frage, die sich hier präsentiert, bezieht sich auf die Möglichkeit, dass Historiker_innen

sich an fiktionale Texte wenden, um daraus Informationen zu einer bestimmten Epoche oder zu einer bestimmten Gruppe zu gewinnen. Wie einen Diskurs erstellen, der sich unbedingt entlang der Konvention der Wahrhaftigkeit konstituieren soll, wenn die „Beweise“ aus einem Text entnommen werden, der nicht innerhalb dieser Konvention entstanden ist?

Das hängt von der Definition des Dokuments und vom Umgang mit diesem im Text ab

Ja, ich glaube, du hast Recht ... und soweit ich weiß, unterscheiden Historiker_innen zwischen Evidenz und Wahrheit ...

Und wenn wir den fiktionalen Text aus einer anderen Perspektive beobachten ... Wenn wir uns über die Funktionen dieses Textes fragen ...

Fiktionale Texte bewegen sich im Feld der Möglichkeiten. Das Mögliche beinhaltet das, was passiert ist, weil es passieren konnte, und auch das, was nicht passiert ist, aber passieren hätte können. Und selbstverständlich werden sie in einem bestimmten Moment, an einem bestimmten Ort und eingebettet in einen soziopolitischen Kontext erstellt. Obwohl diese Selbstverständlichkeit keinen Anlass bietet, im fiktionalen Text ein Dokument für eine bestimmte Wirklichkeit zu sehen, erinnert sie uns daran, dass eine Autor_in eine in all diese Gegebenheiten eingebettete oder zumindest von ihnen umgebene Person ist. Weiters dürfen wir nicht vergessen, dass die Texte von Leser_innen gelesen werden, die ebenfalls in einem soziopolitischen Kontext leben. Und somit fehlt uns kein Schritt mehr, um über die Funktionen der fiktionalen Literatur zu reden: Sie setzt einen analogischen

und/oder allegorischen Prozess in Gang, der das, was im Kontext des Werkes ausgedrückt wird, in den Kontext der Leser_innen übersetzt oder versetzt. Und hier entfaltet sich die wohl bekannte Plurifunktionalität der fiktionalen Literatur auf fruchtbarem Boden! Eine kommunikative, oder kognitive und ästhetische, oder politische und ästhetische, und ästhetische und politische, soziale oder bildende und kommunikative Funktion ... und die Konjunktionen können sich ausschließen oder kombinieren ... eine Pluralität, die sich in Mehrfachkombinationen entfalten und neu erfinden kann.

Ich würde vermuten, dass dich als Migrant_in, die im Feld der politischen Kulturarbeit tätig ist, die soziale und die politische Funktion der Kunst interessieren würde ...

Bleiben wir zunächst bei den sozialen und politischen Funktionen der fiktionalen Literatur. Denn ich kann dir im Zusammenhang mit bildender Kunst zum Beispiel zu dieser Frage nichts sagen ... Und eigentlich will und kann ich gar keine Frage beantworten. Ich will und kann das nicht, aber du verwickelst mich in dieses Frage-Antwort-Spiel, das du dann anschließend als Interview veröffentlichen wirst!

Ja, vielleicht als Beispiel für die Plurifunktionalität der fiktionalen Literatur ... Aber OK, reden wir über die soziale und politische Funktion der fiktionalen Literatur ...

Gut, ich versuche noch ein Stück mit dir im Gespräch weiterzugehen. Um über die Funktionen zu reden, muss ich aber auf die Thematik der Rezeption eingehen. Auf der Rezeptionsebene haben Kunst (nun gebe ich doch ein bisschen nach!) und Literatur der Minderheiten etwas gemeinsam: Entweder wurden sie (und werden im-

mer noch) als „Beleg“ oder Wiedergabe der menschlichen Situationen missbraucht, oder sie werden anhand dekontextualisierender Analysen (wie z. B. unter dem Rekurs auf die Argumentation zur Autonomie des Werkes) rezipiert.

Als Aktivistin positioniere ich mich für eine kontextualisierte Lektüre. Die Herausforderung besteht daran, die Tradition des Missbrauchs des Werkes als Widerspiegelung der Wirklichkeit zu überwinden ...

Ich sehe im Zusammenhang mit der Rezeption und der Vermittlung fiktionaler Werke von Migrant_innen in Österreich die Abwesenheit einer solchen kontextualisierten Lektüre.

Und um endlich zur politischen Funktion der fiktionalen Literatur zu kommen:

Es fehlt an einer Rezeption, die das Utopische wahrnehmen kann. Hier muss ich jedoch einwenden, dass – so banal es klingen mag – die Existenz von Werken, welche sich an diese Form des Imaginierens wenden, Voraussetzung für eine solche Rezeption ist ... Werke, die eine andere Realität konstruieren, um – jetzt beziehe ich mich auf Marilena Chauí¹⁰ – Fehler, Unglücke, Niedertracht, Beklemmungen, Unterdrückungen und Gewalt der vorhandenen Realität aufzuzeigen und den Wunsch nach Veränderungen in unserer Imagination zu erwecken. Werke, die unseren Wunsch nach Transformation nicht ersticken, die durch die Erfindung einer Gesellschaft, die nirgends und niemals existiert hat, uns helfen, die Utopie und die vorhandene Realität kennenzulernen und nach Veränderungen zu suchen.

¹⁰ Chauí, Marilena (2001): *Convite à Filosofia*. Editora Ática, Sao Paulo, S. 136.

Ich weiß, dass das Fragen-Antworten-Spiel sich einem Ende nähern sollte, aber ich hätte eine Frage, nur mehr eine Frage: Ich habe vor kurzem ein Buch gelesen, das mich sehr beschäftigt. Es heißt „Tandem. Polizisten treffen Migranten. Literarische Protokolle“¹¹. Kennst du es?

Ja, ich kenne das Buch.

Wäre es ein Beispiel für die politische Funktion fiktionaler Literatur?

Ich finde es sehr gut, dass du dieses Buch als Beispiel erwähnst, denn hier handelt es sich um einen ähnlichen Fall wie bei den Autobiografien. In diesem Buch werden literarische Protokolle von realen Begegnungen zwischen Polizist_innen und Migrant_innen präsentiert, das heißt, es sind Texte, die innerhalb der Konvention der Wahrhaftigkeit entstehen, sich innerhalb dieser entfalten und die daher nicht als fiktionale Texte zu bezeichnen wären. Nichtsdestotrotz werden sie als literarische Texte rezipiert.

Abgesehen davon würde ich bezüglich deiner Frage meinen, dass wir es hier doch mit einem klaren Beispiel für die Aktualisierung der politischen Funktion der Literatur zu tun haben. Denn politisch ist politisch, never mind the Richtung!

Wie?

Ich versuche es kurz zu schildern. Das Buch und das darin präsentierte Projekt gehen von zwei zentralen

11 Dinev, Dimitré / Hackl, Erich / Hadzibeganovic, Alma / Janisch, Heinz / Vertlib, Vladimir / Welsh-Rabady, Renate / Zettel, Christa (2006): Tandem. Polizisten treffen Migranten. Literarische Protokolle. Mandelbaum Verlag, Wien.

Annahmen aus: Die erste bezieht sich auf die Idee des Multikulturalismus als Weg zu einem friedlichen und nützlichen Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Lebensstile. Die zweite verkörpert die Überzeugung, dass die Gewährleistung eines spannungsfreien und friedlichen Zusammenlebens primäre Aufgabe der Polizei ist. Weichen manche Polizeibeamten von diesem Ansatz ab, dann können sie durch persönliche Begegnungen mit Migrant_innen, bei welchen sie etwas über ihre Lebensgeschichte, Erfahrungen, Weltanschauung und vor allem über die Kulturen der jeweiligen Migrant_innen erfahren, ihre Haltung „korrigieren“. Ganz im Einklang mit den Ansätzen eines moralisierenden Antirassismus wird die strukturelle und gesellschaftliche Dimension des Rassismus ausradiert und der Glaube an die Lösung des Problems durch die Auseinandersetzung auf der persönlichen Ebene verbreitet.

Dieses Buch übt dadurch die Funktion der Verbreitung, der Verstärkung und der Legitimierung der Idee des Multikulturalismus aus. Das Projekt insgesamt bildet eine der perversesten Umsetzungen dieser Ideologie: die Humanisierung der Staatsgewalt!

Warum glaubst du, dass die Herausgeber_innen sich für die Form der literarischen Protokolle entschieden haben?

Darüber könnten wir uns noch lang miteinander unterhalten ... vielleicht bei einem nächsten Interview?

Erschienen: 2006

AMADEUS

Die Menschen im Haus waren ihr fremd, so wie der Hund. Dieser hieß jedoch Amadeus und der Name bot ihr eine erste Bestätigung der Assoziationen, die sie mit dem Land vor der Einwanderung gehabt hatte: eine Referenz an Mozart. Sie war vor einigen Wochen angekommen.

Mit der ersten Familie, bei der sie als Au Pair leben sollte, klappte es nicht. Der Familienmann kam, schaute sie an, redete am Gang stehend einige Minuten mit der fremden Österreicherin, die ihr in der ersten Nacht Unterkunft ermöglichte, und ging. Vereinbarung blieb: Er ruft an und gibt eine Antwort. Er hielt sich an die Vereinbarung und rief am gleichen Tag an. Der Entschluss bedeutete keine Überraschung. Sie hatte zwar kein Wort verstanden, als er dort gewesen ist, aber seine Augen. Eine Mischung aus Glück und Angst in ihr. Die fremde Österreicherin verlängerte das erste Nachtangebot und versprach ihr, eine andere Familie für sie zu finden. Bis dahin konnte sie bei ihr wohnen. Sie teilte mit ihr das eigene Bett. Diese Geste beeindruckte die Ankommende, die jedoch nicht wusste, wie die Geste einzuordnen

Der Hund, der im Haus der neuen für sie gefundenen Familie lebte, und Amadeus hieß, war klein und im reifen Alter. Im Haus lebte ein dreijähriges Mädchen, dessen Aufsicht neben Haushaltspflichten ihre Aufgabe war, und ihre Eltern: der Arzt und die Sprechstundenhelferin.

Der Hund wurde gut behandelt. Das Essen zu gewohnten Zeiten hingestellt, das Zirkulieren im ganzen bewohnten Raum erlaubt, Spaziergänge mehrmals am Tag, ein gepolsterter Schlafplatz im Wohnzimmer,

Besuche im Hundsaloon, Medikamente, Impfungen, Vitamine, liebevolle Begrüßungen, Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit: ein ausgewogenes Leben im Herzen der Familie.

Sie bekam ein eigenes Zimmer, was ihr sehr gut gefiel, denn sie war froh, nicht mehr darüber nachdenken zu müssen, warum die fremde Österreicherin mit ihr das eigene Bett teilte. Trotzdem war es nicht ihr Zimmer. Es war ein Zimmer im Haus der Arbeitgeber_innen. Diese unscharfe Trennung zwischen Privat und Arbeit belastete sie. Sie war die Hausangestellte, sie war nicht Teil der Familie, musste aber die privaten und intimen Stimmungen, Gesten, Bewegungen, Lüste, Unlüste, Geräusche, Gerüche, Gespräche und Launen miterleben.

Auch die Gelüste des Familienhundes, der sich nicht genierte, in ihrer Anwesenheit seine Erregung am Bein des Mädchens zu begleichen.

Nach einigen frustrierten Versuchen, den Hund davon abzuhalten, sich am Bein des Mädchens zu befriedigen, informierte sie, das Au Pair, die Eltern über die Ereignisse, die sie bereits mehrmals beobachten konnte, und auch über die Reaktion des Hundes gegenüber ihren Versuchen, ihn daran zu hindern. Da sie wusste, dass der Hund sehr geliebt wurde, bemühte sie sich, seine Intelligenz, während sie über die Vorkommnisse berichtete, zu unterstreichen: „Amadeus is indeed a very intelligent dog! He knows about the meaning of his act and he also knows that he cannot do it when you are here. He waits till you leave and then ... And he warns me, he growls, he snarls. He knows that I have no power.“

Die Eltern ignorierten den Bericht des besorgten Au Pairs. Da sie bereits feststellen konnte, dass das Mädchen ihnen viel bedeutete, eliminierte sie die Ausle-

gungsmöglichkeit, sie schenken ihrer Erzählung deshalb keine Aufmerksamkeit, weil es ihnen egal war, was dem Mädchen während ihrer Abwesenheit zustieß. Es blieb eine letzte trockene Erklärung: Sie lassen ihre Liebe für den Hund nicht von einer fremden jungen Frau erschüttern.

Aus verschiedenen Gründen verließ sie die Familie. Und das geschah an dem Tag, als die Hausherrin, bevor sie zur Ordination ihres Mannes ging, mit der Hand über den Tisch fuhr, alles was drauf lag auf den Boden schmiss und ihr befahl: „Put it in order!“

Die Eltern holten das Mädchen vom Kindergarten ab und kamen nach Hause.

Sie stand im Vorraum. Die Taschen, denn sie besaß noch keinen Koffer, eingepackt, gefüllt mit ihr Haben. Darunter einige Pullover, die ihr von der Hausherrin geschenkt wurden. Dann einige Worte. „I’m leaving. I cannot any more. I think it’s better if I go.“

Sie wartete auf sie, weil sie ihr noch Ausstehendes zahlen mussten. Trotzdem spuckte sie einige Abschiedsätze aus. Auch einige gelogene Dankaussagen. Sie bezahlten ihr das Ausstehende, die Hausherrin verlangte die Pullover zurück.

Nie wieder sahen sie sich.

NEIN, WIR SIND BEIM INTERKULTURELLEN RAUSCH NICHT DABEI!

Kurze Notizen zum Integrationsleitbild

Die Lektüre des vor kurzem (2008, Anm.) veröffentlichten Integrationsleitbildes des Landes Oberösterreich (OÖ) erweckte in mir einige Fragen. Eine dieser Fragen bezieht sich auf die Entstehung und Durchsetzung eines verbreiteten Konsenses in der Annäherung zum Thema Integration und in der Behandlung der Materie, der dem Leitbild zugrunde liegt. Die im Leitbild präsentierten Maßnahmenempfehlungen stehen alle im Einklang mit den formulierten integrationspolitischen Leitlinien des Landes OÖ sowie mit dem Integrationsverständnis der politischen Entscheidungskräfte des Landes. Es ist keine Maßnahme zu finden, die eine konträre Position zur Argumentation der Bereicherung, die durch Migration der Mehrheitsgesellschaft zuteilwird, darstellt. Migration wird als Chance beschrieben, um Nutzen für die Mehrheitsgesellschaft zu erreichen: Migration sei notwendig für die Sicherung der Zukunftsfähigkeit des Landes vor dem Hintergrund der soziodemographischen Entwicklung und verspreche dem Wirtschaftsstandort Oberösterreich eine erfolgreiche Entwicklung. Neues Wissen, Erfahrungen und Qualifikationen kommen ins Land und tragen zusätzlich zu einem reichen kulturellen Leben bei. (Also: Wer wird schon gegen derartige Versprechungen sein?) Aber womit muss jemand rechnen, der/die in diesem Land lebt, oder leben will, und keine der erwarteten Bereicherungen liefert? Wer definiert, was bereichernd ist? Der Markt? Die Politik? Auf welcher Logik basiert die Kosten/Nutzen-Ar-

gumentation? Und noch einmal: Warum herrscht hier Konsens? Wahrscheinlich liegt es in der Natur von Integrationsleitbildern ... Aber vielleicht ist es auch tatsächlich so, dass in diesem Land diesbezüglich Konsens herrscht. Die Herrschaft einer Konsensorientierung, welche die Entstehung, das Profil und die Praxis und somit die Existenzsicherung der einzelnen Institutionen und NGOs bedingt. Alles in allem ein Brei, dazwischen inszenierte Kämpfe. Nirgends wird eine radikale Kritik an der politisch-ökonomischen Ordnung formuliert, die letztendlich für Ungleichheit, Ausbeutung, Verarmung, Unterdrückung und Exklusion verantwortlich ist. Ohne eine Positionierung gegen die Hegemonie des Kapitalismus sowie ohne die Berücksichtigung der sozioökonomischen und politischen Makrostrukturen vor allem im Hinblick auf die Frage der internationalen Arbeitsteilung, die im brennenden Zusammenhang mit den internationalen Migrationsbewegungen stehen, werden Maßnahmen für Chancengleichheit und Teilhabe vorgeschlagen. Als wäre Oberösterreich die Welt, als wäre die Welt wiederum in ihrer aktuellen politischen und ökonomischen Verfassung natürlich gegeben. Als gäbe es keine ideologischen Determinanten. In diesem Sinn ist es nicht überraschend, dass das Wort Rassismus kein einziges Mal im Leitbild erscheint, und dass keine Hinweise auf den Neoliberalismus im Text zu finden sind. Als gäbe es hier keine Verschränkung mit dem Thema Integration.

Die im Zusammenhang mit dem Thema Integration beschriebenen Probleme, die in der gegebenen Welt zu beobachten sind, sind anhand von Maßnahmen zu bekämpfen, die sich innerhalb der herrschenden politisch-ökonomischen Ordnung bewegen: insbesondere

die Konzepte des Diversitätsmanagements und der Interkulturalität.

Das Konzept des Diversitätsmanagements basiert auf der Kulturalisierung von Differenzen, die hier als ungenutzte Ressourcen von Seiten der Institutionen und Betriebe (in der o. e. Logik der Bereicherung) wahrgenommen werden und die es zu verwerten gilt.

Der Begriff Interkulturalität und vor allem das Attribut interkulturell werden in den Empfehlungsmaßnahmen des Leitbilds auffallend häufig verwendet, ohne dass jedoch eine Begriffserklärung formuliert wird. Und das, obwohl im diskursiven Teil des Leitfadens eine inhaltliche Distanzierung vom Konzept zu beobachten ist. Auch in maiz ist eine interkulturelle Perspektive präsent (vor allem als didaktische Aufarbeitung bestimmter Themen), sie ist aber nur eine von mehreren Ansätzen. Denn eine interkulturelle Annäherung priorisiert „Kultur“ als die zentrale Differenzdimension und die ausschließliche kulturelle Betrachtung von Migrant_innen und den mit Migration verbundenen Phänomenen bedeuten eine Einengung und verunmöglichen folglich eine Beschäftigung mit jenen Zugehörigkeitsordnungen, die entlang unterschiedlicher Differenzlinien entstehen (wie Nationalität, Ethnizität, Geschlecht, Alter, Religion, Klasse/Sozialstatus, Besitz). Im Rahmen unserer Arbeit setzen wir uns hingegen mit den Herausforderungen auseinander, diese Zugehörigkeitsordnungen nicht zu reproduzieren und zu zementieren, sondern sie zu reflektieren, zu problematisieren, zu dekonstruieren und zu verschieben. Dies wäre anhand einer vordergründigen Anwendung der interkulturellen Perspektive nicht realisierbar und würde unseren Grundsätzen nicht entsprechen.

Der Verein maiz beteiligte sich an verschiedenen Arbeitskreisen im Rahmen des Prozesses zur Erstellung des Leitbildes. Mit den von uns vertretenen Positionen waren wir in der Regel in der Minderheit – im Arbeitskreis Kultur und Religion gemeinsam mit der Kupf, die sich ebenfalls nicht beteiligt an den herrschenden konsensuellen Positionen. Wir waren u. a. nicht mit dem Vorschlag zur Errichtung eines interkulturellen Begegnungszentrums einverstanden, der letztendlich doch in den Maßnahmenkatalog aufgenommen wurde ...

Erschienen: 2008

PARTIZIPATION UND DOKUMENTARISCHER STIL

Zur Kooperation von Künstler_innen und Migrant_innen in partizipatorischen Kunstprojekten

Ich wurde eingeladen, für die Publikation „City Views Ein Fotoprojekt mit migrantischen Perspektiven“ (Martin Krenn 2004) zum Thema Kooperation zwischen Künstler_innen und Migrant_innen zu schreiben. In den Auseinandersetzungen und Diskussionen zum Thema und in Betrachtungen, Beobachtungen, Analysen und Interpretationen von *City Views* und anderen Projekten, die sich im Rahmen von Kooperationen zwischen Künstler_innen und Migrant_innen entfalten, musste (und muss) ich mich zwischen zahlreichen Feldern durchschlagen und vor dem Spiegel stehen. In diesem Text versuche ich diese Wanderungen wiederzugeben und weitere zu inspirieren. Unsere Route durchdringt Bereiche, die sich aus Fragestellungen konstituieren: Welche Bedeutung übernimmt die Forderung nach Symmetrie im Rahmen solcher Kooperationen? Welche Funktion wird der künstlerischen Praxis, die sich an einem partizipativen Ansatz orientiert, zugeteilt? Welche Implikationen im Hinblick auf die Partizipation von Migrant_innen resultieren aus der Option für einen „dokumentarischen Stil“? Warum und wozu werden die Projekte realisiert? Warum beteiligt man sich daran?

Das Streben nach Symmetrie, die Reflexion über egalitäre Formen der Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und Künstler_innen, die Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sind, steht im Zusammenhang mit dem Ziel, durch künstlerische Arbeit gegenhegemoniale Diskurse

und Formen der Repräsentation migrantischer Anliegen herzustellen. Würde ich optimistisch annehmen.

Da der Anlass für diesen Text das Projekt *City Views* ist und die Grenze der geschriebenen Zeichen innerhalb der Publikation uns nicht erlaubt, weiter über künstlerische Projekte zu reflektieren, die das „Problem der Symmetrie“ durch die Anwendung von Schlagwörtern „lösen“ und damit das Ziel der Bekämpfung von Rassismus verfehlen, möchte ich zu den oben erwähnten Kooperationsformen zurückkehren, die sich abseits von multikulturalistischen Konzepten strukturieren und reflektiert mit dem Thema der Partizipation von Migrant_innen im Projekt umgehen.

Im Projekt *City Views* kooperieren die Migrant_innen als Einzelpersonen (auch wenn einige davon Aktivist_innen sind). Migrant_innen, die in verschiedenen europäischen Städten leben und die Möglichkeit der Mitwirkung erhalten, indem sie dem Künstler Orte zeigen, die für sie wichtig in Bezug auf Migration, Rassismus und Widerstand sind. Wie Martin Krenn in einem Interview erzählt, geht es ihm bei seiner Arbeit „um einen Austausch, um die Suche nach Motiven, Sichtweisen und Inhalten, die dann letztendlich von mir fotografisch verarbeitet und durch Textkommentare der Kooperationspartner_innen erweitert und auch definiert werden.“¹² Erübrigt sich die Auseinandersetzung mit der Frage nach einer Form der Zusammenarbeit, die reflektiert mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen umgeht, wenn die mitwirkenden Migrant_innen als Einzelpersonen kooperieren? Aussagen von Martin Krenn zu seinem Projekt beweisen das Gegenteil. Der

¹² aus: *City Views*. Jochen Becker im Gespräch mit Martin Krenn. In: *Kulturrisse* 04/03. S. 34.

Künstler ist sich seiner privilegierten gesellschaftlichen Position bewusst und anerkennt die Partner_innen als Subjekte und Expert_innen: „Natürlich ändern sich aber auch meine Sichtweisen, alleine schon durch die Information, die ich über Lebensbedingungen und Widerstandstechniken von Migrant_innen im Verlauf des Projektes bekomme. Es stellt sich in den Vorgesprächen sehr schnell heraus, ob wir auf einer gemeinsamen ‚Wellenlänge‘ sind.“¹³ Und er stellt einen Zusammenhang zwischen dem Thema der Repräsentation und seiner Position als Künstler her: „Meine Projekte sind prozessorientiert, ändern sich und schlagen oft andere Wege ein. Gegenseitige Kritik mit und von meinen Projektpartner_innen ist ein Teil davon. Mir ist allerdings klar, dass ich in einer privilegierten Position bin, wo wir wieder bei der Repräsentationsfrage sind.“¹⁴

City Views ist ein Projekt von Martin Krenn, von ihm konzipiert und von ihm strukturell, organisatorisch und künstlerisch bestimmt. Die Rolle der Migrant_innen beschränkt sich auf eine Kooperation auf der inhaltlichen Ebene. Hier stehen sie im Dialog mit dem Künstler, und im Rahmen dieses Dialogs wird über das Fleisch, über den inhaltlichen Kern, über das Vermittelte bestimmt. Die Form der Vermittlung bestimmt der Künstler, auch wenn einige Entscheidungen in Absprache mit den Migrant_innen getroffen werden.

Bildet die Partizipation von Migrant_innen auf allen Ebenen eine Voraussetzung zur „Anerkennung“ eines Kunstprojekts als antirassistisches Projekt? Es ist überhaupt nicht mein Anliegen, Projekte auf politisch-antirassistische Verträglichkeit zu überprüfen. Ich bin kein_e

13 ebd.

14 ebd., S. 33.

Beamt_in irgendeiner Abteilung. Ich möchte aber trotzdem versuchen, meine Sichtweise zu vermitteln: Die Legitimität der Forderung bestimmter Gruppen von Migrant_innen nach Partizipation auf allen Ebenen eines in Kooperation durchgeführten Kunstprojektes impliziert auf keinen Fall die Unmöglichkeit einer antirassistischen Handlung innerhalb von Kunstprojekten, die diese Forderung *nicht* erfüllen. Mir erscheint allerdings von größter Wichtigkeit, dass diejenigen Elemente vermittelt werden, die den Betrachter_innen Informationen zur Verfügung stellen zu den stattgefundenen Reflexionen und Auseinandersetzungen über die Formen der Zusammenarbeit, über das Rollenverständnis, über die jeweiligen gesellschaftlichen Positionen, über die Machtbeziehungen als konstituierende Teile des Prozesses. Als Betrachter_in des Projektes *City Views* würde ich mir eine explizitere Vermittlung dieser Aspekte wünschen.

Darüber hinaus vermisse ich eine Reflexion zur Beziehung zwischen Künstler_innen und Migrant_innen im Zusammenhang mit dem dokumentarischen Charakter vieler Projekte, die Themen im Zusammenhang mit Migration behandeln. Immer mehr Künstler_innen, die ihre Praxis gesellschaftskritisch gestalten, beschäftigen sich mit der Realität in einem Prozess, der sich abseits der journalistischen Praxis entfalten will. Interessanterweise bezieht sich die erste Frage von Jochen Becker im hier bereits zitierten Interview mit Martin Krenn auf den Unterschied zwischen seiner künstlerischen Praxis und der klassisch journalistischen Arbeit. Martin Krenn erklärt den Unterschied aufgrund der Partizipationsform der in den Projekten beteiligten Personen. In seiner Arbeit beabsichtigt er, dem medialen Diskurs subjektive Sichtweisen von Akteur_innen bestimmter gesellschaftspoliti-

scher Kontexte gegenüberzustellen. Weiters betont er den Austausch zwischen seiner Position und den verschiedenen anderen Positionen. Ein Vorgehen, das auch bei *City Views* beobachtet wird. Dadurch gelingt es dem Künstler, andere Sichtweisen, andere Positionen in die Öffentlichkeit zu bringen. Diese Tatsache unterscheidet seine Arbeit von einem bestimmten medialen Diskurs (Massenmedien und solche, die der Affirmation von hegemonialen Positionen verpflichtet sind).

Aber das Prinzip der Authentizität der Aussagen und der dokumentarische Charakter – beides grundlegende Elemente des journalistischen Diskurses – übernehmen auch in Martin Krenns künstlerischer Arbeit eine wesentliche Funktion. In *City Views* fungieren die Migrant_innen als Quelle von Authentizität. Im Austausch mit dem Künstler erarbeiten sie Sichtweisen und Aussagen, die in ihrer Beziehung zur Realität im Hinblick auf Migration, Rassismus und Widerstand als Dokument fungieren.

Wenn es darum geht, anhand einer gesellschaftskritischen Arbeit im Kunstfeld, die sich nach dem partizipatorischen Ansatz orientiert, gesellschaftspolitische Felder zu untersuchen und dazu gegenhegemoniale Positionen zu vermitteln, dann wäre es eine politisch interessante und sinnvolle Entscheidung, die Partizipation im Spannungsfeld zwischen Realität und Fiktion zu situieren. Versteht man die Fiktion als eine Entfaltung der Realität, als das, was hätte sein können, dann entsteht hier mehr als die Möglichkeiten der Feststellung, der Beschreibung und der Anklage. Da hätten Migrant_innen im Rahmen von Kooperationen im Kunstfeld die Möglichkeit des Entwerfens von Perspektiven und von veränderten Realitäten.

Erschienen: 2004

JANELAS

Este não ter o que fazer, estas janelas empilheradas¹⁵ vistas pela janela de minha cozinha. Seis janelas acesas. Duas janelas apagadas. Todas empilheradas, assim como coisas são empilheradas, em sentido vertical. A quarta janela de baixo pra cima é a primeira das duas apagadas. A sétima janela é a segunda janela apagada. Não sei o que me aumenta o imprazer, se as apagadas ou as acesas. Assim meu estado: falo de janelas.

Falo e falo e mais falo. E calo o que a todo instante falo e quedo-me só, na cozinha de meu apartamento, olhando janelas empilheradas e reclamando a mim mesma do não ter o que fazer, quando ter o que fazer não me falta. Fazeres acumulam-se empilherados, sempre novos e velhos fazeres.

Hoje observo janelas e calo o que mais falo.

15 Eine entstandene Form, bestehend aus zwei anderen Verben: empilhar (stapeln) und enfileirar (anreihen, aufreihen)

FENSTER

Dieses Nichts-zu-tun haben, diese übereinander gestapelten Fenster, durch das Fenster meiner Küche betrachtet. Sechs eingeschaltete Fenster. Zwei ausgeschaltete Fenster. Alle übereinander gestapelt, so wie Sachen gestapelt werden, senkrecht. Das vierte Fenster von unten ist das erste der zwei ausgeschalteten. Das siebte ist das zweite ausgeschaltete Fenster. Ich weiß nicht, was mir die Unlust erhöht, ob die ausgeschalteten oder die eingeschalteten.

So mein Zustand: Ich spreche über Fenster.

Ich spreche und spreche und spreche weiter. Und verschweige das, was ich ständig spreche, und bleibe allein in der Küche meiner Wohnung, übereinander gestapelte Fenster betrachtend und mich bei mir selbst beschwerend, nicht zu tun zu haben, wobei was zu tun zu haben mir nicht fehlt. Aufgaben akkumulieren sich, übereinander gestapelt, immer wieder neue und alte Aufgaben. Heute betrachte ich Fenster und verschweige das, was ich am meisten spreche.

DIE PRAXIS, NOCH EINMAL

SIE GING UND TRUG IN SICH DEN HIMMEL

Sie ging und trug in sich den Himmel, grau wie er war und schwanger vom Regen. Ein Nachmittag, der graue Himmel im Magen.

Ein Fest, zu dem sie gehen wollte und nicht wollte, denn der graue Himmel. Sie schob die Zeit. *Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben*, erinnerte sie sich. Sie schob den Zeitpunkt des Weggehens durch die aus dem Warten auf den Moment des Gehens, der verschoben werden sollte, und aus dem Nicht-Wissen, was aus der Zeit und mit der Zeit zu tun, bestehende Zeit. Schließlich verließ sie die Wohnung. Die Unentschlossenheit, mit dem Bus zu fahren oder ein Taxi anzurufen. Denn sie wusste nicht wie mit dem Bus. Dann die gewissermaßen sichere Vermutung: nach der Brücke eine Haltestelle. Dort den Bus hin. Die Brücke, der Himmel. Die ersten Zeichen des Übereinstimmens zwischen Himmel im Magen und Himmel über dem Kopf, eigentlich über die überschaubare Welt um sich. Nach der Brücke, die Haltestelle. Die Unbestätigung der gewissermaßen sicheren Vermutung und die Bestätigung einer verborgenen Gewissheit: nicht die richtige Buslinie. Die klare Entscheidung: zu Fuß. Ein straighter Weg. Immer, immer und immer geradeaus. Viel später, rechts abbiegen. Zu Fuß den Himmel begleitend und tragend. Wie spät abzubiegen, konnte sie schwer einschätzen. Gehen und sehen. Sie ging und trug in sich den Himmel, der Tropfen aus einem sporadischen Regen ausgoss. Sie waren von Regen schwanger. Sie ging und stieg in die Welt ein. Sie wusste sich gern allein. Sie schaute gern allein. Sie redete gern mit sich allein. Obwohl gern, selten. Und die Intensität, die sich ankündigte, gefiel ihr.

Die Straße, die immer gerade verlief, kannte sie gut, aber nur bis zu einem Punkt. Dort, wo die Gebietskrankenkasse ist, die Ecke mit der Mozartstraße. Dass diese Straße Mozart hieß, blieb ihr weiterhin ein Rätsel. Bis dahin das Spüren der Steigerung der Intensität. Dann fernbekanntes Feld. Alles. Und sie. Sie ging. Da, ab der Kreuzung mit der Mozartstraße, nach dem Südbahnhof, nach der Khevenhüllerschule, nach diesen letzten Stützpunkten war alles fernbekannt. Fernbekannt, weil doch einige Male besichtigt. Und sie mit dem Gehen und mit dem Himmel allein, mit sich sprechend, denkend, fühlend, wahrnehmend. Die Wahrnehmung gereizt. Sie, gereizt, begann in ihrem Rhythmus die Umgebung in Details wahrzunehmen. Die Zeit war ihre Zeit. Das Vergehen der Zeit verging nach ihrem Rhythmus. Nur sie, die Zeit, die Welt.

Eine Frau ging mit dem Hund an der Leine. Ein paar Schritte von ihr entfernt. Vier Schritte von ihr entfernt. Vor ihr, vier Schritte entfernt. Auf dem gleichen Gehsteig. Eine Frau und ihr Hund. Ein reicher Hund. Gepflegtes Fell. Ein großer und robuster Hund. Sie trug eine Jogginghose, grün-blau, grün fast blau, blau fast grün. Und einen roten Pullover. Fleece, Fused gleichmäßig verteilt über den Pullover, der alt war, kein Zweifel, und billig. Wie die Jogginghose. Der Pullover streckte sich lang über den Oberkörper der Frau hinunter und mündete beengend am oberen Teil ihrer Oberschenkel. Entwarf somit eine Kurve. Eine weitere Kurve entstand aus dem Zusammendrücken des Pullovers durch eine Gürteltasche, gefesselt an ihrer Taille, wahrscheinlich ziemlich in der Nähe oder sogar über ihrem Bauchnabel. Zwei Kurven. Die dritte Kurve war weiter entfernt: kurz vor den Füßen, am Zusammen-

schließen der Unterschenkel mit den Füßen, dort am Übergang, kurz vor der Ferse, wurde die Hose eng, die groben, schweren schwarzen Turnschuhe hervorhebend. Die Haare glatt, gerade über den Schultern geschnitten, fettig, schwerbewegend. Die Frau ging einige, vielleicht vier Schritte vor ihr auf dem gleichen Gehsteig und hielt ihren Hund an der Leine an einem Nachmittag, der von Regen schwanger war. Der Hund hatte beschränkte Bewegungsmöglichkeiten und innerhalb dieser schnappte er sich einen Gegenstand aus dem Straßengraben, dessen Geruch sie, die einige Schritte dahinter ging, erreichte. Kein Gegenstand, denn es war eine Leiche und Leichen sind keine Gegenstände in unserem Sprachgebrauch. Auch wenn es sich um eine Rattenleiche handelt. Eine ziemlich verfaulte, für die Erkennung einige Sekunden erfordernde Gestalt.

Die Wahrnehmung erreichte eine Erregungsklimax, denn der Geruch, die Tatsache, dass der Hund eine Leiche beißend im Maul trug, und die Reaktion der Frau, die schnell, viel schneller als je erwartet, aus der Gürteltasche ein Plastiksackerl herausnahm und dem Hund einen noch besseren Leckerbissen anbot. Der Hund ließ die Leiche fallen. Die Frau redend mit ihm, Leckerbissen in sein Maul einführend, schob die Leiche zurück in den Straßengraben der Hauptstraße des Franckviertels. Sie schob die Leiche zurück in den Straßengraben. Ihre schwarzen Turnschuhe. Die schwarzen, mit breiten, sich ausbreitenden Sohlen, Turnschuhe. Da sie all das unternehmen musste, verlangsamte sie sich ihr gegenüber, die dann an ihr vorbei gehen musste, denn sie hatte keinen Grund sich zu verlangsamen, denn er war nie ihr Hund. Sie hatte keinen Hund, dies war nicht ihr Hund, sie hatte keinen Grund, ihn anzusprechen, ihn anzuhalten,

ihn zu überreden. Sie hatte keinen Grund, ihm die Leiche aus dem Maul zu nehmen. Aber sie schauten sich an. Sie und die Frau. Sie lächelten sich an. Die Frau, den Hund an der Leine führend, schaute sie durch die dicken Gläser ihrer Brille an, und da sie gleichzeitig auch schaute, lächelte sie ihr zu und sie zu ihr zurück, oder sie erst und die andere im Nachhinein, was als gleichzeitig zu bezeichnen wäre.

Es war eine Kreuzung. Die Ampel leuchtete rot für Fußgänger_innen. Sie stand. Sekunden danach standen die Frau und ihr Hund neben ihr. Sie fühlte sich glücklich, denn nun hätte sie die Möglichkeit, sich langsamer als der Hund voran zu bewegen und wieder wäre die Frau einige Schritte, vielleicht vier, vor ihr. Die Ampel wurde grün und die Fußgänger_innen, die da standen und warteten, sie und der Hund, bewegten sich. Wie erwartet, ergriffen der Hund und die ihn gleichermaßen begleitende und haltende Frau den Vorsprung. Sie ging und sie war glücklich. Die Frau war wieder da vor ihr, der Hund an der Leine.

Dann ein Balkon. Ein sich über den Gehsteig hinaus-
lehrender Balkon. Eine Frau saß auf einem Sessel, die Beine auseinander, ein blumiges Kleid gestrafft durch das Auseinanderklaffen der Beine, die Formen warm, rund, verschwitzt, in Erwartung des Regens, der sich nur durch sporadische Tropfen ankündigte. Die Frau, den Hund führend, blieb stehen, begann ein Gespräch mit der anderen auf dem Balkon. Sie kannten sich, sie unterhielten sich. Sie musste weitergehen, denn sie kannte die Frau auf dem Balkon nicht, sie kannte niemanden in diesem Viertel. Sie war in diesem Viertel fremd. Fremd. Sie musste weitergehen.
Sie ging selbstführend weiter.

Sie erkannte den Zeitpunkt des nach rechts Abbiegens. Er lag ein paar Schritten vor ihr. Sie bog nach rechts, dann nach links. Das Fest, zu dem sie gehen wollte und nicht wollte. Jetzt stand sie da vor den auf dem Fest versammelten Menschen. Sperriges Ankommen, sich nicht eingliedern wollen und können. Und eine Frau, bei der sie ohne wissen zu wollen, warum, den ganzen Abend nah stand. Sie spürte, dass diese Frau nicht nach dem Auflösen des Sperrigen verlangte, es war Bestandteil, sie schenkte ihm keine Aufmerksamkeit und doch. Sie erzählte der Frau, wagend und ausprobierend, über die Geschehnisse auf dem Weg zum Fest. In dieser Nacht sagte sie ihr, wagend und ausprobierend, dass sie Wörter braucht.

KARTOGRAFISCHE EINGRIFFE

Rubia Salgado im Gespräch mit Elke Krasny

Wie ist die Idee zu den Kartografischen Eingriffen,¹ zu einer aktiven Einschreibung von Migrant_innen in den Plan der Stadt entstanden?

1 Das Projekt Kartografische Eingriffe bewegt sich aktivistisch zwischen dem Raum der Stadt und Kunst- oder Kulturräumen und wurde bereits mehrmals durchgeführt:

Linz März 2000: Public Relations – Kartografische Eingriffe und Arbeit an der Öffentlichkeit; Kooperation zwischen maiz / Klub Zwei; Ausstellung im Kunst Raum Goethestrasse; Teilnehmer_innen waren Migrant_innen aus verschiedenen Ländern, die in maiz einen Deutschkurs besucht haben; künstlerische Leitung: Erika Doucette.

Innsbruck Juli 2000: Kartografische Eingriffe und Arbeit an der Öffentlichkeit; Kooperation zwischen maiz und Klub Zwei; Ausstellung in der Galerie im Taxis Palais; Teilnehmer_innen waren Brasilianer_innen, die in Innsbruck leben; künstlerische Leitung: Erika Doucette.

Steyr, November 2000: eine Kooperation zwischen maiz und Kulturverein Röd@; Teilnehmer_innen waren Frauen aus der Dominikanischen Republik, die in Steyr als Sexarbeiter_innen beruflich tätig waren; künstlerische Leitung: Erika Doucette.

Linz September 2001: Kartografische Eingriffe und Bilder gegen Rassismus – Ausstellung in der Schaufenstergalerie von maiz und Präsentation und Diskussion im Kulturverein Waschecht in Wels; Teilnehmer_innen waren Jugendliche aus verschiedenen Ländern; künstlerische Leitung: Grace Latigo.

Linz April 2003: Kartografische Eingriffe in einer virtuellen Version; diese Kartografischen Eingriffe wurden von 7 Teilnehmer_innen eines im maiz durchgeführten Computerkurses unter der künstlerischen Leitung von Ursula Kolar vorgenommen, Ausstellung in der Schaufenstergalerie von maiz.

London Mai 2004: Workshop mit Migrant_innen, die in London leben; Ausstellung in der Pump House Gallery (London); auf Einladung von der Pump House Gallery und vom Austrian Cultural Forum in London; künstlerische Leitung: Erika Doucette und Rubia Salgado.

München November 2004: Workshop mit Migrant_innen, die in München leben. Im Rahmen der Veranstaltung migrationkunstlesben/wanderinnen zwischen den kulturen: organisiert von Visiones e. V. (i.G.), LeTRA; künstlerische Leitung: Erika Doucette und Rubia Salgado.

Der Auslöser war meine Arbeit als Deutschlehrerin. In den Deutschkursen in Mainz gibt es den Block „Orientierung in der Stadt“. Dabei geht es um Beschreibungen von Wegen, um das Erfragen von Informationen. Ich dachte damals darüber nach, wie wir inhaltlich und politisch dieser „Orientierung in der Stadt“ eine andere Richtung geben könnten und nicht nur künstliche Situationen durchspielen wie „Wo ist hier der Bahnhof?“. Denn diese Art von Lernen ist von einem Prinzip geleitet, das ich als „Papageienprinzip“ zu bezeichnen pflege: da geht es um reines Wiederholen „hier muss man links gehen, dort muss man rechts gehen“ usw.

Was hat dich motiviert, der „Orientierung in der Stadt“, die auch Teil des Spracherwerbs ist, eine aktivistische Stoßrichtung und eine politische Positionierung zu geben?

Ich bin auch von meinen eigenen Erfahrungen ausgegangen. Obwohl ich nicht zu einer Gruppe von sichtbaren Minderheitsangehörigen gehöre, mache ich die Erfahrung, dass Menschen auf meine Fragen, wenn sie meinen Akzent merken, sofort mit „Nein“ antworten. Das hat mich dazu gebracht, über die Erfahrungen nachzudenken, die Migrant_innen in der Stadt Linz machen, wenn sie nach etwas fragen. Es ging um das *wie* gefragt wird?

Wie hast Du dann praktisch Deine Methode des taktischen Umgangs mit der Stadt und die „Kartografischen Eingriffe“ weiterentwickelt?

Vom Fragen nach dem Weg bin ich zu den Orten von Migrant_innen gekommen. Wo bewegen sich die Frauen? Welche Orte suchen sie auf? Wo treffen sie sich? Es gibt bestimmte Fragen, die im Verhältnis von Migrant_

innen zur Stadt wichtig sind. Welche Orte werden Migrant_innen zugeschrieben? Verbotene Orte, bedeutungsvolle Orte für Migrant_innen? Welche Orte können sie nur theoretisch betreten? Wo fühlen sie sich erwünscht/willkommen? Wo fühlen sie sich nicht erwünscht? Wo sind sie unsichtbar? Wo(hin) werden sie (vordergründig) von Mehrheitsösterreicher_innen eingeladen? Wo werden sie von Mehrheitsösterreicher_innen willkommen geheißen und begehrt? Wo halten sie sich gerne auf? Dann habe ich begonnen, das zu systematisieren.

Worin besteht die Systematisierung? Wie kann man sich die „Kartografischen Eingriffe“ als Praxis vorstellen?

Es gibt drei Phasen im Projekt. Die erste Phase ist eine diskursive. Im Vordergrund steht der erzählerische Austausch. Migrant_innen tauschen ihre Erfahrungen mit dem öffentlichen Raum aus. Sie erzählen einander über ihre Wahrnehmung des öffentlichen Raums, aber auch über das Wahrgenommen-werden im öffentlichen Raum. Da tauchen Fragestellungen auf wie: Warum gehe ich dort hin, aber nicht da hin? Wo sind wir als Migrant_innen erwünscht? Wo sind wir unerwünscht? Wo werden wir angemacht? Wo gibt es Hemmungen? Orte, die in diesen Erzählungen auftauchen sind zum Beispiel das Finanzamt, das Arbeitsamt, das Magistrat oder Lokale. Die Erzählungen beziehen sich auf Erfahrungen. Dieser Austausch wird zur Strategie der gegenseitigen Stärkung.

Die zweite Phase des Projekts ist die der kartografischen Einschreibung. Wir vergrößern den Stadtplan. Darauf werden die Bewegungen und Wege der Workshopeteilnehmer_innen eingezeichnet: „Da ist mein Weg nach Hause, da ist mein Weg zu meinen Freundinnen,

da ist mein Weg, um andere zu treffen, da ist mein Weg mit Kindern oder da gehe ich gerne hin“. So bekommt man ein Bild von der Stadt, eine kollektive Veranschaulichung der Bewegungsräume entsteht.

Die dritte Phase des Projekts ist die, die auf Veränderung abzielt, also auf die kartografischen Eingriffe, die individuell erarbeitet werden. Jede der Teilnehmer_innen bekommt ihren eigenen Stadtplan. Die Fragen, die jede der Teilnehmer_innen beantwortet, sind zum Beispiel: Was geht mir ab? Was fehlt? Was hätte ich gerne verändert? Und diese Wünsche tragen die Frauen als Eingriff in ihren Stadtplan ein. Manchmal arbeiten wir auch mit Variationen. Wir haben mit Kameras gearbeitet und zusätzlich zum Stadtplan auch das Medium Fotografie verwendet.

Welche Wünsche sind da aufgetaucht?

Im Rahmen des Deutschkurses in Linz bei der ersten Durchführung des Projektes z. B. sind die Teilnehmer_innen durch die Stadt gegangen, mit ihren handgeschriebenen Plakaten. Mit ihren Plakaten haben sie sich gegenseitig fotografiert. Das war eine öffentliche Manifestation, eine Manifestation im öffentlichen Raum. Eine Teilnehmerin hat beispielsweise geschrieben: „Ich wünsche mir einen Strand.“ Eine andere hat sich eine Treppe zum Pöstlingberg gewünscht, um hinaufgehen zu können. Sie hat das auch in den Plan eingezeichnet.

Inwiefern handelt es sich beim Wünschen um eine Strategie mit kulturpolitischem Kalkül? Wie tragen die Kartografischen Eingriffe dazu bei, die Verhältnisse zwischen Migrant_innen und der Stadt, zwischen Migrant_innen und ihrer Stadt zu verändern?

Es geht um (kultur-)politische Interventionen und Partizipation. Wir nehmen Raum/Platz ein. Wir eignen uns die Planung der Stadt an, und verändern sie nach unseren jeweiligen Bedürfnissen. Wir ergänzen einander und gehen auf die unterschiedlichen Eingriffe ein. Wir erweitern und ergänzen unseren Ort. Unsere Migrationsgeschichten und -erfahrungen in dieser Stadt werden in Form von fiktiven Stadtplänen geschrieben. Wir erfinden neue Bezeichnungen für öffentliche Orte wie Straßen, Plätze, Kreuzungen oder Märkte. Wir gliedern Gebäude, Ämter, Lokale, wichtige Häuser und Plätze unserer Geschichte in die der Stadt ein. Durch eine Neugestaltung des Stadtplans treten wir in Austausch mit unserer Umgebung.

Mit welchen Institutionen wird bei den Kartografischen Eingriffen zusammengearbeitet?

In Linz haben wir mit dem KunstRaum Goethestrasse zusammengearbeitet, in Innsbruck auf Einladung der Galerie im Taxispalais, in Steyr mit dem Jugend- und Kulturhaus Röd@, in London waren wir von der Pump House Gallery eingeladen.

Warum arbeitet ihr immer mit Kunst- oder Kulturinstitutionen zusammen?

Das war zu Beginn unserer Arbeit an den Kartografischen Eingriffen ein wichtiger Teil der Strategie. Wir besetzten Kunsträume. Dabei ging es um eine Affirmation von Kulturarbeit. Wir platzierten unsere Arbeit sehr gezielt im Kunstzusammenhang. Das hat vor allem auch damit zu tun, dass wir eine Reduktion auf Sozialräume und Sozialarbeit verhindern wollten. Das war damals, am Beginn dieser Arbeit total wichtig. Jetzt schaut

die Situation bereits etwas anders aus. maiz hat in diesem Feld Pionierarbeit geleistet. Diese Form von Arbeit ist nun als Kulturarbeit anerkannt. Nach diesen sehr harten Anfängen sind andere Projekte entstanden, auch für andere Migrant_innengruppen. Am Anfang mussten wir wirklich bei jedem Beamten Aufklärungsarbeit leisten. Es ging und geht immer noch um die Bildung von strategischen Allianzen anhand von temporären Kooperationen mit Organisationen aus dem Kultur- und Sozialbereich. So wurden und werden Bedingungen für eine Artikulation von Migrant_innen als Protagonist_innen abseits von exotischen oder folkloristischen kulturellen Betätigungen geschaffen. Diese kulturelle Artikulation von Migrant_innen siedeln wir an im Grenzbereich von Kultur- und Sozialarbeit. Wir konnten somit Beamten z. B. einen Folder von einer Galerie zeigen und sagen, das ist eine Ausstellung, das ist ein künstlerisches Projekt von Migrant_innen. Das war Teil der Aufklärungsarbeit, der strategischen politischen Überzeugungsarbeit, dass es sich nicht nur um Sozialarbeit, sondern um Kulturarbeit, um künstlerische Arbeit handelt.

Wie sahen die Kartografischen Eingriffe in Innsbruck aus?

In Innsbruck haben wir mit einer Gruppe von Frauen gearbeitet, die alle Brasilianer_innen waren. Die Arbeit mit der Gruppe gestaltete sich sehr angenehm, lustvoll und intensiv. Die Atmosphäre war speziell. Wir haben einen Tag in einem Lokal an einem See gearbeitet, aber dann auch im öffentlichen Raum, in einem Park. Die Frauen haben uns vorher schon gekannt, denn einige waren auch als Sexarbeiter_innen tätig und wurden bereits von Mitarbeiter_innen von maiz beraten. Durch diesen Kontakt zu unserer Beratungsstelle war das Pro-

jekt im Ort verankert. Dann läuft so etwas wirklich gut, das schafft eine Vertrauensbasis. Die Teilnehmer_innen haben auch die Orte bestimmt, an denen wir dann gemeinsam gearbeitet haben.

Wie wurdet ihr damals noch am Anfang dieser strategischen Arbeit kultureller migrantischer Produktion von der Galerie im Taxispalais eingeladen?

Die Einladung hat sich ergeben über die Künstler_innengruppe Klub Zwei, die mit uns schon zusammengearbeitet haben. Sie haben uns an die Galerie im Taxispalais weitergeleitet. Parallel zu „Kartografische Eingriffe“ haben wir zwei große Plakate, die wir gemeinsam mit Klub Zwei produziert haben, im öffentlichen Raum präsentiert. In der Ausstellung haben wir neben den von den Workshopteilnehmer_innen hergestellten Stadtplänen auch ein Video mit der Dokumentation des Workshops gezeigt und eine vergrößerte Kopie des Innsbrucker Stadtplans aufgehängt mit der Einladung an die Besucher_innen, ihre Eingriffe einzutragen.

Wie sah die Konstellation in Steyr aus?

Wir hatten immer wieder versucht, gemeinsam mit dem Kulturverein Röd@ in Steyr etwas zu machen. Es gab immer wieder Überlegungen, ausgehend von der Anwesenheit von Migrant_innen in der Stadt, Aktivitäten zur Förderung der Partizipation von Migrant_innen innerhalb von Röd@ zu initiieren. Wir (maiz und Rod@) haben die Einladung an verschiedene Gruppen von Migrant_innen geschickt, Leute aus verschiedenen Ländern und Kontexten eingeladen. Für den Workshop haben sich aber ausschließlich Frauen aus der Dominikanischen Republik angemeldet. In Steyr lebten damals viele Frauen

aus der Dominikanischen Republik, die als Sexarbeiter_innen tätig waren. Viele von ihnen kannten maiz bereits.

Der Workshop in Steyr war extrem spannend, meiner Meinung nach der spannendste. Die Gruppe hat sehr konkret gearbeitet, sie hatten viel Vertrauen zueinander, es war eine sehr motivierte Gruppe. Im Röd@ haben wir ebenfalls ein Großplakat für die Besucher_innen gemacht. Da gab es auch viele Eingriffe von anderen, die gekommen sind.

Kartografische Eingriffe sind – vor allem im Verlauf der Workshops – Bewusstseinsbildungsprozesse der eigenen Verortung im Stadtraum, eine reflektierende Bestandsaufnahme von Inklusionen, von Exklusionen. Bleiben nach einem Workshop Veränderungen, von denen du weißt?

In Steyr gab es für die dominikanischen Migrant_innen einen einzigen Ort, wo sie hingegangen sind, nur ein Kaffeehaus, wo sie sich wohl gefühlt haben. Der Hauptwunsch, der in der Gruppe geäußert wurde, war ein Deutschkurs. Wir haben überlegt, den Kurs in den Räumlichkeiten des Röd@ zu gestalten. Es haben dann Deutschkurse stattgefunden, auch mit Subventionen der Stadt Steyr. Wir haben so einen Raum erschlossen, haben Deutschkurse für Sexarbeiter_innen in den Räumlichkeiten eines Kulturvereins initiiert.

Und wie war der Workshop in London in die lokale migrantische Szene eingebettet?

Diese Einladung kam zustande durch das Austrian Cultural Forum und die Pump Haus Gallery, die im Rahmen einer Ausstellung Positionen von österreichischen Künstler_innen zeigte, die partizipatorische Projekte machen, die sich mit Migration auseinandersetzen. Wir

haben erst für das Projekt in der Pump House Gallery den Kontakt mit Migrant_innen hergestellt. Es war aber keine Migrant_innenorganisation involviert. Das war ein Nachteil. Uns ist zwar sehr viel gelungen in der kurzen Zeit, wir haben viele Leute besucht und sechs bis acht Frauen waren dann auch die ganze Zeit dabei. Aber wenn eine Migrant_innenorganisation involviert gewesen wäre, dann hätte es eine viel intensivere Verankerung geben können. Und für solche Projekte braucht es einfach Verankerung. Wir haben uns dort auch mit einer Gruppe von muslimischen Frauen getroffen, sie zeigten Interesse am Projekt, aber sie wollten nur in einem Raum ohne Männer arbeiten. Sie wollten in einer Moschee arbeiten, aber dann hätten wir zwei verschiedene Workshops machen müssen. So hat diese Gruppe von Frauen zwar nicht am Workshop selbst teilgenommen, aber am gemeinsamen Abschlusspicknick. Zum Picknick sind sie mit ihren Familien gekommen und die Teilnehmer_innen des Workshops haben ihnen von den Erfahrungen im Workshop erzählt.

Haben sich die migrantischen Stadterfahrungen in London von jenen in Linz unterschieden?

Im Aufbau des Workshops ging es um ähnliche Alltagsrassismen, aber die Kolonialgeschichte macht bestimmte Ebenen des Rassismus bewusster und expliziter. Und zugleich sind die meisten Menschen, wie die Frauen sagten, "polite". Die Verhaltensweisen im öffentlichen Raum sind rassistisch, aber meistens in einer Hülle von Höflichkeit eingepackt.

Ihr hattet vor, auch im Rahmen der Kulturhauptstadt Linz 09 ein Projekt zumachen, das mit Kartografie und einer

Umdeutung des Stadtplans arbeitet. Was wäre das für ein Projekt gewesen?

Für die Kulturhauptstadt Linz 09 haben wir eine Variation der Kartografischen Eingriffe konzipiert: die „Kartografischen Erinnerungen“, gemeinsam mit Manuela Pfaffenberger und Birge Krondorfer. Im Rahmen von Linz 09 wurde das nicht umgesetzt. Im Projekt sollte es vor allem um Erinnerungsarbeit, wie sie Frigga Haug entwickelt hat, gehen.

Wir sind für das Konzept davon ausgegangen, dass jede Karte lügt. Wir beschäftigten uns mit dem Verhältnis zwischen Lüge und Wahrheit und mit der Frage, wie Kartografie als Herrschaftsinstrument funktioniert. Es wäre um die Erinnerung an Erfahrungen im öffentlichen Raum gegangen: Wohn- und Arbeitsorte; markante Erfahrungen in öffentlichen Räumen; Erfahrungen bei Behörden/Ämtern; Schubhaft; Flüchtlingslager; Krankenhäuser; Lernorte; Begegnungsorte; Lust- und Spaßorte; Orte der Freizeit; Orte der Diskriminierungserfahrungen; Orte der Gewalterfahrungen usw. Es sollte aber auch um Visionen gehen, um Veränderungswünsche und auch um Erzählungen über bereits Vorhandenes, was in offiziellen Karten im Einklang mit einer hegemonialen Perspektive jedoch nicht vorkommt.

Gibt es Zukunftsperspektiven für die Kartografischen Eingriffe?

Die Methode ist wie eine Werkzeugkiste. Man macht sie auf, greift hinein, es könnte jederzeit weitergehen. Und es kann viele Folgen haben, diskursive, kollektive, eine Politisierung von Gruppen in der Auseinandersetzung miteinander und mit der Stadt.

Was ich nun auch begonnen habe, ist in den Deutschkursen mit Computer und Beamer zu arbeiten und

Google Earth zu verwenden, um nach den verschiedenen Herkunftsorten zu suchen. Manche Orte sind verschwommen. Dann kann man sich fragen, was dargestellt wird oder nicht und warum. So entstehen in der Gruppe spannende Diskussionen.

Hat es je Workshops gegeben, in denen migrantische Frauen und nicht-migrantische Frauen gemeinsam an Kartografischen Eingriffen gearbeitet haben?

Nein, aber wir diskutieren sehr viel, wie man wegkommen kann von essentialistischen Identitätskonstruktionen. Wir versuchen, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass der Begriff Migrant_in eine Konstruktion ist. Es ist verdammt schwierig, politisch zu handeln, ohne Verwendung eines Identitätsbegriffs und immer im Bewusstsein zu halten, dass es eine Konstruktion ist. In verschiedenen Kontexten wird der Begriff so oder so artikuliert. Zentral jedoch ist das Wissen über die Konstruiertheit des Begriffes, was uns seine strategische Anwendung ermöglicht.

Erschienen: 2008

„WIR GEHEN NICHT!“

Notizen zu einem Gemeinschaftsprojekt von maiz, Klub Zwei und einer Gruppe von Asylwerber_innen

„Wer genießt Sicherheit?“ fragten sich die Beteiligten des Projekts „Terra Secura“, das 2007 beim Festival der Regionen in Oberösterreich von maiz und Klub Zwei realisiert wurde. Platziert war diese Frage auf dem Dach des Stiftes Schlierbach.² Im daraus hervorgegangenen Nachfolgeprojekt „Wir gehen nicht!“³ *verkräftigen* die beteiligten Asylwerber_innen ihren Entschluss, den Kampf um ein sicheres Territorium nicht aufzugeben („Wir gehen nicht!“), und konfrontierten die Öffentlichkeit mit der Frage „Wissen Sie unseren Wunsch?“. Eine im dominierenden Diskurs nicht vorgesehene Frage, denn die Selbstverständlichkeit der allwissenden Position der Mehrheitsangehörigen über die Intentionen der Asylwerber_innen bedingt die Unmöglichkeit der Fragestellung seitens der Asylwerber_innen selbst. Durch die Anwendung des Hauptworts „Wunsch“ vollziehen die Akteur_innen eine semantische Verschiebung: vom Bedeutungsfeld der ihnen zugeschriebenen (Missbrauchs-)Absichten hin zum Feld des Rechts auf individuelle Äußerung eines Bedarfs, eines Bedürfnisses, einer Notwendigkeit. Oder sogar dem Recht auf die individuelle Äußerung eines Begehrens.

² <http://www.klubzwei.at/schlierbach.html>

³ „Wir gehen nicht!“ war ein Projekt von maiz und Klub Zwei (<http://www.klubzwei.at>) in Zusammenarbeit mit den Asylwerber_innen Jatile Bokanga, Elisa Kabamba, Patricia Maya, Christine Mbalayi, Anna Umarova.

„Wir gehen nicht!“ stellt die Sicherheitsfrage anders: Was brauchen Migrant_innen und Asylwerber_innen, damit sie sich in europäischen Ländern sicher fühlen können? Was sind ihre Wünsche und Forderungen?

Gemeinsam wurden Methoden adaptiert und angewendet, um Sprache über mögliche Barrieren hinweg als Material und Instrument der politischen Intervention einzusetzen. Die Arbeit an der Mehrheitssprache Deutsch ist markiert durch die Intention ihrer kritischen Aneignung. Ein wesentliches Merkmal dieser Arbeit ist die dreiste, ungezwungene und doch gleichzeitig fragile und vorsichtige, weil von gelernter Unsicherheit gegenüber dem hegemonial Etablierten beeinflusste, Inkursion in die Sprache. Eine Destabilisierung ihrer Formen und Strukturen, ein Sich-Herantasten an die Bildung neuer Formen und Bedeutungen werden ausprobiert. Dazu wurde sprachliches Material aus verschiedenen Quellen herangezogen. Anfangs beschäftigte sich die Gruppe mit dem Lesen und der Wieder- oder Neuschreibung der „Allgemeinen Erklärung der Ent-Sicherung“, einem Dokument, das im Rahmen des erwähnten Projekts „Terra Secura“ verfasst wurde. Im Zuge der weiteren Arbeit wurden aktuelle Berichterstattungen vor allem zum Thema Asyl aus lokalen Medien und zuletzt Wörternschnipsel und Sprachfragmente aufgegriffen, bearbeitet und in eigene Texte transformiert oder eingebaut.

Diese methodische Herangehensweise steht im Einklang mit den Grundsätzen der Arbeit von maiz im Feld der Sprachbildung und spiegelt unsere scharfe Ablehnung des staatlichen Integrationskonzepts wider, das den Erwerb der hegemonialen Sprache mit Sanktionen und Zwang verbindet. Genauso wenden wir uns gegen

das restriktive Fremdengesetz, das Deutschkenntnis-
se als Voraussetzung für die Einwanderung bestimmt,
und gegen allgemein verbreitete didaktische Konzepte,
die dem Erlernen der dominanten Sprache einen nor-
mativen Charakter verleihen. Bei maiz wird Sprache in
ihrem dialektischen Verhältnis zur Realität betrachtet,
das heißt sowohl als normative Instanz, die konstitutiv
für den Erhalt von gegebenen Machtverhältnissen ist,
als auch als Handlung und somit als realitätskonstitu-
ierend. Neben ihren Funktionen als technisches Kom-
munikationsmittel und als Mittel zur Herstellung und
Artikulation gesellschaftlicher Anerkennung⁴ heben wir
daher die Funktion von Sprache als Mittel zur Mutma-
ßung einer veränderten Realität hervor.⁵

Bereits die „Allgemeine Erklärung der Ent-Siche-
rung“ war ein Beispiel für eine Artikulation in der do-
minanten Sprache, die durch die kritische Aneignung
eines international anerkannten Dokuments sowie ih-
rer formalen und sprachlichen Struktur eine Utopie
projiziert. Sie beinhaltet Adaptionen von Artikeln aus
der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ der
UNO, Texte, die von der Projektgruppe verfasst wur-
den, und ein Zitat von Hannah Arendt, die im Artikel 0
die Grundaussage des Dokuments festlegt: „Alle haben
das Recht, Rechte zu haben.“ Die Erklärung stellt vor-
herrschende Sicherheitskonzepte auf den Kopf und for-
dert etwa: „Alle genießen die gleichen Rechte auf Un/

⁴ Vgl. Dirim, İnci / Mecheril, Paul (2010): Die Sprache(n) der Mi-
grationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul / Castro Varela, María do
Mar / Dirim, İnci / Kapalka, Annita / Melter, Claus (2010): Migrati-
onspädagogik. Beltz Verlag, Weinheim/Basel, S. 99-120.

⁵ Vgl. Freire, Paulo (1988): *Pedagogia do oprimido*. Paz e Terra, Rio
de Janeiro.

Sicherheit“, „Niemand darf auf Kosten Anderer Sicherheit genießen“ und „Die Interessen der Migrant_innen und der Asylwerber_innen gehören ab jetzt zu den allgemeinen und öffentlichen Interessen.“

Als Entfaltungen der Erklärung (re-)formuliert die Gruppe im Projekt „Wir gehen nicht!“ eine Reihe von Forderungen. Eine zentrale Position in den Diskussionen übernimmt dabei das Verb „auftauchen“. Die Kraft des Verbs speist sich aus dem Gegensatz zu einem anderen Zeitwort: „untertauchen“, das semantisch mit den Folgen der Illegalisierung von Migrant_innen und Asylwerber_innen in Verbindung steht. Für die im Projekt beteiligten Asylwerberinnen ist es verknüpft mit Aufforderungen wie „Auftauchen aus dem Rassismus!“ oder „Auftauchen aus der Illegalisierung!“. Von den formulierten Forderungen wählte die Gruppe eine, die in vier Sprachen übersetzt und auf Klebebänder gedruckt wurde: das Verb „auftauchen“ im Hintergrund der Forderung „Sofortige Legalisierung aller Asylwerberinnen“. Die Auswahl der Sprachen, in die der Text übersetzt werden sollte, entspricht den Sprachen, die in der Gruppe am meisten gesprochen wurden: Lingala, Französisch und Russisch. Als weitere Sprache kam Serbisch dazu, da die Arbeit auch in Novi Sad, im Rahmen der Ausstellung „...by the way... 12 Künstler/innen aus der Steiermark im öffentlichen Raum und im Museum für zeitgenössische Kunst der Vojvodina“, gezeigt wurde.

In weiterer Auseinandersetzung mit dem Begriff Sicherheit entstanden die Sujets, die am Beginn dieses Textes erwähnt wurden („Wissen Sie unseren Wunsch?“ und „Wir gehen nicht!“). Diese wurden auf Fahnen und Transparente gedruckt und im Lauf des Jahres 2011 im öffentlichen Raum in Österreich präsentiert.

Warum handelt die Arbeit vom Thema Sicherheit?

Ein Leben in Sicherheit gilt vielen als selbstverständlich. Doch wird Sicherheit in Europa nur selten als ein Privileg von wenigen Menschen erkannt. Dabei ist gerade die Konstruktion von Sicherheit als vermeintlich grundlegender demokratischer Wert massiv von gesellschaftlichen, sozialen, ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen abhängig. Diese Grundvoraussetzungen für ein selbstbestimmtes Leben in Freiheit und Sicherheit werden manchen Gruppen zur Verfügung gestellt und anderen vorenthalten.

Die Sicherheitslage von Migrant_innen am Arbeitsmarkt wird in starkem Ausmaß von Entwicklungen im Kontext des Neoliberalismus bestimmt, etwa der Verlagerung von Sicherheitsansprüchen in den Bereich der privaten und individuellen Selbstverantwortung und einer daraus resultierenden Privatisierung von Sozialleistungen. Ein Großteil dieser geforderten, aber auch individuell gewünschten Autonomie und Selbstversorgung ist nur möglich, weil Migrant_innen ihre Arbeitskraft billig käuflich machen. Das bietet ihnen Chancen: Arbeitsplätze im Pflegebereich, halblegale Beschäftigungen in der häuslichen Pflege oder Kinderbetreuung, Saisonanstellungen, Sexarbeit. Der Bedarf an Arbeitskräften in diesen Bereichen steigt kontinuierlich, und gleichzeitig bleiben hausarbeitsnahe Dienstleistungen sowie Pflegeberufe weiterhin Frauensache. Migrantinnen würden als Katalysator für die Emanzipation und berufliche Besserstellung der Frauen der „Mehrheitsgesellschaft funktionieren.“⁶

⁶Vgl. Castro Varela, María do Mar (2003): Zur Skandalisierung und Re-Politisierung eines bekannten Themas: „Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt“. In: Castro Varela, María do Mar / Clayton, Dimitria

In der (politischen) Öffentlichkeit wird die Gefährdung der Sicherheit anhand eines vorherrschenden Sicherheitsdiskurses vor allem den diskursiv als „Eindringlingen“ konstruierten Subjekten zugeordnet: Asylwerber_innen, Migrant_innen, Muslim_innen, Schwarze. In Entsprechung zu den kriminalisierenden Diskursen werden Gesetze verabschiedet, welche die Beschränkung bis hin zur Verunmöglichung der Bewegungsfreiheit, das Inhaftieren von Personen in Schubhaftgefängnissen, ohne dass sie eine Straftat verübt haben, die Untersagung des legalen Zugangs zum Arbeitsmarkt, den Ausschluss aus den für die Bürger_innen der jeweiligen Gesellschaften garantierten politischen und sozialen Rechten, Überwachung, Kontrolle und Eingriffe in die private Sphäre dieser Menschen und eine Reihe von anderen diskriminierenden Praktiken vorsehen. Neben den Maßnahmen, die an jene Menschen adressiert sind, die sich bereits im EU-Territorium befinden, gilt es hier die Relevanz der Maßnahmen zur Sicherung der EU-Grenzen gegen die als illegal bezeichnete Einwanderung zu betonen. Unter Berufung auf das Ziel, einen vermeintlichen Raum „der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ zu schaffen, in dem Personen, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit, an den Binnengrenzen der Europäischen Union nicht kontrolliert werden, und mit der Begründung, dass „effizientere Kontrollen an den Außengrenzen der Union (...) zur Bekämpfung von Terrorismus, Schleuserkriminalität und Menschenhandel beitragen“, wird eine im wahrsten Sinne des Wortes ausgrenzende, diskriminierende, menschenrechtsverletzende und mörderische „Sicherheitspolitik“ umgesetzt.

(Hg.) (2003): Migration, Gender und Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung. Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus, S. 17.

Vorherrschende Sicherheitsdiskurse bedeuten für Migrant_innen und Asylwerber_innen systematische Unsicherheit. Diese wird normalisiert, gesellschaftlich verankert und zugleich unsichtbar gemacht. Die im Projekt erarbeiteten Textbotschaften beruhen auf der prekären Sicherheitslage bzw. „Verunsicherungslage“ der Angehörigen dieser Gruppen. Sie stellen jedoch die Definitionsmacht der vorherrschenden Sicherheitsdiskurse infrage und entwerfen die utopische Kraft eines bewussten Protagonismus im Kampf für Gerechtigkeit und Un/Sicherheit für alle.

Erschienen: 2011

WER FRAGT? WER WIRD GEFRAGT?

Ein Interviewexperiment von maiz und Klub Zwei⁷

Einleitung

maiz und Klub Zwei lernten sich 1998 bei einem Seminar von LEFÖ⁸ zu Frauenarbeitsmigration und Frauenhandel kennen. Klub Zwei war damals mit der Konzeption des Buches „Staatsarchitektur“⁹ von „Vor der Information“¹⁰ beschäftigt. Das Buch hatte Rassismus und Migration zum Thema und legte den Schwerpunkt auf die Verstrickung der Mehrheitsgesellschaft in die Diskriminierung von Migrant_innen. maiz hatte zu dieser Zeit den Kulturbereich als Raum für politische Forderungen und Aktionen von Migrantinnen entdeckt. Sie kritisierten die gängige Reduktion migrantischer Kunst- und Kultur auf „Folklore“ als rassistisch und sexistisch und stellten dem die Definition künstlerischer Produktion von Migrantinnen als politische Artikulation und als Mittel zur Selbstreflexion, Selbstorganisation und Selbstermächtigung entgegen.

In der Folge realisierten Klub Zwei und maiz mehrere Projekte¹¹ in denen wir auch nach den Möglich-

⁷Klub Zwei, Simone Bader und Jo Schmeiser, arbeiten seit 1992 als Künstlerinnenkollektiv an der Schnittstelle von Kunst, Film und neuen Medien. <http://www.klubzwei.at>

⁸Lateinamerikanische exilierte Frauen in Österreich, <http://www.lefoe.at>

⁹<http://no-racism.net/literatur/14>

¹⁰<http://no-racism.net/literatur/15>

¹¹Zum Beispiel „Arbeit an der Öffentlichkeit“, eine Plakatserie in neun Sprachen mit Auszügen aus den Conversations mit maiz über ihre Arbeit und die politische Situation in Österreich

keiten einer egalitären Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und Mehrheitsangehörigen fragten. Wir sind uns bewusst, dass zwischen uns gesellschaftliche Unterschiede bestehen, die sich nicht so einfach aufheben lassen. Wenn wir nicht wollen, dass diese Unterschiede unbemerkt die Regie übernehmen, müssen wir sie immer wieder neu verhandeln. Denn asymmetrische Macht- und Herrschaftsverhältnisse wirken auch, wenn wir um sie wissen und sie abschaffen wollen.

In diesem Interviewexperiment interessiert uns die Frage, wie sich der Kulturbereich für feministische antirassistische Politik nützen ließ und lässt und welche Perspektiven sich jeweils für die Arbeit von Klub Zwei und maiz ergeben. Wir versuchen zudem, im Text eine gleichberechtigte Struktur des Fragens und Antwortens zu etablieren. Klub Zwei stellte Fragen an maiz; die Antworten von maiz wurden von Klub Zwei ausgewählt und editiert. maiz stellte Fragen an Klub Zwei; die Antworten von Klub Zwei wurden von maiz ausgewählt und editiert.

Klub Zwei fragt maiz

Ihr habt in den letzten Jahren den Kunstbereich für eure politische Arbeit genützt. Wann hat das gut funktioniert, wann weniger gut? Was sind zukünftige Überlegungen?

Unsere Entscheidung, im Kunst- und Kulturbereich tätig zu sein, hat mehrere Gründe. Erstens muss, um eine hegemoniale Position zu etablieren, auch das Regieren im Feld des Symbolischen angestrebt und erreicht werden. Daher die Entscheidung für eine Kulturarbeit, im Rahmen derer Diskriminierte einen Raum für Artikulation erobern und erweitern können.

Zweitens erkennen wir widerständige und utopische Potenziale in einer Arbeit, die sich im Spannungsfeld zwischen Realität und Fiktion entfaltet. Versteht man die Fiktion als eine Entfaltung der Realität, als das, was hätte sein können, dann entsteht hier mehr als die Möglichkeiten der Feststellung, der Beschreibung und der Anklage. Da haben Migrant_innen im Rahmen von Kooperationen im Kunstfeld die Möglichkeit des Entwerfens von Perspektiven und von „veränderten“ Realitäten.

Drittens wird die Präsenz von Migrant_innen in den kommerziellen Medien auf die Rolle des Objektes im Rahmen von Berichterstattungen reduziert und hier erscheinen sie in der Regel entweder als Täter_innen oder als Opfer. Durch Kunst- und Kulturprojekte ist es uns gelungen, eine andere Form der Präsenz in den Medien zu erreichen. Es wurde dann über Veranstaltungen und Aktionen berichtet und nicht über einzelne Personen und ihre „dramatischen Schicksale“. Wir konnten bestimmte Themen in der Öffentlichkeit platzieren, ohne die Migrantinnen persönlich zu exponieren und ohne viktimisierende oder exotisierende Bilder zu reproduzieren.

Eines eurer Projekte hat den Titel „Strategie der Eindringlinge“: Gelingt es euch, die eigenen Strategien im dominanten öffentlichen Diskurs zu etablieren? Wie geht ihr vor? Und wie wirken eure Schritte in Richtung „Mainstream“ bzw. „Etablierung“ auf die politische Praxis zurück?

Für uns ist es immer noch wesentlich, eigene Räume für Artikulation zu erobern und zu erhalten. Wir verstehen uns keinesfalls als Teil des Mainstreams und müssen leider immer wieder feststellen, dass bestimmte Anliegen und Positionen, die wir in die Öffentlichkeit transportieren, in

den dominanten Diskurs integriert werden, ohne dass die entsprechenden strukturellen Veränderungen vollzogen werden. Es geht um Absorption und Korruption mancher Begriffe und Positionen, die dann in hegemoniale Diskurse integriert werden und ihren Sprecher_innen ein Attest über politische Korrektheit verleihen.

Dennoch sind einige Errungenschaften zu bemerken, z. B. bei Ausschreibungen oder der Vergabe von Preisen und Stipendien auf Landes- und Stadtebene. In Oberösterreich wird der Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft nicht mehr als Kriterium angewendet. Auch von der Aufnahme in den Landes- und Stadtkulturbeirat sind Migrant_innen ohne österreichische Staatsbürgerschaft nicht mehr ausgeschlossen.

Die Präsenz in den kommerziellen Medien ist kein zentrales Ziel unserer Arbeit. Wir freuen uns selbstverständlich über interessante und respektvolle Berichterstattung, aber wir sind nicht bereit, Kompromisse zu machen. In den letzten zwei Jahren haben wir in maiz auch eine „Bewegung nach innen“ vollzogen. Ausgangspunkt war die Frage nach den Voraussetzungen für die Partizipation von Migrant_innen im Rahmen unserer eigenen Projekte. Ergebnis dieses Reflexionsprozesses ist u. a. eine verstärkte Mitgestaltung von Migrant_innen auf der Ebene der Konzeption und der Durchführung von Projekten.

Ein Beispiel ist das Projekt *migrazine* – ein online Magazin von Migrant_innen.¹² *migrazine* ist ein multilinguales Forum zur Veröffentlichung von Beiträgen von Migrant_innen. Es geht um aktuelle Themen, die eine Relevanz in Bezug auf (Frauenarbeits-)Migration bzw. auf

¹² <http://www.maiz.at/de/projekt/migrazine>

das Spannungsfeld Migration und Kulturarbeit haben. Unter einer eigenen Rubrik soll das Thema Kulturarbeit von Migrant_innen behandelt werden. Dort sollen dann z. B. relevante Informationen zur Betätigung in diesem Feld oder Interviews mit Migrant_innen, die bereits Kulturprojekte in Österreich realisiert haben, veröffentlicht werden.

Wie seht ihr retrospektiv unsere Zusammenarbeit? Was war positiv, was war negativ? Welche Kritik habt ihr heute an uns und euch? Konntet ihr die Ergebnisse unserer gemeinsamen Produktion, wie z. B. die Plakate, einsetzen, um eure politischen Ziele zu erreichen?

Die Zusammenarbeit war für uns immer sehr bereichernd, insbesondere hinsichtlich der Auseinandersetzung mit Formen der „medialen Übersetzung“ unserer Anliegen und Positionen und in Bezug auf die Reflexion über die Form der Zusammenarbeit zwischen Migrant_innen und Mehrheitsangehörigen.

Rückblickend sehen wir jedoch, dass aufgrund mangelnder Zeitressourcen die Arbeit oft nicht so realisiert werden konnte, wie wir uns das gewünscht hätten. Die beiden Plakate, die wir damals mit euch produziert haben, wurden und werden von uns im Rahmen verschiedener Veranstaltungen präsentiert und affiziert. Sie haben (leider) nicht an Aktualität verloren und dienen immer noch dem Zweck der Sensibilisierung und der Vermittlung von Informationen.

Zu Beginn unserer Zusammenarbeit wart ihr sehr kritisch gegenüber Zusammenarbeiten mit Mehrheitsösterreicherinnen und hattet schlechte Erfahrungen gemacht. Wie ist es heute: was ist gleich geblieben, was hat sich verändert? In welche Richtung müssten Überlegungen gehen?

Im Kulturbereich fand eine Reduktion der Anzahl von Kooperationsprojekten mit Mehrheitsangehörigen statt. Es gibt eine kleine Gruppe von Künstler_innen, mit denen wir arbeiten. Das sind Frauen, die wir seit Jahren kennen und mit denen wir innerhalb der Kooperationsprojekte einen kontinuierlichen Reflexionsprozess über die Möglichkeiten und Grenzen einer egalitären Form der Zusammenarbeit durchführen können. Das Interesse an einem dialogischen Prozess, der sich jenseits der Logik der Opferrolle und einer eurozentristischen Perspektive entfalten soll, ist ein wichtiges Kriterium für die Entscheidungen bezüglich Kooperationspartnerschaften.

Ästhetisch habt ihr in den 1990er Jahren viel mit Überspitzung und Übertreibung gearbeitet, um Mehrheitsösterreicher_innen durch Provokation zum Nachdenken zu bringen. Seht ihr diese ästhetische Strategie heute auch noch als richtig an?

Die Provokation ist zwar noch als ästhetische Strategie innerhalb unserer öffentlichen Interventionen präsent. Das Auffallen, das Irritieren und das Stören eingespielter Abläufe sind immer noch Teil unserer Öffentlichkeitsarbeit. Aber es hat sich doch einiges geändert. Seit einem Jahr sehen wir uns sehr stark mit Kontrollen, Sanktionen, Kürzungen und Drohungen konfrontiert. Dies trägt dazu bei, dass die Lust, der Spaß, die Ironie und der Humor zumindest temporär an Kraft verlieren.

Als Ergebnis dieser Entwicklung entstand in maiz eine neue Annäherung an die Strategie der Provokation: Die Migrationsbewegungen und die Anwesenheit von Migrant_innen provozieren eine stets restriktivere Gesetzgebung (im Fremdenrecht, in der Regulierung des

Arbeitsmarkts, in der Staatsbürgerschaftsregelung, im Asylgesetz). Auch eine Intensivierung und Verbreitung von (latenten, aufgrund der Geschichte dieses Landes auf keinen Fall als erstmalig auftretend zu bezeichnenden) Alltagsrassismen und Diskriminierungen werden dadurch provoziert.

Aus einer anderen Perspektive könnte behauptet werden, dass Migrant_innen von Rassismus und seinen Auswirkungen/Aktualisierungsformen provoziert werden. Was wird hier aber provoziert oder beabsichtigt? Welche Reaktionen sollen und können entstehen? In Bezug auf das *Sollen* könnte die Antwort lauten: Zurückhaltung, Angst und Unsicherheit, Abhängigkeit, Resignation, individualisierte Handlungen. Uns interessiert aber vielmehr die Frage nach dem was provoziert werden *könnte*: Empörung, Aktionen, Proteste, Widerstand, Erkämpfung von Gerechtigkeit.

Daher versuchen wir gemeinsam mit Migrant_innen – im Rahmen des Projektes „Leck mich – ich komme“ – der Frage nachzugehen, warum Rassismus nicht öfter als eine Provokation fungiert, die widerständige Handlungen hervorruft. Wir wollen das provokatorische Potenzial des Rassismus ausschöpfen, und das provokatorische Potenzial von Migrant_innen jenseits der Tatsache ihrer Anwesenheit in diesem Staat spielend und gestaltend erforschen. Und hier beziehen wir uns nicht auf einen Begriff von Provokation, der mit Medienöffentlichkeit, Skandal oder Aufregung verbunden ist, sondern versuchen, die im Begriff enthaltene Idee des Hervorrufens von Aktionen und Reaktionen hervorzuheben.

Welche Überlegungen muss für euch ein antirassistischer feministischer Ansatz heute beinhalten?

Durchführung eines kontinuierlichen Prozesses zur Reflexion und Formulierung bzw. Aktualisierung unserer Positionen; Experimentieren mit Formen medialer Sichtbarmachung dieser Positionen als marginalisierte Positionen.

Klare Positionierung gegen den Sex-And-Tear-Voyeurismus österreichischer Medien und gegen die Entpolitisierung der Situation der Migrantinnen durch eine „Kultur der Hilfe“.

Analyse von und Entwurf von Alternativen zu den Auswirkungen der wirtschaftlichen Veränderungen auf Lebenschancen, Arbeit und Existenzsicherung von Migrant_innen, sowie zu den Entwicklungen auf der Ebene der Gesetze (Asyl- und Fremdenrechte).

Vermittlung der Notwendigkeit der Durchführung einer Frauenpolitik, die sich nicht durch Maßnahmen des Gender Mainstreaming ersetzen lässt.

Reflexion und Ausarbeitung von Methodologien zur Ermöglichung einer Öffentlichkeitsarbeit, die gesellschaftsverändernd wirken will und sich partizipativ gestaltet.

Eine Öffentlichkeitsarbeit, im Rahmen derer Diskriminierte als Protagonist_innen einen Raum für Artikulation und Vermittlung/Sichtbarmachung erobern und erweitern können. D. h. eine Arbeit, die sich im Einklang mit dem Prinzip des Empowerments entfaltet. Empowerment wird hier als politische Strategie verstanden, die das Ziel struktureller Transformation – des Individuums und der gesellschaftlichen Verhältnisse – verfolgt.

maiz fragt Klub Zwei

Welche Elemente kennzeichnen eurer Meinung nach eine antirassistische und feministische (Kultur-/Öffentlichkeits-) Arbeit?

Jo: Das wichtigste Element ist sicher, dass diese Arbeit von vielen Frauen, Lesben, Transgendern mit unterschiedlichen Herkünften, Geschichten und Hintergründen, gemeinsam gemacht wird. Ein weiteres ist die Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Positioniertheit, der Vor- und Nachteile, die daran geknüpft sind. Jenseits der großen Binarismen Schwarz-Weiß, Minderheit-Mehrheit etc. geht es um eine komplexere Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Diskriminierungsachsen und wie diese auf uns und unsere Zusammenarbeit wirken. Wichtig ist auch die Auseinandersetzung mit den verwendeten Darstellungsmitteln. Intention und Bedeutungsproduktion stimmen nicht notwendigerweise überein. Wir müssen also bei aller Unterschiedlichkeit gemeinsam der Frage nachgehen, was für welche von uns bestimmte Bilder und Begriffe bedeuten, um eine Kultur-/Öffentlichkeitsarbeit zu entwickeln, die nicht rassistisch, sexistisch oder homophob ist.

Simone: Strukturelle Arbeit in der Kunstinstitution, die Etablierung von antidiskriminatorischen Maßnahmen, wie z. B. Antidiskriminatorische Betriebsvereinbarungen, sind wichtige Schritte, an denen ich im Moment an der Akademie der bildenden Künste mitarbeite. In zwei Workshops mit der Kultur- und Sozialwissenschaftlerin Araba Evelyn Johnston-Arthur und dem Juristen Andreas Görg wurden die Grundlagen zur Einführung einer Antidiskriminatorischen Betriebsvereinbarung an der Akademie erarbeitet. Es geht darum, auf zwei Ebenen Maßnahmen zu setzen, die Diskrimi-

nierungen aufgrund von Geschlecht, ethnischer Herkunft, Religion, Alter oder Behinderung unmöglich machen, indem Diskriminierungsformen definiert werden, Schutz für Diskriminierte gewährleistet und festgelegt wird, wie diskriminierende Personen zur Verantwortung gezogen werden. Eine Ebene ist die der Beschäftigten an der Akademie, in der sich eine Antidiskriminatorische Betriebsvereinbarung durch den Betriebsrat festschreiben lässt und die andere Ebene ist die der Studierenden und die schriftliche Festlegung in den Bestimmungen der Hochschüler_innenschaft.

Was sind eurer Meinung nach die Voraussetzungen, die dazu beitragen würden, dass im Rahmen von künstlerischen Arbeiten keine Reproduktion der hegemonialen Machtverhältnisse stattfinden, und wie können sie erfüllt werden?

Jo: Das ist eine schwierige Frage. Die asymmetrischen Strukturen der Gesellschaft wirken auch in engagierten Projekten, die egalitäre Bedingungen für alle Beteiligten herstellen wollen. Wenn z. B. ein Projekt in der Konzeptions-, Planungs-, und Durchführungsphase egalitär von Migrant_innen und Mehrheitsösterreicher_innen bestimmt wird, so können sich die hegemonialen Machtverhältnisse in der Rezeption des Projekts niederschlagen: indem etwa die Medien das Projekt nur den Mehrheitsösterreicher_innen zuschreiben und die Migrant_innen nicht nennen. Hier ist es wichtig, immer genug Zeit für Reflexion einzuplanen, um Strategien gegen Unvorhergesehenes entwickeln zu können. Eine Voraussetzung ist vielleicht, dass sich alle Beteiligten fragen, insbesondere Mehrheitsangehörige, was sie persönlich davon profitieren, wenn sie dieses Projekt machen. Dass sie einen kritischen Blick auf die eigenen

Motive und Handlungen werfen und mit den beteiligten Migrantinnen diskutieren, wie diese gleichermaßen profitieren können.

Simone: Im Schulalltag der 8c der Elly-Heuss-Realschule in München-Giesing, mit der wir im Sommer 2006 für ein Projekt in München einen Workshop gemacht haben, sind uns viele diskriminierende Rituale der Schüler_innen untereinander oder im Umgang der Lehrerin mit den Schüler_innen aufgefallen. Das hätte für uns als Außenstehende, die nur für 3 Tage in der Klasse agierten, wahrscheinlich schon genug Grundlage zur Diskussion geschaffen. Wir wollten in der Klasse Erfahrungen aus unserer Zusammenarbeit mit Migrant_innengruppen weitergeben, weil es uns interessiert hat, ein Wissen zu diskutieren, welches nicht im Lehrplan steht. Im Workshop ging es auch darum, die Schüler_innen in Gruppen zur Zusammenarbeit anzuregen. In der fotografischen Darstellung von diskriminierenden Situationen von rassistischen Alltagssituationen haben die Schüler_innen z. B. gezeigt, dass durch Nachstellung eine Verschiebung in der Darstellung entsteht, die sehr irritierend wirkt. Zwei Mädchen haben z. B. in der Giesinger U-Bahn mit einem Reinigungswagen posiert. Die eine hatte sich ein Kopftuch improvisiert und kehrte auf dem Boden etwas zusammen, während sich die andere als Arbeitgeber_in aufspielte, die zusammenkehren lässt. Beide Mädchen spielten eine Rolle, die hegemoniale Machtverhältnisse aufzeigt, diese durch die Verschiebung in der Darstellung aber auch kritisiert.

Die Migrant_innen von maiz fordern Partizipation als gleichberechtigte Partner_innen auf allen Ebenen (von der Konzipierung bis zur Durchführung und Vermittlung) eines

in Kooperation mit Mehrheitsangehörigen durchgeführten Kunstprojektes. Kann eurer Meinung nach Kunstproduktion, die diese Forderung nicht berücksichtigt, überhaupt antirassistisch sein?

Jo: Es kommt darauf an, wie darüber verhandelt wurde und welche Geschichten die beteiligten Gruppen haben. Wenn z. B. die Gruppen schon mehrere Projekte zusammen gemacht haben, also eine gemeinsame Basis haben, und ein bestimmtes Wissen über die Fallen und Schwierigkeiten der Kooperation von gesellschaftlich ungleich Positionierten besteht, dann kann es genügen, wenn nur Teile eurer Forderung berücksichtigt werden.

Wann ist Kunst politisch? Wo liegt die Grenze zur Propaganda?

Jo: Kunst ist politisch, wenn sie „politisch gemacht ist“, wie der Filmemacher Jean-Luc Godard das einmal so treffend formuliert hat. Das heißt für uns, dass die verwendeten Darstellungsmittel, die Bedingungen ihrer Entstehung und Veröffentlichung kritisch reflektiert werden. Es bedeutet auch, ein Publikum nicht als feststehend, sondern als eines, das die Arbeit erst (mit) herstellt, zu denken.

Simone: *Wie etwas gemacht ist*, ist sehr entscheidend. Die Grenze zur Propaganda verläuft genau hier: Propaganda will überzeugen und manipulieren. Propagandamaterial ist deshalb entsprechend eindeutig lesbar. Der Adressat oder die Adressatin soll überzeugt werden und eine Meinung annehmen. Wir sehen politische Kunst als eine Form, die in ihren Lesarten die Betrachter_innen zum Nachdenken bringt und zur eigenen Anschauung ermutigt, und dadurch selbst als einen politischen Prozess an.

Jo: Manipulieren heißt auch, nicht zu zeigen, was die eingesetzten Mittel bedeuten und wie sie funktionieren; das genau macht gute politische Kunst: Sie zeigt, wie sie funktioniert, was der Einsatz bestimmter Darstellungsmittel bedeutet und regt so zur Selbstpositionierung und Bildung einer eigenen Meinung an.

Und auch die Frage, die ihr uns gestellt habt, richten wir an euch. Wobei mir jetzt noch eine Ergänzung einfällt, denn aus der Frage kann man auch lesen, dass die erwähnten politischen Ziele nur unsererseits verfolgt wurden: Wie seht ihr retrospektiv unsere Zusammenarbeit? Was war positiv, was war negativ? Welche Kritik habt ihr heute an uns und euch? Konntet ihr die Ergebnisse unserer gemeinsamen Produktion, wie z. B. die Plakate, einsetzen, um eure politischen Ziele zu erreichen?

Jo: Das ist interessant, dass ihr uns diese Frage zurückgibt. Hier zeigt sich, wie schnell es geschehen kann, dass die politischen Forderungen und Ziele in einer Zusammenarbeit mit Mehrheitsösterreicher_innen plötzlich den Migrant_innen zugeschrieben (und an sie delegiert?) werden. Danke für die Kritik. Eines unserer politischen Ziele im Zuge der Veröffentlichung der Plakate im Kunstbereich war, dass viele Künstler_innen Kooperationen mit Migrant_innen beginnen werden, die sich nicht nur auf das Thema des Rassismus beschränken, und dass Künstler_innen und Kunstinstitutionen ihre Einladungspolitik, ihre Veranstaltungen und ihre Strukturen auf rassistische und sexistische Diskriminierung überprüfen. Diesbezüglich herrscht aber heute noch immer der gleiche Handlungsbedarf wie damals.

Simone: Wir haben die Plakate z. B. im Workshop mit den Jugendlichen in München eingesetzt, um ein Wissen zu vermitteln, das an Schulen nicht angeboten wird. Für uns war die Zusammenarbeit mit maiz sehr lehrreich. Dieses Wissen in München zu vermitteln, war für uns eines unserer politischen Ziele. Ob wir dieses Wissen vermitteln konnten, ist vielleicht an den Plakaten und Postkarten, die wir mit den Schüler_innen entwickelt haben, ablesbar. Aber in der Arbeit mit euch waren wir diejenigen, die ein Aufnahmegerät mitgebracht haben und Fragen an euch gestellt haben. Wir nahmen als Mehrheitsangehörige die Seite der Produzent_innen ein und standen „hinter der Kamera“. Wir haben als Künstler_innen das Aufgenommene formatiert und die Plakate grafisch gestaltet und die Inhalte unserer Gespräche visualisiert. Es ist also offensichtlich, dass eine Asymmetrie wiederholt wird, die in der Gesellschaft vorhanden ist. Wir hätten auch das Visuelle gemeinsam verhandeln können, was wir mangels Zeitressourcen nicht machen konnten. Auch wenn es nicht leicht war, zu Ergebnissen zu kommen, haben wir es mit den Jugendlichen in München mehr in diese Richtung gebracht. Dort waren andere Asymmetrien vorhanden: Altersunterschied, Schulsituation und Verpflichtung zur Anwesenheit, die Tatsache, dass alle anderen Klassen während unseres Workshops hitzefrei hatten etc. Es ist wichtig, dass bei dieser Textproduktion auch Fragen an uns gestellt werden, dass Fragen, die wir euch stellen, auch an uns zurückgegeben werden. Dadurch wird unsere gesellschaftliche Positioniertheit sicherlich auch lesbarer.

Erschienen: 2008

WARUM GLAUBST DU, DASS ICH TANZEN GEHE?

KAPUzine: Du lebst seit 1987 in Österreich und genauso lange in Linz. Was verschlug dich hierher? Was war der Grund, aus Brasilien zu emigrieren?

Rubia Salgado: Ich bin eine der ca. 2,5 Millionen Brasilianer_innen, die im Ausland leben. Diese Zahl spricht schon für sich, oder? Warum wohl wandern so viele Brasilianer_innen aus? Linz hat mich verschluckt. Ich habe Linz verschluckt. Die Verdauung dauert an. Wenn ich nicht da wäre, wäre ich woanders. Es ist halt hier, wo ich zurzeit bin und ich bin im Verhältnis zum Umfeld, wobei die Lust an der Arbeit am Umfeld Teil meines Seins ist. Daher genieße ich es, in Linz zu leben, weil ich es als Raum zu gestalten versuche. Raum im weitesten Sinn: Wohnraum, Arbeitsraum, Kulturraum: politischer Raum. Linz war ein Zufall. Nicht meine Lust Linz mitzugestalten, Linz zu verändern.

Was waren deine ersten Eindrücke von dem Land, das sich bis dato nie als Einwanderungsland deklarierte, geschweige denn sich als solches verdient gemacht hätte?

Ich war schockiert über die Medienlandschaft. Die Kronen Zeitung war mein erster Schock. Dann folgten andere Schocks. Die Schocks dauern an.

Hat sich die Lebensqualität für dich in den letzten 15 Jahren verändert? Gab es diesbezüglich einschneidende Erlebnisse und Erfahrungen?

Von Sklav_in in einem österreichischen Haushalt zur Angestellten in einer Selbstorganisation von Migrant_innen ist doch ein langer Weg. Aber dieser ist kein ebe-

ner Weg gewesen, und so sehr ich mir ein nicht allzu holpriges Flussbett für meinen weiteren Weg wünsche, weiß ich, dass meine (vielleicht schon nahe) Zukunft nicht von prekären Arbeits- und Lebensbedingungen verschont bleiben wird. In maiz wissen wir nie, wie es weitergehen wird, wir kämpfen ständig um Förderungen, wir leben in totaler Unsicherheit. Eigentlich könnten wir daher die Fortführung unserer Arbeit nicht einmal mittelfristig planen, aber wir sind hartnäckig und planen trotz aller Ungewissheit die zukünftige Entwicklung der Arbeit. Bis jetzt haben wir es geschafft, mal sehen, wie lang es noch geht ...

Du bist eine von vielen Protagonist_innen von maiz, dem Autonomen Zentrum von und für Migrantinnen in Linz. In welche Arbeitsbereiche gliedert sich dieses Selbstverständnis?
Ich bin eine der Gründer_innen von maiz und glaube damit deine Frage hinsichtlich des Worts „Selbstverständnis“ teilweise beantwortet zu haben. Neben den zwei anderen Gründer_innen, Luzenir Caixeta und Tania Araujo, habe ich die Entwicklungen in maiz stark geprägt. Dass es in maiz möglich ist, an der Schnittstelle zwischen politischer Bildungsarbeit, Kulturarbeit und Öffentlichkeit zu arbeiten, und dass ich hier tätig bin, ist sicher kein Zufall. Diese Verortung hat sehr viel mit meiner Geschichte zu tun, mit meinen Interessen, Neigungen, Kompetenzen und meiner Annäherung an die Welt.

Du bist vor allem im Kulturbereich tätig. Gibt es da gewisse Hauptaufgabengebiete in deiner Arbeit? Aktuelle Projekte?
Ich bin nicht nur im Kulturbereich tätig. Ich bin auch mit der Konzepterstellung und Durchführung von EU-

Projekten im Bildungsbereich beschäftigt ... Im Bereich der Kulturarbeit von maiz geht es hauptsächlich um die Durchsetzung der Forderung nach Partizipation von Migrant_innen als Akteur_innen im Kulturbereich. Eine Teilnahme, die nicht gleichzusetzen ist mit Integration oder Anpassung. Eine Partizipation, die Migrant_innen in keiner exotisierten Rolle festnagelt, die sich mit Themen wie Pflege der Traditionen in der Migration kritisch auseinandersetzt, und die letztendlich Teil eines strategischen Vorgehens ist, um einen gegenhegemonialen Diskurs zu konstituieren und zu verbreiten. Auch die Auseinandersetzung mit Formen der Repräsentation und mit weiteren Themen wie Zusammenarbeit mit Mehrheitsangehörigen, Allianzenbildung und Symmetrie spielt hier eine wichtige Rolle.

In den Massenmedien wird das Thema „Prostitution & Migration“ meist nur mit dem Schlepperwesen in Verbindung gebracht und selten die Lebens- und Arbeitsbedingungen von (migrierten) Sexarbeiter_innen thematisiert. Gibt es diesbezüglich Angebote und Forderungen von maiz?

Ja, maiz leistet hier in Oberösterreich Pionierarbeit, die bewirkt hat, dass das Thema in der Öffentlichkeit anhand einer nicht-moralisierenden Annäherung diskutiert wird. Wir bemühen uns um die Durchsetzung eines Diskurses, der sich von der dualistischen Betrachtung der Sexarbeiter_innen als Opfer oder Täter_innen unterscheidet. Unsere Arbeit in diesem Bereich umfasst: Bildungsarbeit mit und für Migrant_innen in der Sexarbeit; Aus- und Weiterbildung sowie Begleitung von Multiplikator_innen, Schaffung eines Netzwerks von Prostituierten-, Frauen- und Gesundheitsorganisationen; Bewusstseins- und Bildungsarbeit für die

mehrheitsösterreichische Öffentlichkeit; öffentliche Interventionen und Provokationen; Medienarbeit; Kulturprojekte.

Seit wann gibt es maiz? Wie viele Leute sind dort engagiert? Wie sieht die Infrastruktur aus?

1994 haben wir mit der Arbeit begonnen – letztes Jahr haben wir 100 Jahre maiz gefeiert! Derzeit arbeiten ca. 30 Frauen in den verschiedenen Arbeitsbereichen von maiz. Alle sind angestellt, manche davon mit 40 Stunden, viele sind nur teilzeitbeschäftigt, einige geringfügig. Viele dieser Mitarbeiter_innen sind in den verschiedenen Bildungsmaßnahmen tätig. In der Beratung sind 4 Mitarbeiter_innen eingesetzt. Zusätzlich arbeiten 2 Streetworker_innen im Bereich Sex&Work. Dann gibt es den Kulturbereich, die Öffentlichkeitsarbeit, Bereiche in denen es kaum Geld gibt ... Und auch die Administration. Hier sind einige Frauen mit der undankbaren Aufgabe der Verwaltung, Buchhaltung usw. beschäftigt. Wir führen auch verschiedene EU-Projekte durch – auch hier sind weitere Mitarbeiter_innen angestellt. Außerdem wird bereits seit einigen Jahren die Arbeit im Forschungsbereich realisiert.

Zur Infrastruktur: Neben den „alten“ Räumlichkeiten in der Hofgasse haben wir seit ca. zwei Jahren einen zusätzlichen Raum für die Durchführung von Kursen in der Altstadt gemietet. Seit Jänner 2005 gibt es weitere Räume in der Klammstraße. Die ständige Erweiterung der Räume ergibt sich durch den enormen Zufluss von Kursteilnehmer_innen (der Lehrgang zur Vorbereitung für den Hauptschulabschluss wird z. B. von ca. 70 Jugendlichen besucht, wir führen 3 parallele Deutschkurse für Frauen, die täglich stattfinden) und durch die wach-

sende Zahl von Migrant_innen, die unsere Beratungsstelle aufsuchen. Es sind immer sehr viele Menschen da und wir wissen, dass es genug Nachfrage für weitere Angebote gäbe. Die Lage ist dramatisch, die Lebens- und Arbeitssituation von Migrant_innen in diesem Land wird im Zuge der Entwicklungen am Arbeitsmarkt und der restriktiven Gesetzgebung immer schwieriger.

Ich möchte hier hervorheben, dass die Verwaltungskosten – inklusive Infrastruktur – weniger als 10% der gesamten Ausgaben von maiz betragen!

Euer Bedarf an monetärer Unterstützung wird wahrscheinlich relativ groß sein. Wie finanziert sich maiz? Steht der Verein mittelfristig auf soliden Beinen?

Es gibt eine Basisfinanzierung seitens Stadt Linz, Land Oberösterreich und Bund. Von der Sozialabteilung der Stadt Linz gibt es einen mittelfristigen Finanzierungsvertrag, alles andere müssen wir jedes Jahr neu verhandeln. Wenn wir aber lediglich auf die Basisfinanzierung angewiesen wären, würde maiz nur in einem sehr kleinen Umfang existieren. Daher brauchen wir die großen EU-Projekte. Dadurch können wir z. B. die Arbeit im Bildungsbereich in der aktuellen Form durchführen.

Autonom, politisch, emanzipatorisch, kritisch und fordernd. Jedweder Amts- und Würdenträger, Politiker und Hasenfuß wird wohl Angst vor maiz haben. Wie geht es euch in der praktischen Beziehung zur lokalen Politik, Beamten-schaft und Bevölkerung?

Geliebt zu werden von den Repräsentant_innen der Mehrheitsgesellschaft war nie ein Ziel. Wir leisten als diskriminierte Gruppe politische Arbeit und keine Befriedungs- oder Schmeichlereipolitik.

Im Nachbarstaat wurde auch im Zuge des Migrationsprozesses von der „Deutschen Leitkultur“ gesprochen. Ein grau-siger Terminus für einen reaktionären gedanklichen Hintergrund. Wie bewertest du dieses allgemein propagierte und scheinheilige Integrationsmodell in Europa, das auf Kosten der kulturellen Autonomie der Migrant_innen Europa vor der „Überfremdung“ schützen soll?

Unsere Antwort ist die Anthropophagie. Das Fressen von Menschen... Denn: „Nur die Anthropophagie verbindet uns. Soziologisch. Wirtschaftlich. Philosophisch.“

Short Cuts

Wobin gehst du Tanzen in Linz?

Warum glaubst du, dass ich Tanzen gehe? Manchmal ergibt es sich, dass ich tanze. Aber ich „gehe nie tanzen“.

Dein Bezug zur Musik?

Ich mag klassische Musik. Meine erste Verbindung zu eurem Land war übrigens Schönberg. Auch die nicht kommerzielle brasilianische Musik mag ich sehr, denn da gibt es eine wunderschöne Kombination von Text und Musik. Musikrichtungen wie z. B. solche, die auf Sendungen wie Ö3 gespielt werden, machen mich extrem grantig, ich halte es einfach nicht aus.

Was fehlt in Linz?

Unter vielen anderen Sachen, würde ich hervorheben: Die Möglichkeit des Seins im öffentlichen Raum, ohne ständig kontrolliert und überwacht zu werden.

Betreibst du Sport?

Sport tötet.

Dein Lieblingsessen?

Wenn du gewusst hättest, dass ich hier über Anthropologie reden würde, hättest du diese Frage vielleicht nicht gestellt ... Aber Palatschinken habe ich auch sehr gern.

Gibt es Menschen, die dich in deinem Leben besonders beeinflusst haben?

Ja, ich wurde von einer Nachbarfamilie parallel zu meiner eigenen Familie „adoptiert“. Durch sie kam ich bereits als Kind in ein sehr besonderes Verhältnis zur Kunst, insbesondere zur Literatur und Musik.

Gibt es Lieblingsgaststätten in Linz für dich?

Ich habe das alte Café Landgraf sehr gern gehabt. Dort habe ich mich in meinen ersten Jahren hier in Linz sehr wohl gefühlt. An diesem Ort habe ich für ca. 1 Jahr Portugiesischstunden gehalten. Es gab nie Probleme ... Sonst gibt es kein anderes Lokal, das ich erwähnen würde ...

„Die Verwandlung“ oder „Amerika“?

„Ein Bericht für eine Akademie“!

Hast du eine(n) Lieblingsautor(in)?

Nein, es gibt aber welche, die mich schon sehr lange begleiten: Clarice Lispector und Fernando Pessoa.

Wo siehst du dich in 10 Jahren?

Schreibend ... das Schreiben als Ort ...

Erschienen: 2005

AQUARIUMSGESCHICHTEN

Umgeben vom Aquarium
in welchem sich das Leben abspielt
betrachtet sie
und wird betrachtet
erfindet sie Aquariumsgeschichten
die teilweise wahr sind oder auch nicht
erfindet sie sich selbst in Geschichten
die teilweise wahr sind oder auch nicht.
Manchmal taucht Freitag auf
sie machen Sex miteinander
und sie taucht in die Augen von Freitag ein.
In dieser Geschichte kommt Freitag aus dem
Norden und hat blaue Augen.
Dann geht Freitag
und sie lebt weiter
umgeben vom Aquarium.

LECK MICH - ICH KOMME!

Provokationen des Rassismus und die antiras- sistische Handlung von Migrant_innen

Wird der ansonsten dominante Blickwinkel unterlaufen und werden Migrant_innen in der Selbst- und Fremdwahrnehmung nicht mehr nur als passive Opfer ihres Status gesehen, dann kann die Anwesenheit von Migration auch das Potenzial zur Provokation enthalten, die das Dominante und Gewohnte infrage zu stellen vermag.

Wer an politischen Prozessen teilnehmen oder mitbestimmen darf, ist von der Definition einer „vollen“ Bürger_innenschaft abhängig. Dadurch entsteht eine Differenzierung zwischen denjenigen, die teilnehmen sollen und dürfen (Staatsbürger_innen), und denjenigen, die teilnehmen wollen, die notwendigen Kriterien aber nicht erfüllen und folglich nicht teilnehmen dürfen (Nicht-Bürger_innen). (Fach 2004) Diese Feststellung bezieht sich nicht ausschließlich, aber hauptsächlich auf die Ausübung der Bürger_innenrechte – wie das Wahlrecht und andere Grundrechte, gleichen Zugang zu öffentlichen Ämtern, Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des Aufenthalts, Einreise und Auswanderung, Freiheit der Erwerbstätigkeit, Petitionsrecht, Vereins- und Versammlungsfreiheit, Meinungs- und Pressefreiheit, Recht auf Bildung; Freiheit der Berufswahl und der Berufsausbildung usw.

Gegenwärtig wird die Anzahl derjenigen, die teilnehmen sollen, aber trotzdem nicht teilnehmen wollen, größer, und dies nicht nur hinsichtlich der Ausübung des Wahlrechts, sondern auch im Zusammenhang mit allgemein gesellschaftspolitischen partizipativen Prozes-

sen. Es wird in diesem Zusammenhang von Politikverdrossenheit oder -entfremdung gesprochen.

Auch innerhalb der Migrant_innen, die per Gesetz teilnehmen dürfen (also bereits eingebürgerte Migrant_innen), scheint es ein Desinteresse an politischen Prozessen, eine Politikverdrossenheit zu geben (vgl. Jenny 2003). Migrant_innen, die nicht teilnehmen dürfen, treten lediglich in vereinzelten Aktionen als partizipationsbegehrend und um Partizipation kämpfend auf. Die Mehrheit hält sich abseits solcher Bestrebungen.

Sind die Anstrengungen, das tägliche Leben zu organisieren, die notwendig und enorm zeitaufwändig sind, Grund für dieses Desinteresse? Oder hat dies auch mit der hegemonialen Selbst- und Fremdwahrnehmung von Migrant_innen zu tun und damit nicht zuletzt mit der gegenwärtig zentralen Ideologie des Empowerments, die innerhalb der herrschenden Denkweise durch die Abwesenheit einer Reflexion über strukturelle Missverhältnisse gekennzeichnet ist?

Unsere Annäherungsoption

Im Gegensatz zum vorherrschenden Bild der passiven und geduldeten Migrant_innen, möchten wir Migration als widerständige Strategie im Kontext einer weltweit konsolidierten neoliberalen Marktwirtschaft verstehen. Wir gehen daher davon aus, dass sich im Rahmen internationaler Migrationsbewegungen sich eine enorme Anzahl von Menschen der Logik des Neoliberalismus widersetzt, die einerseits „die freie Zirkulation des Kapitals, der Güter, des Konsums und der produktiven Prozesse erzwingt, doch andererseits die Mobilität der Arbeitskraft und die freie Zirkulation der Menschen verurteilt und begrenzt – ein Prozess, der sich verstärkt,

wenn es um arme und/oder diskriminierte Ethnien geht“. (Araujo/Caixeta 1999)

In den „Zielländern“ rufen also die Migrationsbewegungen, die Anwesenheit von Migrant_innen eine stets restriktiver, protektionistischer und diskriminierender werdende Gesetzgebung (im Fremdenrecht, in der Regulation des Arbeitsmarkts, in der Staatsbürgerschaftsregelung, im Asylgesetz) hervor. Auch eine Intensivierung und Verbreitung von Alltagsrassismen und Diskriminierungen wird dadurch provoziert.

Es kann also behauptet werden, dass Migrant_innen von Rassismus und seinen Auswirkungen/Aktualisierungsformen provoziert werden.

Was aber wird hier provoziert?

Welche Intentionen stehen dahinter?

Welche Reaktionen sollen und können entstehen?

Statt Angst, Instabilität und Zurückhaltung, Unsicherheit, Abhängigkeit, Spaltung und Reproduktion des Diskurses der Provokateur_innen, Resignation und isolierte Handlungen als intendierte Reaktionen der Herrschaftslogik zu thematisieren, interessiert uns vielmehr die Frage, was an widerständigen Reaktionen provoziert werden *könnte*: Empörung, Aktionen, Proteste, Widerstand, Interventionen, politisches Engagement und Handlung, der Entwurf von Perspektiven und die Erkämpfung von Gerechtigkeit.

Wir weigern uns zu akzeptieren, dass Provokationen nur mehr in religiösen Belangen (wie derzeit häufig behauptet wird) imstande sind, widerständige Reaktionen hervorzurufen. Auch wollen wir uns mit Erklärungen wie allgemeine Politikverdrossenheit, Individualisierungsprozesse und neoliberalen Empowerment-Ansätzen nicht zufrieden geben.

Innerhalb einer politischen Kulturarbeit, die dem passiven Konsumieren aktive Teilnahme entgegenstellen will/kann/soll, wollen wir daher Empowerment als einen Prozess sehen, in dem eine Gegenmacht aufgebaut werden kann. Dazu soll die Stärkung der gemeinsamen Handlungs-, Entscheidungs- und Interventionskompetenzen von gesellschaftlich systematisch diskriminierten Gruppen vorangetrieben werden.

Die Auseinandersetzung im Sinne einer Frage nach Anfang und Fortsetzung eines solchen Prozesses gewinnt insbesondere im Zusammenhang mit der Entwertung des Politischen bei gleichzeitiger Abschaffung demokratischer Rechte eine relevante Dimension.

Anstatt die Öffentlichkeit zu provozieren, anstatt zu überlegen, ob Provokation ein adäquates Instrument der politischen Arbeit ist, wollen wir den Blickwinkel verschieben und vielmehr die Frage aufwerfen, warum Rassismus nicht öfter als eine Provokation fungiert, die widerständige Handlungen hervorruft. Wir wollen das provokatorische Potential von Rassismus ausnützen.

Dabei beziehen wir uns nicht auf einen Begriff von Provokation, der in Verbindung mit Medienöffentlichkeit, Skandal oder Aufregung steht, sondern versuchen, die im Begriff erhaltene Idee des Hervorrufens von Aktionen und Reaktionen aufzugreifen.

Die Umsetzung

Um das widerständige Handlungspotential von Migrant_innen als Reaktionen und *Aktionen* auf die rassistische Provokation hin zu erforschen und zu fördern, erscheint es sinnvoll, uns in der konkreten Arbeit auf eine fiktionale Ebene zu begeben. Im fiktionalen Territorium bildet die persönliche Identifizierung von (Aus)sagender

mit (Aus)sagen keine Regel. Es handelt sich um Aussagen „fiktiver Personen“, die zwar von konkreten und persönlichen, gesellschaftlichen und geschichtlichen Erfahrungen geprägten Menschen erfunden wurden, aber mit diesen Menschen nicht identisch sind. Im Bewusstsein dieser Distanz können die Gestaltenden etwas riskieren und so ein endloses Entfaltungspotenzial der Wirklichkeit erkunden und entdecken. Die Unterscheidung zwischen dem reproduktiven und dem utopischen Imaginär ist wichtig für die Entscheidung bezüglich der Option einer Durchführung dieser Arbeit auf der fiktionalen Ebene:

„Das utopische Imaginär schafft eine andere Realität, um Fehler, Unglücke, Niedertracht, Beklemmungen, Unterdrückungen und Gewalt der vorhandenen Realität zu zeigen und um den Wunsch nach Veränderungen in unserer Imagination zu erwecken. Während das reproduktive Imaginär versucht, unseren Wunsch nach Transformation zu ersticken, versucht das utopische Imaginär diesen Wunsch in uns hervorzuheben. Durch die Erfindung einer Gesellschaft, die nirgends und niemals existiert hat, hilft uns die Utopie, die vorhandene Realität kennen zu lernen und nach Veränderungen zu suchen.“ (Chauí 2001, S. 136)

Forum-Theater als Weg zu widerständigen Reaktionen

Im Kontext dieser Überlegungen führte maiz (unter der Leitung von Galia Baeva und Marissa Lobo) gemeinsam mit einer Gruppe von Migrant_innen das Projekt „Leck mich – ich komme!“ durch, das sich des Forum-Theaters – eine der Formen des Theaters der Unterdrückten, das von Augusto Boal entwickelt wurde – bediente.

Als erster Schritt wurde ein Workshop für die Gruppe abgehalten, dessen Zweck die inhaltliche Auseinan-

dersetzung mit dem Themenkreis Rassismus, Widerstand und Partizipation war.

Unter der Leitung einer Forum-Theater-Pädagogin entwickelte die Gruppe dann ein Stück, in dem eine Konfrontation mit Rassismus (auch in seinem Zusammenspiel mit Sexismus) abgebildet wurde. Bei den Präsentationen wurden die Zuschauer_innen eingeladen, aktiv im Stück mitzuwirken, um, wie oben bereits erwähnt, aus rassistischen Provokationen Möglichkeiten einer Reaktion und widerständigen Aktion zu entwerfen und zu erproben. Wie beim Forum-Theater üblich, wurde das Stück von einer Spielleiterin moderiert. Anschließend an jede Präsentation fand eine Reflexion in der Gruppe (Schauspieler_innen und Publikum) über die Prozesse und Erkenntnisse statt. Diese wurden laufend dokumentiert, um eine Selbstevaluation zu ermöglichen, die die Reflexion über das eigene Handeln aller am Prozess Beteiligten gewährleistet.

Literatur

- Chauí, Marilena (2001): *Convite à Filosofia*. Editora Ática, Sao Paulo, S. 136.
- Fach, Wolfgang (2004): Partizipation. In: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hg.) (2004): *Glossar der Gegenwart*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Jenny, Marcello (2003): Politikinteresse und Bereitschaft zur politischen Partizipation bei MigrantInnen in Wien. In: *Wiener Hefte zu Migration und Integration in Theorie und Praxis* 01/03, Wien.
- Araujo, Tania / Caixeta, Luzenir (1999): Die Macht der Migrantinnen. Armut und Migration als Phänomene der Globalisierung und deren ethische Konsequenzen. In: *Schlangenbrut*, 64/1999.

Erschienen: 2006

DAS SCHLIMMSTE

Das Schlimmste wäre von einer Schlange geschluckt zu werden, denkt sie und atmet erleichtert aus, denn das Schlimmste liegt weit entfernt. Eine riesige Schlange, die sich um den Mensch zuerst wickelt, um seine Knochen zu brechen. Dann schluckt sie den Menschen, der wahrscheinlich noch in Schmerzen und in verzweifelter Ohnmacht, wahrscheinlich am Rand der Resignation steht. Eine riesige Schlange, die den Menschen schluckt, weil die Substanzen, woraus der Mensch gemacht ist, sie zu ernähren vermögen. Diese riesige Schlange, die den Menschen schluckt, weil der Mensch ein Tier ist. Das Schlimmste liegt weit entfernt, denkt sie und atmet erleichtert aus.

Zu Autor_in und Herausgeberin

Rubia Salgado ist als Erwachsenenbildner_in, Kulturarbeiter_in und Autor_in in selbstorganisierten Kontexten tätig.

Schwerpunkte ihrer Arbeit liegen im Feld der kritischen Bildungs- und Kulturarbeit in der Migrationsgesellschaft. Sie arbeitet in Forschungs- und Entwicklungsprojekten im Bereich der Erwachsenenbildung für Migrant_innen, als Unterrichtende in der Erwachsenenbildung (Deutsch als Zweitsprache, Alphabetisierung, Kulturvermittlung) und in der Aus- und Weiterbildung von Lehrenden sowie als pädagogische Leiter_in der Bildungsarbeit mit Migrant_innen in maiz.

Sie ist Mitgründer_in und Mitarbeiter_in der Selbstorganisation maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen, absolvierte ein Lehramtstudium (Portugiesisch und Literaturwissenschaft) in Rio de Janeiro/Brasilien und ist als externe Lektor_in an Universitäten und Hochschulen tätig.

Aktuell schreibt sie eine Dissertation zur Literatur von [brasilianischen] Autor_innen im deutschsprachigen Raum.

Andrea Hummer ist Soziologin und Mitgründerin des eipcp.

Sie ist im Bereich Konzeption/Organisation von Projekten (vor allem im Kulturbereich), als externe Lektorin der Universität Linz, als Unterrichtende in der Erwachsenenbildung, als Kuratorin, Moderatorin und PR-Beraterin tätig.
www.buero-hummer.at

Erscheinungsgeschichte der Beiträge

Die Texte in diesem Buch basieren in vielen Fällen auf Artikeln von Rubia Salgado, die in den letzten 20 Jahren in verschiedenen Medien erschienen sind.

Notizen über das Menschenwerden, Affen, Migrant_innen und Kulturarbeit
Kupf Zeitung 86/2/00

Im Bordell
Auszug aus dem Text „Anthropophagischer Protagonismus“ von Luzenir Caixeta und Rubia Salgado. transversal 01/01 „cultura migrans“, <http://transversal.at/transversal/0101>

Meine Liebste – Teil 1
20er Die Tiroler Straßenzeitung 47/03

Beabsichtigt ist eine tiefe Veränderung im kollektiven Denken
<http://www.kupf.at/projekte/archiv/kampagne/texte/beabsichtigt-ist-eine-tiefe-ver-nderung-im-kollektiven-denken>, 2008

Zusammenarbeit: Wenn Migrant_innen Voraussetzungen nennen
Allianzenbildung zwischen Kunst und Antirassismus: Annäherungen, Überschneidungen, Strategien, Reflexion. Herausgegeben von Ljubomir Bratic, Daniela Koweindl, Ula Schneider, 2004

Repräsentation und Praxis
Kulturrisse, Juni 00, 2000

Transnarrative auf der Suche nach.
Transversal. Kunst und Globalisierungskritik. Herausgegeben von Gerald Raunig, Verlag Turia + Kant, Wien, 2003

Anthropophagie und Akkulturation: eine Begegnung beim Ficken
Kupf Zeitung 80/1/99

Die Anthropophagie aus der Perspektive von Migrant_innen im europäischen Territorium
Entre Pindorama. Verlag für moderne Kunst Nürnberg, 2005

Chewing the Borders oder kauen, um wach zu bleiben oder Widerstand im Widerspruch
Chewing the Scenery, 3rd Edition. Herausgegeben von Andrea Thal im Auftrag des Bundesamtes für Kultur als Teil des offiziellen Beitrages der Schweiz an der 54. Kunstbiennale Venedig, 2011

Unbehaglich durchgehend

Dieser für Conzepte (Redaktion: Sabine Rohlf, Jo Schmeiser) geschriebene Text erschien am 25. Januar 2013 online auf <http://www.conzepte.org> und in der internationalen Kunstzeitschrift „springerin“. Ein Buch mit allen Texten und *Conversations* erscheint im Herbst 2015 bei Zaglossus Wien.

Vor allem sind die Widersprüche meine Hoffnung.

Conversation – Projekt Conzepte

Dieses für Conzepte durchgeführte Gespräch ist online unter <http://www.conzepte.org> abrufbar. In diesem Buch werden nur die Passagen abgebildet, die von Rubia Salgado verfasst wurden. An dieser *Conversation* war auch Jamika Ajalon beteiligt. Sie und Rubia Salgado wurden von Conzepte eingeladen, sich auf das Lied „Strange Fruit“ zu beziehen. Ein Buch mit allen Texten und *Conversations* erscheint im Herbst 2015 bei Zaglossus Wien.

Deutschkurse für Migrant_innen als politische Bildungsarbeit und die Grenzen der interkulturellen Pädagogik. Reflexionen einer Lehrer_in

Magazin erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs, Ausgabe 5, Wien, 2008, <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/08-5/meb08-5.pdf>

Was ist ein Museum? Das Lehren und Lernen der hegemonialen Sprache Deutsch

Worlds & Knowledges Otherwise, Vol. 3, Dossier 2, 2010, <https://globalstudies.trinity.duke.edu/wp-content/uploads/2010/08/SalgadoGrzinicWKO3.2.pdf>

Aufrisse zur Reflexivität. Das Erlernen der hegemonialen Sprache in Museen

Art Education Research, Ausgabe 6, Zürich, 2012, http://iae-journal.zhdk.ch/files/2012/12/AER6_Salgado.pdf

Mehrsprachig aber monolingual? Ansprüche und Widersprüche der pädagogischen Praxis im Fach Deutsch als Zweitsprache in der Erwachsenenbildung

transversal 06/13, „a communality that cannot speak: europe in translation - eine kommunalität, die nicht sprechen kann:

europa in übersetzung“, <http://transversal.at/transversal/0613>

Kurswechsel 1/2013

Kulturrisse 2/2013

Online-Standard, 28. Juli 2013, <http://derstandard.at/1373513152070/Mehrsprachig-aber-monolingual>

Jede Einstimmigkeit ist dumm

Versorgerin #101, März 2014

Wie Anteilslose zu „Begünstigten“ (nicht) werden. Radikaldemokratische Hoffnung versus Frontex und dergleichen

Alles Equal! Über (politische?) Arbeiten in EU-Projekten.

Herausgegeben von Initiative Minderheiten im Rahmen der Equalpartnerschaft wip, Wien, 2007

Against die Herrschaft des Dokuments

Universalismus updaten. Herausgegeben von Initiative Minderheiten im Rahmen der Equalpartnerschaft wip, Wien, 2006

Nein, wir sind beim interkulturellen Rausch nicht dabei!

Kurze Notizen zum Integrationsleitbild

Kupf Zeitung 125, Linz, 2008

Partizipation und dokumentarischer Stil – Zur Kooperation von Künstler_innen und Migrant_innen in partizipatorischen Kunstprojekten

City Views. Ein Fotoprojekt mit migrantischen Perspektiven.

Herausgegeben von Martin Krenn, Turia + Kant, Wien, 2004

Kartografische Eingriffe

Urbanografien: Stadtforschung in Kunst, Architektur und

Theorie. Herausgegeben von Elke Krasny und Irene Nierhaus,

Verlag Dietrich Reimer, 2008

„Wir gehen nicht!“ Notizen zu einem Gemeinschaftsprojekt

von maiz, Klub Zwei und einer Gruppe von Asylwerberinnen

springerin, Band XVII, Heft 2, 2011

Wer fragt? Wer wird gefragt? Ein Interviewexperiment von
maiz und Klub Zwei
New Feminism. World of Feminism, Queer and Networking
Conditions. Herausgegeben von Marina Grzinic und Rosa
Reitsamer, Löcker Verlag, Wien, 2008. Übersetzung aus dem
Deutschen: Erika Doucette

Warum glaubst du, dass ich tanzen gehe?
KAPUzine, Mai-Juni-Juli 2005, Linz, 2005

Leck mich, ich komme! Provokationen des Rassismus und die
antirassistische Handlung von Migrant_innen
AUF, Wien, Mai 2006

*Für alle Onlinematerialien und Links im Buch gilt als letztes
Abrufdatum der 1. August 2015.*

der Übersetzung. Der Übersetzung des
 se. Der Übersetzung von
 r Übersetzung von Solidarität zwischen
 nschen mit gesichertem Aufenthalt.
 . Wie lässt sich Solidarität
 h. Ungleichen? Wo scheitert diese
 eitern?

Solidarität als Übersetzung
 Monika Mokre

Monika Mokre

Solidarität als Übersetzung
 Überlegungen zum Refugee
 Protest Camp Vienna

Herausgegeben von Andrea Hummer

Im November 2012 zogen Aktivist_innen vom größten Asylwerber_innenlager Österreichs nach Wien, um gegen die Lebensbedingungen von Asylwerber_innen zu protestieren. Sie errichteten ein Camp in Wien, besetzten eine Kirche, manche von ihnen traten in Hungerstreik. Über zahlreiche Stationen hinweg blieb die Bewegung bis jetzt unter dem Namen Refugee Protest Camp Vienna bestehen.

Das Refugee Protest Camp Vienna ist ein Versuch der Übersetzung. Der Übersetzung des Begehrens der Refugees in hegemoniale Diskurse – Menschenrechte, Integrationswille, Leistungsbereitschaft. Der Übersetzung von Lebensgeschichten in Gesetzesparagrafen. Aber auch der Übersetzung innerhalb der Bewegung – zwischen Menschen mit höchst prekärem Status und Menschen mit gesichertem Aufenthalt. Zwischen Menschen zahlreicher Nationalitäten, Asylsuchenden, Transmigranten, Sans Papiers, Männern und Frauen. Wie lässt sich Solidarität übersetzen, wie schafft man Solidarität zwischen Ungleichen? Wo scheitert diese Übersetzung? Und was entsteht aus diesem Scheitern?

ISBN: 978-3-903046-03-0

271

September 2015

15,- €

schichte dort beginnen zu lassen, wo mich
 chen Zeugen zu Ereignissen aus der
 ts im heutigen Kamerun erreichte, und
 ls Gepäck einer gegenwärtigen
 ese Weise kam es dazu, dass das Zeugnis zu
 Maboua aufgerufen wurde, nach dem du
 kte erst mit der Zeit, und in dem Prozess,
 in ein Verhältnis zu anderen
 hiv enthalten sind.

Choix d'un passé -
 transnationale Vergegenwärtigungen
 kolonialer Hinterlassenschaften
 Brigitta Kuster

Brigitta Kuster

Choix d'un passé
 - transnationale
 Vergegenwärtigungen
 kolonialer Hinterlassenschaften

Herausgegeben von Isabell Lorey

Brigitta Kusters Essay zur Aus/Wahl einer singulären Vergangenheit beleuchtet unterschiedliche Aspekte und Problemstellungen der Erforschung und Verarbeitung von Geschichte im Kontext des deutschen Kolonialismus. Er vergegenwärtigt die spezifische Geschichte des Mordes an Bisselé Akaba, der Ende des 19. Jahrhunderts im von den deutschen Kolonisierern so genannten Hinterland des heutigen Kameruns umgebracht wurde. Kuster balanciert die Inkommensurabilität eines kritischen Umgangs mit deutschen kolonialen schriftlichen, bildlichen und kartographischen Quellen auf der einen, mündlicher und lokaler Überlieferung auf der anderen Seite, und leistet damit einen metadisziplinären Beitrag zur postkolonialen Debatte um das koloniale Archiv bzw. die *bibliothèque coloniale*.

...inen und vom großen Gefängnis.
...e Gefängnis kommt man, wenn man
...iese Dummheiten zahlt. Das große
...barraga, das ist dann ganz Europa.
...nisse ist es schwieriger zu leben?
...t schwieriger. Beim kleinen Gefängnis
...vischt wirst, was du nicht machen sollst.
...as Falsches zu tun, sondern darum, wer
...nach einem besseren Leben.

Das große Gefängnis

Birgit Mennel

Monika Mokre (Hg.)

Das große Gefängnis

Aus dem Darija, dem Englischen, dem Französischen und dem Spanischen von Billel Hammani, Birgit Mennel und Monika Mokre

Gefängnisse erfüllen zentrale politische und ökonomische Funktionen. Sie sind industrielle Komplexe, die hohe Profite generieren und zugleich Internierungslager für diejenigen, die in dieser Gesellschaft unerwünscht sind. Darunter fallen zahlreiche Personengruppen, die nicht willens oder in der Lage sind, sich den Anforderungen des Spätkapitalismus im globalen Norden zu stellen.

MigrantInnen stellen eine der wichtigsten und zahlenmäßig größten dieser Personengruppen dar. Für sie ist das „kleine Gefängnis“ Teil und verdichteter Ausdruck des großen Gefängnisses der Gesellschaft, in der sie leben und an deren Teilhabe sie systematisch gehindert werden. Das große wie das kleine Gefängnis individualisieren und moralisieren gesellschaftliche Probleme und beantworten sie mit radikalem Ausschluss.

ISBN: 978-3-903046-00-9

273

Juli 2015

15,- €